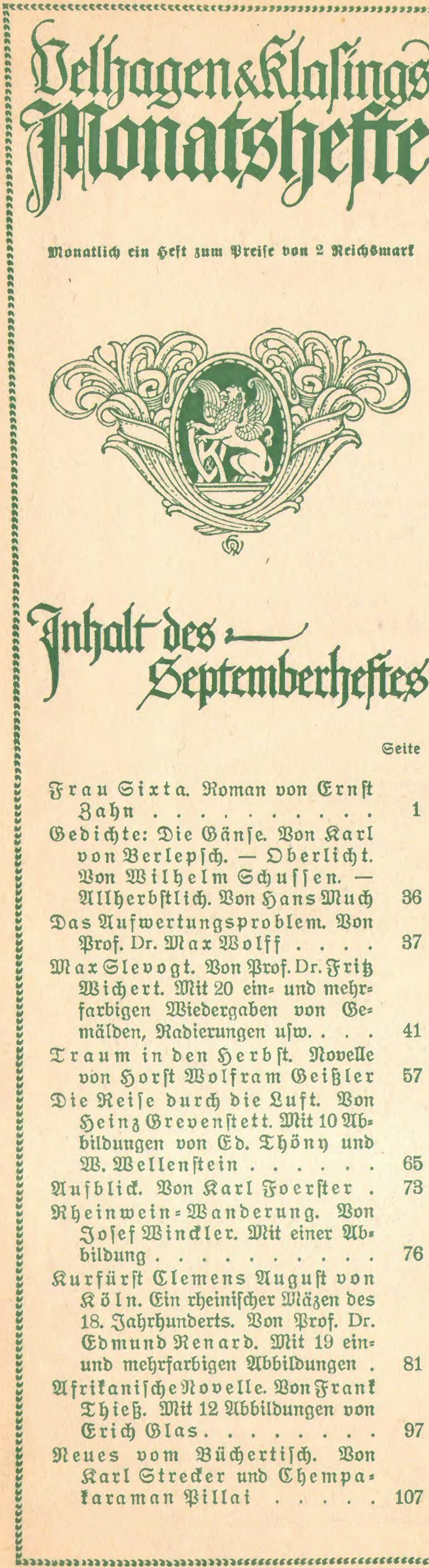
40. Jahrg. September 1925 / 1. Heft

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien



# Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

## Inhalt des Septemberheftes:

## Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:



## Kunstbeilagen in Tondruck:



★

## Geschäftliche Anzeigen:




# Schachmeister- und Borchard-Tanzplatten das Entzücken jedes Tanzsportlers

Die Platten sind erhältlich in allen offiziellen Verkaufsstellen der Deutschen Grammophon-Aktien-Gesellschaft und in den Grammophon-Spezialhäusern in Berlin, Breslau, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Kiel, Köln, Königsberg i. Pr., Leipzig, Nürnberg

DEUTSCHE GRAMMOPHON A.-G. BERLIN












Von jeher zeichneten sich die Zeiss-Feldstecher durch ihr großes Gesichtsfeld aus. Bei den seit einigen Jahren herausgebrachten Zeiss-„Weitwinkel"-Modellen tritt dies besonders hervor: ihr Gesichtsfeld ist fast das Doppelte anderer Feldstecher gleicher Vergrößerung. Wer zum ersten Male einen Zeiss-„Weitwinkel" vor die Augen hält, kann die Ueberraschung kaum unterdrücken: sah er bisher durch das gewöhnliche Galileirohr gleichsam wie durch ein Schlüsselloch in die Welt, so tun sich durch das Zeiss-Weitwinkel-Glas beide Flügeltüren auf. Weit ausgedehnt, herrlich plastisch und greifbar nahe liegt das Erschaute vor ihm. Lassen Sie sich im optischen Fachgeschäft Zeiss-Weitwinkel-Feldstecher vorlegen und vergleichen Sie selbst.

# ZEISS
## Feldstecher
### „Weitwinkel-Modelle"

ZEISS **Delturis** 8×24
mit Mitteltrieb M. 145.-
mit Okular-Einstellung **M. 130.-**

ZEISS **Deltrentis** 8×30 Universalglas für Reise, Jagd, Sport
mit Mitteltrieb M. 165.-
mit Okular-Einstellung **M. 150.-**

ZEISS **Delactis** 8×40. Besonders lichtstarkes Modell für Jagd und Marine. Mit Okular-Einstellung . . . . . . . . **M. 190.-**

Preise einschliesslich schwarzem oder braunem Lederbehälter und zwei Tragriemen für Glas und Behälter. Kompaß, Regenschutzdeckel, Gelbgläser und Sonnenblendgläser gegen mäßigen Aufschlag.

**Bezug durch die optischen Fachgeschäfte**

Illustr. Auswahlkatalog T 1 kostenfrei von Carl Zeiss Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.



# Empfohlene Töchterpensionate

**Altenburg**/Thür. ⋆ **Töchterheim Grawitter.** Grdl. Ausbild. i. Wissensch., Haushalt u. Gewerbe. Eig. Landh. — Näh. d. d. Vorst. **Ch. Wiedemann.** ADT

**Bad Reichenhall** Töchterheim „Constanze". Gelegenh. zu hausw., wissensch. Fortbildung. Geselligkeit, Erholung, Sport. Allererste Refer. Prospekt. **Frau Ada Wichterich,** Villa von Mann.

**Clarens-Montreux** Töchter-Pensionat Villa Rurik. Studium der Sprachen u. Musik. Prakt. hauswirtsch. Kurse. Empfehlungen in Deutschland. **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

**Dresden-A.** Strehlener Strasse 54, Villa. Tel. 43335. **Töchterh. Kartheuser-Paul.** Sorgf. häusl., wissensch., gesellsch. Ausbildg. Beste Verpfl. I. Ref. Frau **Kartheuser,** geb. Paul, früher 15 Jahre in Hannover.

**Dresden-A.** ⋆ **Töchterheim Anna Krause** Werderstr. 44 a. d. Lukaskirche. Fernruf: 41225. Wissenschaftl. Fortbildg. I. R. Neuzeitl. körperl. Ausbildg. Allererste Empfehl.

**Dresden-A.** ⋆ **Töchterheim Küster-Bertram.** Inhab.: **J. Kiessling,** gepr. Lehrerin. Villa Kaitzer Str. 18. Wissenschaften, Sprachen, Kunstpflege, praktische Fächer. — Beste Verpflegung. — Prosp. u. Ref.

**Dresden-A.** Elisenstr. 7a. Fernruf: 33808. **Pensionat für junge Mädchen.** Frau **Emma Mundinger.** Sorgf. Fortbild. durch erste Lehrkräfte. Ausl. im Hause. — Erstkl. Refer. — Pensionspreis 1800 Mk., bei monatl. Zahlung 2400 Mk.

**Dresden-A.** Goethestr. 12 **Sophie Voigts Töchterheim** verbund. mit **höh. Koch-, Haushaltgs.- u. Gewerbeschule.** Fortbildg. in Wissensch. u. Musik. Beste Verpfl. Eig. Villa. Prospekt.

**Eisenach** ⋆ **Töchterheim Brons,** Haushaltungsschule. Hainweg 22. Weiterbild. in Wissenschaften u. Musik. Auskunftsheft durch **Marianne Brons.**

**Eisenach** Bismarckstrasse 14. **Töchterheim Feodora** staatlich anerkannt. Prospekt und Arbeitsplan von Vorsteherin Fr. **M. Bottermann.** ADT

**Goslar** (Harz). **Töchterheim Holzhausen.** Gediegene Ausbildg. in allen Fächern, **wissenschaftl., hauswirtsch.** Ziel: **Frauenlehrjahr.** Prosp. d. d. Vorsteh.: Frau E. Holzhausen.

**Lausanne-** Signal, Schweiz. ⋆ **Grand Verger.** **Erstklass. Mädchenpensionat.** Neuzeitl. Einrichtungen. Prosp. m. Ansichten auf Anfrage. Beste Ref. Dir.: Mmes **Pflüger et Vine.**

**Montreux-Clarens**
**Virginia-College**
**Internationales, interkonfessionelles Töchterpensionat.** Haus I. Ranges. — Anmeldungen stets zeitig erbeten. Prospekt gegen 1 Mark (keine Marken) durch die **Direktion.**

**Rougemont,** Luftkurort a. d. Montreux—Oberland-Bahn. **Mädch.-Pens.** i. d. Alpen, 1010 m ü. M. Ärztl. empf. f. blutarme u. schw. Mädch. Milchk., Bergsport usw. 3-5mon. Kurse f. **Sprach.,** Hand. u. Mus. Pr. v. monatl. 130 Frs. an. Ref. Prosp. d. Dir. **S. Saugy.**

**Teufen**/St. Gallen Appenzell **Schweiz** Prof. **Busers Voralpines Töchterinstitut** Erstklassiges Töchterbildungsheim. Moderne Einrichtungen (Neubau). Während der **Sommerferien** geöffnet. — **Herbst-Schulbeginn:** 15. September.

**Thale a. Harz** ⋆ **Töchterheim Lohmann.** Gedieg. wissenschaftl., hauswirtschaftl. u. gesellschaftl. Fortbildg. Herrliche Waldlage am Fusse der Rosstrappe. Näh. Prospekt.

**Weimar** ⋆ **Institut Weiss.** Hausw., gewerbl. u. wissenschaftl. Fortb. f. jg. Mdch. Gross. Besitz, Park. Prosp. mit Referenzen durch **Dr. Curt Weiss** u. Frau.

*Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt. Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.*

# Empfohlene Unterrichtsanstalten

**Berlin W. 9,** Königgrätzerstr. 22 (Potsdamerpl.). **S.-R. Dr. Engel's Diagn. Laborat.** Staatl. anerk. Lehranst. z. Ausb. techn. Assistentinn. f. wissensch. Institute (Krankenanstalten usw.) i. Bakteriol., Serol., klin. Chemie u. Mikroskopie. Unters. v. Blut, Harn, Auswurf usw.

**RACKOW SCHULEN**
Begründet zu Berlin 1867. — Bisherige Besucherzahl 211000. **Berlin W.,** Wilhelmstr. 49, **Berlin C.,** Alexanderstr. 50, **Charlottenburg,** Tauentzienstr. 1, **Dresden,** Altmarkt 15, **Frankfurt a. M.,** Zeil 121, **Hamburg,** Glockengiesserwall 19, **Hannover,** Sophienstr. 6, **Köln,** Agrippastr. 13 (Rohloff), **Magdeburg,** Bismarckstr. 4, **Stettin,** Bismarckstr. 6 (Janke)
**Jahres- und Halbjahrs-Lehrgänge zur Vorbildung für den Kontorberuf**
Kürzere Lehrgänge in einzelnen Fächern (Klassen-, Privatzirkel- und Einzelunterricht). Prospekt und Auskunft frei.
**Rackows kaufmännische Privatschulen**

**Cassel** ⋆ **Blunck's Privat-Handelsschule** Semester-Beginn: April u. Okt. Werbeschr. d. d. Schulleitung.

**Dresden-N.** Sophienschule, Nieritzstr. 11 c. **Evangel. Haushaltungspensionat** für nur 12 gebild. junge Mädch. Gründl. Ausbildung. Aufnahme April u. Oktob. Prospekte durch die Leiterin: Oberin Diakonisse **D. Bauer.**

**Düsseldorf** ⋆ **Pädagogium Dr. Crull.** Ausgeb. Privatoberrealschule, gymn. u. realg. Nebenklassen. Sexta—Oberprima. Kleine Klassen. Indiv. Unterricht. Arbeitsstunden.

**Eisenach, Institut Burchardi,** Haushaltungs- u. Gewerbeschule für Mädchen mit Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
Abteilungen:
A. Töchterheim mit hausw. Jahr, Haushaltungsschule und Landwirtsch. Frauenschule.
B. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen.
C. Sem. f. Gewerbelehrerinn. f. Kochen u. Hauswirtsch.
D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftsk. (Gleichberecht. i. Preuß.) ADT

**Dr. Marie Voigts Bildungsanstalt Erfurt.** Hauswirtsch. Frauenschule. Grdl. hausw. Ausbild. Säuglingspfl. Wissensch. Fortbildg. Beste Empf.

**Godesberg/Rhein** u. **Herchen/Sieg. Evangelisches Pädagogium.** Oberrealschule und Realgymnasium mit Berechtigung zur Reifeprüfung. Internat in einzelnen Familienhäusern. Dir.: Prof. O. Kühne. Anfragen nach Godesberg erbet.

**Neuzeitliche Ingenieur-Ausbildung**
Technikum Hainichen i. Sachsen

**Halle/S.** **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.** Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

**Technische Oberschule Hildburghausen** Staatliche höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik. Studiendauer 6 Semester.

# Empfohlene Unterrichtsanstalten

**Erzieh.-Anst. zu Keilhau b. Rudolstadt, Thür.** (Landerziehungsheim). Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. Dir. Gerst. Fernr.: Rudolst. 185.

**Marburg / Lahn** **Wissenschaftl. Institut** Universitätsstrasse 30—33. Sexta bis Oberprima, 15 staatl. gepr. Lehrkräfte, alle Einricht. der öffentl. Schulen. Umschulung, besond. Förderkurse, individueller Unterricht. Arbeitsstunde. **Abitur für Damen.** Gewissenh. geleit. **schönes** Schülerheim nur für Knaben, gute Verpfl., Erziehung zu Pflichtbewuss sein, nationale Gesinnung, Werkunterricht, Spiel, Sport. Prospekte u. Erfolgeverz. durch **Direktor Dr. J. Müller.**

**Technikum Mittweida**

Programm vom Sekretariat des Technikums Mittweida i/S.

**Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.** Kleine gymn. u. real. Klassen: **Sexta-Reifeprüfg.** Reife f. OII u. Prima. Förderung körperl. Schwacher. Sport. **Verpfleg.** durch eigene Landwirtschaft.

**Potsdam - Hermannswerder 220**

**HOFFBAUER - STIFTUNG**

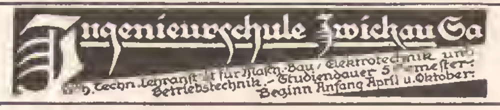
**Erziehungs- u. Unterrichts-Anstalten**

**Säuglingsheim, Kindergarten**

**Oberlyzeum** neuen Stils (Berecht. zum Univers.-Stud.), **Frauenschule** mit staatl. Berechtigungen.

„Das **Schülerheim**" der Staatl. Oberrealschule i. E. (ehemalige Jacobsonschule) zu **Seesen a/Harz** nimmt Schüler v. Sexta bis Oberprima auf. Besond. wohnl. Einrichtungen f. Schüler d. Oberstufe. Auskünfte durch d. Direktor d. Staatl. Oberrealschule i. E.

**Wernigerode · Harz-Pädagogium.** (HARZ). Höhere Lehranstalt. — Vorbereitung für alle Prüfungen u. Klassen. Herrl. Waldlage. Näh. d. Prosp.




*Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gern mitgeteilt.*

*Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.*

# Empfohlene Hotels u. Pensionen

**Bad Reichenhall** ⋆ **Haus Erika** (Bayer. Hochgebirg). In hervorragender Lage. Zentralheizung Sorgfältig gepflegte Küche.

**Basel** ⋆ **Park-Hotel Bernerhof** Altrenomm. Familienhotel inmitt. d. Parkanlag. a. Zentralbahnhof. Zimmer m. lauf. Kalt- u. Warmwasser, pro Bett von 4 Frs. an. **G. Maizet-Hertenstein**, Bes.

**Basel** ⋆ **Grand Hotel Victoria & National.** Familienhotel I. Ranges gegenüber d. Zentralbahnhof. Fliess. warmes u. kaltes Wasser i. d. Zimmern. Kein Eisenbahngeräusch. **Paul Otto**, Besitzer.

**Alpenhotel Bödele** ⋆ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg. Das Äquivalent für Engadin und Berner-Oberland. Prospekte u. Auskunft durch die **Direktion F. Freylinger.**

**Calw** Württ. Schwarzwald, Eisenbahnlinie Pforzheim—Horb. · **Hotel Waldhorn.** 1. Haus am Platze. — Pension von M. 7.50. Autogarage. Telefon 2 Besitzer **Gg. Ziegler.**

**Eisenach** ⋆ **Hotel „Der Rautenkranz".** Altbekanntes Haus I. Ranges. **Durch Umbau vollständig erneuert.** Fernsprecher 1532, 1533. Besitzer **Alb. Jordan.**

**Erfurt** ⋆ **Haus zum breiten Stein.** **Vornehmes Fremdenheim** am Theater. — Neuzeitlich eingerichtet. Gute Verpflegung. Fernruf 2360. Beste Empf.

**Schlossgut Fahrenbach** ⋆ **Fremden-Pension** b. Wunsiedel i. Fichtelgebirge, 630 m hoch, auf herrl. Vorhöhe der Kösseine. Vornehm. ruhiger Aufenthalt. Das ganze Jahr geöffnet. Wunderbare Spaziergänge mit herrlichem Rundblick. Ozonreiche Luft. Im Winter bestes Sportgelände. (Ski, Rodel, Eisweiher), 100 ha eigener Gutsbetrieb, eigene Jagd, Fischweiher und Geflügelzucht. Zimmer mit Frühstück, Mittagstisch und Abendessen 5 Mk Prospekt gratis.

**Innsbruck** **Hotel Tyrol** Vornehmes Familienhotel

**Lugano** **Hotel Victoria** a. Landungsplatz Paradiso. Aller neuzeitl. Komfort wie fliess. Wasser i. all. Zimmern. Privat-Appartem. m. Bad u. Toilette. Mittl. Preislage. Prospekte u. nähere Auskunft d. d. Besitzer **C. Janett-Tanner.**

**Luzern** ⋆ **Hotel Beau-Rivage.** Modernisiert, beim Quai. Pens. v. 16 Frs., Hochsaison v. 18 Frs. an. Zimm. v. 6 Frs., Hochsais. v. 8 Frs. an. Prima Küche. **C. Giger**, Bes.

**Luzern** ⋆ **Hotel du Lac** Nähe Dampfschiff, Bahnhof u. Post. Fliess. Wasser i. d. Z. Privatbäder. Restaurant. Flora-Garten. (Im Wint. 1924/25 vollständ. modernisiert.) **H. Burkard-Spillmann**, Direktor.

**Montreux** ⋆ **Grand Hôtel de Clarens** **Familienhotel I. Ranges.** Pensionspreis von 10 frs. an. Prospekte gratis. Inhaber: **H. A. Duffing.**

**Montreux** ⋆ **Grd. Hot. EDEN.** Bestbekanntes, von Deutschen bevorzugtes Haus, am See, neben Kursaal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. **E. Eberhard.**

**Nürnberg** **Hotel Weisser Hahn.** 3 Min. v. Hauptbahnhof. Königstr. Erstklass. Fremdenz. v. 3 M an Altbek. bürgerl. Führung. Strassenb. n. all. Richtg. Beliebt. Bier-Rest. — Jll. Werbebüchlein kostenlos. Bes. **R. Distler.**

**Promontogno** (Bergell), 850 m ü. d. Meer. (Post-Auto-Kurs St. Moritz - Maloja - Chiavenna.) **Hotel Bregaglia** Hotel ersten Ranges. Ausgezeichnete Lage, grossartiges Panorama. Grosser schattiger Garten. Ideale Zwischenstation von Italien und dem Engadin. Mannigfache Spaziergänge und Ausflüge, sowie Gelegenheit zu hochinteressanten Hochgebirgstouren. Vorzügliche Verpflegung Frs. 12.— per Tag, Pensionspreise bei längerem Aufenthalt. Auto-Garage. Saison März-November.

**Bad Pyrmont** Bathildisstr. **Kurpens. Carola Jansen.** Vorz. Verpfl., schöne ruh. Lage, 2 Min. v. d. Quellen u. Badehäus. Elektr. L., Balkon, Gart. m. Liegewiese. Kur beginnt am 1. April. Das ganze Jahr geöffnet.

**Schierke** ⋆ **Kurhotel Barenberger Hof.** Führendes Haus. Fliessendes Wasser u. Doppeltüren in jedem Zimmer. Fernsprecher 31 u. 57. Näheres durch die Direktion.

**Schierke** (Oberharz) ⋆ **Hotel Waldfrieden.** Altbek., vorneh. Familienhaus. Restaurant. Fliess. Wasser. Sol. Preise. Autohallen. Fernspr. Nr. 6. Näh. d. d. Bes. **C. Schinke.**

**St. Blasien** **Villa Gertrud.** **Südl. bad. Schwarzwald.** 800 m ü. M. Pension ab M 7.—. Für Erholungsbedürftige. Liegehallen. Privatveranden. Infektiöse streng ausgeschlossen. Prospekte gegen Rückporto.

**Wiesbaden** Hotel und Kochbrunnen Badhaus **Schwarzer Bock**

Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 220 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich aller Nebenausgaben von Mk. 9 — ab. Jahresbetrieb! F. 38. 6338. 6339. **Theodor Schäfer.**

# Empfohlene Hotels u. Pensionen

**Weggis (Schweiz)** **Hotel Albana.** Behagl. Haus in best. Lage. Gr. Waldpark. Zimmer mit fliess. Wasser. Herrl. Aussicht auf See u. Alpen. Sehr empfohlen. Volle Pension von 11.50 Fr. an. Prosp. bereitwilligst.

*Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt. Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.*

**Friedrichroda i. Thür.** **Hotel KURHAUS.**
FERNRUF 1 u. 2. **Fr. Eckardt & Söhne.**

**Bad Harzburg** ★ **Bodes Hotel** (vorm. Asche). Vornehmes, bestempfohlenes Haus. Wohnungen mit Bad. Sämtliche Zimmer mit laufenden warmen und kalten Wasser. Bes.: **Gebr. Bode.** Fernspr. 28.

**Bad Harzburg** ★ **Hotel Südekum** (Waldpark-Hotel Belvedere) ★ Im Schweizer Stil erbaut u. geführt, das ganze Jahr geöff. **Solbäder im Hause.** Zentralheizung, Doppelfenster, Doppeltüren überall. Zimmer mit lauf. kalt. u. warm. Wasser u. anschliess. Bad. Erstkl. internat. Küche, alle Mahlzeiten a. kl. Tischen. Unt. persönl. Leitung des Bes. **Otto Südekum.**

**München** Karlsplatz 11/12 **Rot Hahn Hotel** (Hotel Roter Hahn Telephon 51205) ★ 3 Min. v. Hauptbahnh., Omnibus Bahnh. Gegenüb. d. Justizpalast, Ausbl. auf d. städt. Anlagen. Knotenp. sämtl. Strassenb. Erstkl. Haus, ausgest. mit all. Bequemlichk. d. Neuzeit. 200 Betten. Zimm. m. Bad, fliess. Wasser. Vorn. Restaurant. Eigentümer **Adolf Zimmer**, Hofhotelier.

# Empfohlene Heilanstalten

**Kurhaus Nordrach** Bad. Schwarzwald. Für **Leichtlungenkranke** Sommer- und Winterkuren. Prospekte frei durch den Besitzer **L. Spitzmüller** u. den leitenden Arzt **Dr. Weltz.** Telegrammadresse: Kurhaus Nordrach.

**Sanatorium Bad Reichenhall 17: Neues Kurhaus.** Vornehme Kuranstalt — Wiener Küche — Fliessendes kaltes u. warmes Wasser — Zentralheizung — Autogarage — Prospekte.

**SOMMERSTEIN,** Heilbad b. Saalfeld (Thüringen). **Schroth'-** u. a. Regenerations-Kuren. Äusserst wirksam! Brosch. **V** frei!

*Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt. Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.*

# Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

**Adlerhütte · Post Wirsberg (Fichtelgebirge)**
**Funktionelle Neurosen vom 10. bis 40. Lebensjahre.**
Nervenarzt **Dr. Eduard Margerie.**

**Ahrweiler** **Kurhaus Ahrweiler**
**(Ahrtal-Rheinland).** Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen (Folgen von Encephalitis), Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: **Dr. von Ehrenwall**, Geheimer Sanitätsrat.

**Bayreuth** **Kurhaus Mainschloss**
Sanatorium für Nerven- und innere Leiden; physik.-diät. Kuranstalt. Hofrat **Dr. Würzburger.**

**Berlin · Kuranstalten Westend** vorm. Dr. Weiler — Dr. Schlomer's Kuranstalten f. Erholungsbedürft. u. Nervöse. Spez.: **Psychotherapie.** Morph.-, Alkoholentzieh.-Kuren etc. Sehr komf. Haus, gr. Park.

**Bad Blankenburg** **Thüringerwald** **Waldsanatorium Schwarzeck.**
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

**Braunlage** **Sanatorium Dr. Barner**
**im Oberharz.** Das ganze Jahr geöffnet. Tel.: 8 u. 12.
Sanitätsrat **Dr. Barner.** **Dr. Fritz Barner.**

**Bühlerhöhe** 800 m ü. M. bei **Baden-Baden**
Kurhaus 85 Betten, Sanatorium 60 Betten: f. Erholungsbedürftige, Nerven- und innere Kranke. — Sommer- und Wintersport.

**Chemnitz · Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung**
Phys.-diätet. Heilanstalt f. Leicht- u. Schwerkranke. Prospekte.
Tel. 2150. Chefarzt **Dr. Loebell.**

**Dresden - Weißer Hirsch,**
**Dr. Teuscher's Sanatorium** für Nerven- und innere Kranke.

**Freiburg i. Br.** **Sanatorium Rebhaus**
**(Schwarzwald).** Für Nerven- und innere Leiden.
Leitender Arzt: **Dr. Ludwig Mann.**

**Friedrichroda** **in Thüringen.** Sanitätsrat Dr. Bielings **Waldsanator. Tannenhof**
für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffwechselleiden. Rekonvalesz.

**Bad Gernrode—Suderode a. Harz**
**Dr. Facklams Sanatorium f. Nervenleidende.**
Alle modernen Heilmethoden. **Dr. Kaltenbach**, Nervenarzt.

**Kuranstalt Glotterbad** Oberglottertal, südl. bad. Schwarzwald.
Physikalisch-diätetische Kurmittel.
Eigene grosse Waldungen und Landwirtschaft 127 ha.
Ärzte:
Dr. Hoffner, Geh. Hofrat Dr. Noack (früher Dr. Lahmanns Sanat.).
Prospekte durch die Direktion.

**Kurfürstenbad „Godesberg"**
FÜR INNERE UND NERVENLEIDEN.
San.-Rat **Dr. Staehly.** Direktor **Butin.**

*Fortsetzung von voriger Seite.*

**Hamburg · Prof. Unna's Klinik** Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. **P.G.Unna** sen., **Dr. K. Unna, Dr. Paul Unna** jun. u. **Dr. G. W. Unna**

**Bad Harzburg Sanatorium Sophienhöhe**
**für Nervenkranke, innere Kranke u. Entziehungskuren.**
Das ganze Jahr geöffnet. Näh. d. Prosp. Bes. u. leit. Arzt **Dr. Görlitz.**

**Hedemünden a. d. Werra Sanatorium**
**für Nervenkranke.** Prof. Dr. Eichelberg.

**Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald Sanatorium**
**Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.**
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat **Dr. C. Römer.**

**Dr. Ferd. Wahrendorffsche Kuranstalt Jlten** b. Hannover, für **Nerven- u. Gemütskranke.** Offene, halboffene u. geschloss. Häus. Gross. eig. Landwirtsch. m. Beschäftigungsmögl. Mod. Therapie. Vier Ärzte. Näh. durch Anfragen. Fernruf: Hannover Nord 324.

**Kennenburg** bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat **Dr. R. Krauss.**

**Bad Liebenstein · Sanatorium Liebenstein**
**in Thüringen, S.-M. DDr. Eichler-Seige.** Jahresbetrieb. Klin. geleit. Kuranstalt f. innere u. Nervenkr. Alle mod. Heilbeh.

**Kurhaus Bad Nassau**
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Aerztl. Leiter: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

**Bad Neuenahr · Sanatorium Dr. Ernst Rosenberg**
**für Magen-, Darm-, Zucker- etc. Kranke.** Alle Ernährungskuren. Insulinbehandlg. Das ganze Jahr geöffnet. Unbehind. Einreise.

**Haus Rockenau bei Eberbach/Baden.**
Telegr.: Sanatorium Eberbach/Baden.
Telephon: Eberbach 4.
**Nervenkranke, Neuralgien, Erschöpfungszustände, Entziehungskuren,** d. h. rationelle Behandlung aller Krankheiten, welche zum gewohnheitsmäßigen Gebrauch von **Morphium** und anderen narkot. Mitteln, **Alkohol, Schlafmitteln** etc. führten. Offene Anstalt. **Dr. Fürer.**

**Rockwinkel · Sanat. f. Nerven- u. Gemütskranke**
**bei Bremen.** Aufnahme von Dauerpensionären
Entziehungskuren. Fernspr.: Oberneuland 51. **Dr. Benning.**

**Schierke Sanatorium Schierke im Harz**
(das ganze Jahr geöffnet). Ärztl. Leitung: Dr. H. Laufer, kaufm. Leitung: Th. Johannsen. Näh. Prosp. Fernsprecher 29, 30, 62.

**Sülzhayn Sanatorium Hohentanneck**
**im Südharz. für Leicht-Lungenkranke.**
Ärztl. Leiter: **Dr. med. E. Awe.**

**Sülzhayn Sanatorium Stubbe**
**(Süd-Harz) für Leicht-Lungenkranke.**
Ärztlicher Leiter: San.-Rat **Dr. E. Kremser.**

**Kurhaus Tannenfeld** **für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.**
**b. Nöbdenitz, Thüringen**
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

**Sanatorium Theresienhof b. Goslar a. Harz**
**für innere u. Nervenkranke.**
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat **Dr. Gellhorn.**

**Sanatorium Wehrawald**
**b. Todtmoos, bad. Schwarzw.,** 861 m ü. M. Höchstgel. Privatheilanst. Deutschlands f. **Lungenkranke.** Leit. Arzt: **Dr. K. Kaufmann.**

**Wiesbaden Sanatorium Dr. Arnold**
für Magen-, Darm-, Zucker-, Stoffwechsel- und innere Kranke. Rekonvaleszenten. Das ganze Jahr geöffn. **Dr. med. Julius Arnold.**

**Woltorf (Braunschweig) Heilanstalt**
Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Fernsprecher Peine 288. Leitende Aerzte: **Dr. Alber, Dr. Kruse.**

**Wyk-Föhr-Südstrand**
**S.-R. Dr. Gmelin's**
**Nordseesanatorium**
**Sanatorium** für Erwachsene u. Familien. Vor- u. Nachsommer ermäss. Preise. — Zweiganst.: **Pädagogium,** höh. Schule mit Internat f. Kn. u. Mädch. **Jugendheim,** ohne Unterricht. Kurpark, eig. Strand.

# WILDBAD

**Staatl. Thermalbad im Württ. Schwarzwald.**
Weltbekannter Kur- und Badeort · 430 M. ü. d. M. · Linie Pforzheim-Wildbad
Glänzend bewährt bei Gicht · Rheumatismus · Nervenleiden · Unfallbeschädigungen
Alle neuzeitlichen Kurmittel · Sport · Fischerei · Theater · Bergbahn a. d. 750 M. hohen Sommerberg
Auskunft durch Badverwaltung oder Kurverein.

# BAD Kissingen

**Kurzeit: 16. März—November.**

**Magen — Darm — Herz — Fettsucht — Gicht — Verkalkung.**

**Rakoczy-Trinkkur * Kohlensaure Sole- und Moorbäder**

**Jeglicher Sport und Komfort des Weltbades. Mineralwasserversand durch die Bäderverwaltung. — Auskünfte durch den Kurverein und die Reisebüros.**




(Speisesaal 1. Klasse D. Deutschland)

## FÜR ÜBERSEEREISEN

werden d. Dampfer „**Albert Ballin**", „**Deutschland**", „**Resolute**" u. „**Reliance**" vorzugsweise benutzt. Grösste Wohnlichkeit und künstlerisch vornehme Ausgestaltung der Passagierräume, verbunden mit höchster Sicherheit und dem bekannt ruhigen Gang dieser Dampfer, verbürgen eine Reihe sorgloser Tage. — Ausgezeichnete Verpflegung und sorgfältige Bedienung der Reisenden in allen Klassen haben diese Dampfer beim Publikum ausserordentlich beliebt gemacht. — Den Reisenden aller Klassen steht eine ausgewählte Bibliothek zur Verfügung, ebenso ist für Unterhaltung und Zerstreuung aufs beste gesorgt. — Alles Nähere aus den reich illustrierten Prospekten ersichtlich. — Abfahrten ca. alle 5 Tage.

Auskünfte und Drucksachen durch

## HAMBURG-AMERIKA LINIE (Hapag)

**HAMBURG, Alsterdamm 25**

und deren Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Gemeinsamer Dienst mit

## UNITED AMERICAN LINES (Harriman)

# BERCHTESGADEN

***der vornehmste Luftkurort des Bayer. Hochlandes (500—1000 Meter)***

Vornehme und einfache Unterkunft. — Mässige Preise. — Näheres Kurdirektion.

## Das Kurhaus-Berchtesgaden (Kaiserin-Augusta-Viktoria-Kurhaus u. Grandhotel)

**Berchtesgadens vornehmste und schönstgelegene Gaststätte**

Telegramm- und Briefadresse: Kurhaus. — Fernruf: Berchtesgaden No. 6 und 279. — Auskünfte durch die Hotelleitung.



## SOLE-KURBAD Berchtesgaden

**(früher GISELA-BAD) spez. für Herz- u. Nervenleiden**

Einziges Sole-Bad am Platze. Sole von mächtiger Heilkraft direkt aus der Quelle des staatl. Salzbergwerkes. Erhöhte freie Lage, neu umgebaut, mit allem Komfort der Neuzeit. Sämtl. mediz. Bäder, Dampfbäder, Inhalatorien mit den neuesten Apparaten, gesamtes elektr. Heilverfahren. Wasserkuren nach Pfarrer Kneipp. Getrennte Herren- u. Damen-Abt.

a) Herren-Abt.: bedient durch gepr. Bademeister;
b) Damen-Abt.: bedient durch eigens hiezu berufene und ausgebildete Schwestern v. Kloster Mallersdorf.

Im Hause erstkl. Fremdenzimmer m. Balkons u. herrl. Gebirgsfernsicht, namentl. f. Leidende u. Rekonvaleszenten, weil auch geprüft. Krankenpersonal i. Hause. Grosser, schatt. Berg-Park. Zentralheizg. Daher f. Herbst- u. Winteraufenthalt, namentl. f. Ruhebedürftige, auch ausserhalb der Saison, sehr geeignet. Prospekte u. Auskünfte durch die Direktion **Rückert & Co.**

## HAUS GEIGER

Pension in schönster aussichtsreicher Südlage, besonders auch für den Winter geeignet. Bes. **F. Geiger.**

## HOTEL ZUR KRONE Bahnhofstrasse

Telephon Nr. 18. Gut bürgerliches Haus.
Sehenswürdigkeit: Stube i. Berchtesgadner Stil.

## Leubners Hotel-Pension Villa Auguste Schloss Gemundberg

Bevorzugter sonniger Sommer- u. Winteraufenthalt mit allem Komfort der Neuzeit. Gleiche Leitung Hotel Post Walchensee.

## PARKHOTEL SCHIFFERLEHEN

Vornehmes Familien- u. Passantenhaus. Wunderbare Höhenlage. 10 Minuten von den Bahnhöfen. Bes. **Findler.**

## Pension Hohe-Warte

am Luitpoldhain, gemütl. Heim in bequem. Südlage. Balkonzimmer. Wiener Küche. Sommer- u. Winterbetrieb. Fernr. 332. Pensionspr. Hochsaison v. 7 Mk., vorher u. nachher Ermässigung. Inh. **H. & G. Frommel.**

## LANDHAUS SCHÖNSICHT

Vornehme Familienpension mit allem Komfort, Südseite, Liegebalkon. Fernsprecher Nr. 256. Beste Verpflegung.

## Pension Villa Bergheim

**Gmundberg**, vorn. Familienhaus in feinster, freier Lage, nächst dem Grand-Hotel, nur Balkon-Zimmer m. freier Auss. a. d. Berge. Südlage, komf. einger., Zentralh. Tel. 113. Telegr.-Adr.: Bergheim Berchtesgaden.

# Bad Ems

**Das weltberühmte Heilbad · Die historische Erholungsstätte.**

D-Zugstation der Strecke Coblenz — Giessen — Berlin (17 km von Coblenz).

**Empfohlen** von den **bedeutendsten Ärzten** durch die **Jahrhunderte** bei Erkrankungen der Luftwege (Katarrhen, Asthma, Emphysem, Folgezuständen von Grippe, Rückständen von Lungen- und Rippenfellentzündung), Katarrhen der Verdauungs- und Unterleibsorgane, Frauenleiden, Herz- und Kreislaufstörungen, Gicht- und Rheumatismus.

**Natürliche kohlensaure Bäder, Inhalatorien, Pneumatische Kammern, Staatl. ärztl. Untersuchungsanstalt / Vielseitige Unterhaltungen u. Sport jeder Art.**

Zimmer mit voller Verpflegung v. RM 5.- an / Einreise u. Aufenthalt unbehindert. Personalausweis (der Ortsbehörde) mit Lichtbild oder Reisepass genügt.

Druckschriften kostenlos durch die Staatl. Bade- und Brunnendirektion Bad Ems.

*Emser Wasser, Emser Pastillen, Emser Quellsalz,*
**die natürlichen Heilmittel.**

Schutz-  Marke


Aerztlich geleitetes
## Erholungsheim in Erdmannshain

bei Naunhof, Bez. Leipzig, herrlich am Walde gelegen, in klimatisch denkbar günstigster Lage, bietet Erholungsbedürftigen jeder Art und leicht Nervenkranken bei reichlicher Kost und streng individueller Behandlung beste Aussicht auf rasche Kräftigung. Entziehungskuren von Morphium, Cocain usw. Ganzjährig geöffnet.
**San.-Rat Dr. F. Lehmann.**

**Diätet. Kuren** Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr

## Stottern

(Sprechangst) heilt **Prof. Rud. Denhardts Anstalt, Eisenach/Th. Prosp. fr.**




Arterienverkalkung wird zum Stillstand und die beängstigenden Symptome werden zum Verschwinden gebracht durch ein in der ärztl. Fachpresse und von Autoritäten auf Grund klinischer Versuche bestens empfohlenes Mittel. Verlangen Sie klinische Berichte und Literatur kostenlos.
SARSA
chem.-pharm. G.m.b.H.
Berlin-Friedenau 8.

## Kurhaus und Palast-Hotel Radium-Solbad Kreuznach

Haus allerersten Ranges von vornehmster Heimkultur mit Sol-, Radium- und Süßwasserbädern.

Das ganze Jahr geöffnet. — Keine Einreise-Erschwernisse. — Direkte Schnellzüge und Gepäckabfertigung. — Friedenspreise.

**Privates ärztl. Entbindungs-Institut in Oberbayern.**
Anfr. u. 9639 an Velh. & Kl. Anz.-Verwaltg., Abt. Monatsh., Leipzig.

# Baden-Baden
## Hotel u. Badhaus Zähringer Hof

Vornehmes, behagliches Familien-Haus m. jegl. Komfort. Neumöblierung 1925. Fliess. Kalt- u. Warmwasser in allen Zimmern. Privatbäder m. W. C. u. Thermalwasserzuleitung. Eig. Thermalbadehaus z. Kurgebrauch. Gr. Park m. Ruheplätzen. Auto-Einzelboxen. Vorteilhafte Pensionsbed. **Staatstelephon auf allen Stockwerken.** Fernruf 180/184. **Otto Koberling.**




# *Sooden-Werra*

**das schönste Solbad inmitten herrl. Bergwaldungen.** — Bedeutendes Inhalatorium, Gradierwerke, pneum. Kammern, Sol- und Kohlensäurebäder, Elektrotherapie. Besondere Heilerfolge bei Katarrhen der Atmungsorgane, Asthma, Rheuma, Ischias, Herzkrankheiten, Frauenleiden, Skrofulose. **Kurzeit April—Oktober.**

**Kurhotel Gundlach,** vornehmes Familienhaus.

## Magen-, Darmkranke,

Nerven-, Herz- u. innere Kranke finden sorgfält., spezialistische Behandlung bei erstklassig. Verpflegung u. mäßigen Preisen im **Sanatorium Woltersdorfer Schleuse, Erkner 5 bei Berlin.**
Herrliche Lage. Ärztl. best. bekannt.
Dr. Curt Pariser. Dr. R. Fritz Weiss.

## Braunlage

im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.
*Kurverwaltung* ⋆ *Tel. 40*

 **Augen-** Heilanstalt **Dr. Rehm Eisenach.** Spez. Methoden. ✱

# OBERHOF

**Der alpine Luftkurort im Thüringer Wald.** 800—1000 m ü. d. Meer. ⋆ Golf- und Tennissport. Schnellzugstation Berlin-Kissingen-Stuttgart-Mailand. Prosp. durch die **Kurverwaltung.**

**Wünscher's Parkhotel** ⋆ Besitzer E. WÜNSCHER.

# Svend Fleurons Tierromane

Fleurons Tierbücher sind Schatzkammern voll von ästhetischen Genüssen, voll von Unterhaltendem, voll von Seelen- und Formenpracht, voll von Weltmusik, ersehnter Asylruhe, von Schönheit. (Walter von Molo)

Nach Hermann Löns ist mit dem Dänen Svend Fleuron ein neuer großer Tierdichter erstanden. Ja, die literarische Kritik sagt anläßlich seiner letzten Bücher von ihm, daß er in der Erfassung der Tierseele noch über jenen hinausgewachsen sei. Fleurons Kunst liegt in der beglückenden Fülle des Neuen, Unerhörten, was er vom Tier weiß; ihm ist es zuerst gelungen, das Wesen des Tieres in seinen geheimsten Wurzeln zu erkennen und das jeder Kreatur eingeborene Lebensgesetz in seinen Auswirkungen dichterisch zu gestalten. Dabei treten seine Helden nie aus dem engbegrenzten Kreis tierischen Lebens heraus. Er zeigt nackt und unverkünstelt, wie sich an ihnen, getreu den jeweiligen Anlagen — wild, gefräßig, räuberisch, verschlagen, listig, gelassen, trotzig — ihr naturbestimmtes Schicksal erfüllt. „Seine Helden sind oft von heroischem Maße und durch die vollendete Einbeziehung der Umwelt werden sie zu Naturmythen von der Majestät der alten Sintflutgeschichten oder der altgermanischen Edda. Fleuron hat unserem heutigen Erlebnis des Tieres den endgültigen Ausdruck gegeben." (Tägl. Rundschau)

Es erschienen bisher:

**Meister Lampe.** Ein Hasenroman. 10. Tsd.
„Der vorliegende Tierroman ist meisterhaft in seiner Art, und wenn die Hasen schreiben könnten, so würde man glauben, ein Hase habe hier den Roman seines Geschlechts geschrieben." (Will Vesper in „Die schöne Literatur".)

**Strix.** Die Geschichte eines Uhus. 19. Tsd.
Fleurons dämonischstes Buch! Der unbändige Lebenstrieb ist in diesem Uhu verkörpert, der immer wieder über Menschenverfolgung triumphiert, einen Heldenkampf besteht, bei dessen Schilderung uns der Atem stockt.

**Die rote Koppel.** Geschichte einer Fuchsfamilie. 15. Tsd.
Die Lebensgeschichte vier junger Füchse — jeder ein Charakter — die wild und mordlustig, ja beinah wölfisch in ihrem Treiben geworden sind. Wie in der Tiersage, so ist auch hier der Fuchs das einzige Tier, das sich allen Fährnissen gewachsen zeigt.

**Schnock.** Die Geschichte eines Hechtes. 10. Tsd.
Vom spannenlangen Junghecht bis zum ehrwürdigen und furchtbaren Beherrscher der Gewässer schildert Fleuron Schnocks Schicksale und Taten, die bestimmt sind durch Fraß und Gier und in denen dennoch die Größe des Naturgesetzes liegt.

**Wie Kalb erzogen wurde.** Geschichte eines Hirschkalbes. 10. Tsd.
Eine Tiergeschichte, die von den ersten Lebensjahren eines jungen Hirschkalbes erzählt, voll Liebe zu der freien, ungebändigten Natur, die noch nicht in Menschenhände gefallen ist. Ein tiefes, geschwisterliches Verständnis spricht aus diesem Buche. (Tägliche Rundschau.)

**Ein Winter im Jägerhofe.** Skizzen aus dem Jagdleben. 12. Tsd.
Das Buch schildert das Weidmannsleben aus persönlichen Erinnerungen des Dichters, mit allen seinen Mühen und Beschwerden, aber auch mit seinen Freuden und Triumphen.

**Katzenvolk.** Eine Familienchronik. 10. Tsd.
Hier läßt uns der Dichter in seiner meisterhaften Einfühlung in die Tierseele die Schicksale einer Katzenfamilie erleben, deren jedes Glied aus List, Trieb und Instinkt heraus seiner Daseinsbestimmung entgegenwächst.

**Schnipp Fidelius Adelzahn.** Ein Dackelroman. 15. Tsd.
Die Lebensgeschichte eines Dackels, die ihn ganz als Raubtier faßt und die Entfaltung seiner Instinkte schildert, auch im Stadtleben unter verschiedenen Herren, bis er endlich bei einem Weidmann in der Verfolgung von Fuchs und Dachs seines Daseins höchste Zeiten erlebt.

Jedes Werk broschiert M 3.—, Leinen M 5.—, Halbleder M 6.50

Als neuestes Buch von Fleuron erschien:

**Der Graf auf Egerup.** Roman. Mit 8 Zeichn. von E. Pinner. Br. M 5.—, Lein. M 7.50.
Thema des Romans ist der Kampf zwischen der freien, ursprünglichen Natur und dem fressenden Moloch Großstadt, der mit gierigen Armen Land und Wald einsaugt. Der Dichter zeigt diesen Prozeß unserer vernichtenden mechanistischen Großstadtentwicklung in eindrucksvoller Schilderung des Untergangs der Wälder von Egerup mit seiner Tierwelt und dem Schicksal des naturverketteten Grafen auf Egerup. Hier hat Fleuron über Landschaftsroman und Tierdichtung hinaus ein bedeutsames Zeitbuch geschaffen.

*Man verlange Sonderprospekt über Svend Fleuron!*

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

# = Deutsche Bücher =

empfohlen von den Verlegern

## Bongs
# Goldene Klassiker-Bibliothek

„Die Texte sind sorgfältig revidiert, von den ersten Literarhistorikern geschriebene Einleitungen führen in den Dichter und seine Werke ein, und reichhaltige Erläuterungen erleichtern das Verständnis. So kommt dieser Goldenen Klassiker-Bibliothek nicht nur ein literarisches, sondern zugleich ein ethisches und nationales Verdienst zu. Sie ist für das Haus ebenso wertvoll wie für den Gebrauch der Schule." (Danziger Zeitung.)

**Anzengruber**, 7 Bände.
**Anzengruber**, Dramen, 3 Bände.
***Arndt**, 4 Bände.
**Arnim**, 2 Bände.
**Arnim und Brentano**, Des Knaben Wunderhorn, 2 Bde.
**Bürger** (Kritische Ausgabe), 2 Bände.
**Chamisso**, 1 Band.
**Chamisso** (Vollständige Ausgabe), 2 Bände.
**Droste-Hülshoff**, 2 Bände.
**Eichendorff**, 2 Bände.
***Fouqué**, 1 Band.
**Freiligrath**, 2 Bände.
***Goethe** (Auswahl), 5 Bände.
**Goethe** (Erweiterte Ausgabe), 10 Bände.
**Goethe** (Vollständige Ausgabe), 26 Bände (nur in Halbleder lieferbar).
**Grabbe**, 2 Bände.
**Grillparzer**, 4 Bände.
**Grillparzer** (Vollständige Ausgabe mit Register) 8 Bände.
**Grimmelshausen**, 3 Bände.
**Grün**, 3 Bände.
**Gutzkow**, 4 Bände.
**Gutzkow** (Erweiterte Ausgabe), 7 Bände.
**Gutzkow**, Ritter vom Geiste, 3 Bände.
**Halm**, 2 Bände.
**Hauff**, 3 Bände.
**Hebbel**, 4 Bände.
**Hebbel** (Werke und Tagebücher), 6 Bände.
**Hebel**, 2 Bände.
**Heine** (13 Teile), 4 Bände.
**Heine** (Erweiterte Ausgabe, 15 Teile), 5 Bände.
**Herder**, 3 Bände.
**Herder** (Erweit. Ausg.), 6 Bde.
**Herwegh**, 1 Band.
**Hoffmann** [E. T. A.], 7 Bände.
**Hoffmann von Fallersleben**, 2 Bände.
**Hölderlin**, 2 Bände.
**Homer**, 2 Bände.
**Immermann** (Münchhausen mit Oberhof), 1 Band.
**Immermann**, 3 Bände.
***Jean Paul**, 3 Bände.
***Jean Paul** (Erweiterte Ausgabe), 5 Bände.
**Keller** [Gottfried], 5 Bände.
**Keller** [Gottfried], (Erweiterte Ausgabe), 6 Bände.
**Kerner** (Justinus), 2 Bände.
**Kleist** (Heinrich v.), 2 Bände.
**Lenau**, 2 Bände.
**Lessing**, 3 Bände.
**Ludwig**, 2 Bände.
**Mörike**, 2 Bände.
***Nestroy**, 1 Band.
**Nibelungenlied** (Uebersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext), 1 Band.
**Novalis**, 2 Bände.
**Raimund**, 1 Band.
**Reuter**, 5 Bände.
**Scheffel**, 3 Bände.
**Schenkendorf**, 1 Band.
**Schiller** (Auswahl), 5 Bände.
**Schiller** (Vollständige Ausgabe), 10 Bände.
***Shakespeare**, 4 Bände.
***Shakespeare** (Vollständ. kommentierte Ausgabe), 5 Bände.
**Storm**, 3 Bände.
**Sturm und Drang**, 2 Bände.
**Tieck**, 2 Bände.
**Uhland** (Schulausgabe), 1 Band.
**Uhland** (Erweiterte Ausgabe), 2 Bände.
**Wagner** [Richard], 6 Bände.
**Zschokke**, 5 Bände.

**Die brauchbarsten und wertvollsten Ausgaben auf gutem, holzfreiem Papier!**

Die mit * bezeichneten Klassiker umfassen in den Halb- und Ganzlederausgaben je einen Band mehr.

Preis jedes Bandes in Halbleinen 4.20 M., in Ganzleinen 4.80 M., in Halbleder 8 M., in Halbleder mit Goldschnitt 10 M., in Ganzleder 12.50 M.

---

# Albert Sergel, Saat und Ernte

## Die deutsche Lyrik um 1925 / In Selbstauswahlen der Dichter u. Dichterinnen

Mit kurzen Eigenbiographien und Angabe ihrer Werke. Herausgegeben von Albert Sergel.

**In Ganzleinen 8 M.**

„Der 500 Seiten starke Ganzleinenband in seiner schönen Ausstattung gibt einen prachtvollen Ueberblick über das Schaffen der lebenden deutschen Dichtergeneration. Das Buch sei als Geschenk aufs wärmste empfohlen." (Königsberger Anzeiger.)

„Die neue Anthologie ist ausgezeichnet." (H. Salus.)
„... Ich beglückwünsche Sie und Herrn Dr. Sergel zu der schönen Ausgabe dieses wertvollen und wichtigen Bandes. Er wird sicher der deutschen Lyrik neue Freunde verschaffen." (Theodor Tagger.)

# Bongs Jugendbücherei

Unterhaltend, spannend, belehrend. Reich illustriert. Bunte Beilagen.

**Die schönsten Märchen der Weltliteratur.** Gesammelt und mit einer Einleitung herausgegeben von Prof. **Friedrich v. der Leyen.** 2 Bände.
**Das Sternenzelt und seine Wunder.** Von Dr. Joseph Plaßmann, Prof. an der Universität zu Münster i. Westf.
**Gemälde und ihre Meister.** Mit erklärenden Texten berufener Führer und Freunde der Jugend sowie einem Geleitwort von Stadtschulrat Dr. Arnold Reimann.
**Unter den Wilden: Entdeckungen und Abenteuer.** Von Dr. Adolf Heilborn.
**Wilde Tiere.** Von Dr. Adolf Heilborn.
**Seelenleben unserer Haustiere.** Von Dr. Th. Zell.
**Leben und Treiben zur Urzeit.** Von Dr. O. Hauser.
**Deutsche Dichter.** Von Felix Lorenz. Mit Proben aus den Werken der Dichter.
**Berühmte Musiker und ihre Werke.** Unter Beteiligung berufener Mitarbeiter herausgegeben von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Richard Sternfeld.
**Im Wunderland der Technik: Meisterstücke und neue Errungenschaften.** Von Hans Dominik.

Gebunden in Halbleinen je 4.50 Mark.

In Kürze erscheinen folgende Bände:

**Das Buch der Chemie: Errungenschaften der Naturerkenntnis.** Von Hans Dominik.
**Das Buch der Physik: Errungenschaften der Naturerkenntnis.** Von Hans Dominik.
**Der Sport der Jugend.** Von Dr. Edmund Neuendorff.

**Von Schulmännern Deutschlands, Österreichs und der Schweiz, von Erziehern, sowie den Prüfungsausschüssen für Jugendschriften bestens empfohlen.**

... Prächtige Bücher! In allen Einzelheiten wohlgeraten. (Jugendschriften-Ausschuß, Lübeck.)
... die geborene Schulprämie und ein Geschenkwerk ersten Ranges für die Jugend. (Geh.-R. Prof. Dr. Trendelenburg, Berlin.)

— Ausführliche Prospekte bitte verlangen! —

**Berlin W 57 * Deutsches Verlagshaus Bong & Co. * Leipzig**

# Deutsche Bücher

empfohlen von den Verlegern

## Romane berühmter Männer und Frauen

Mit vielen historischen Abbildungen, Dokumenten usw.

**Johann Strauss**, der Walzerkönig. Von Fritz Lange.
**Lukrezia Borgia.** Roman von A. Schirokauer.
**Michelangelo.** Der Roman eines Titanen. Von Herm. Cl. Kosel.
**Mozart.** Ein Künstlerleben. Roman von Ottokar Janetschek.
**Der Kampf um Babylon.** Eine Trilogie. Der erste Band ist von H. Vollrat Schumacher begonnen; das großangelegte Werk wurde fortgesetzt von Heinz Welten.
**I. Nitokris**, die Priesterin der Istar. (Babylons Erwachen.) — **II. Nebukadnezar**, der König der Könige. (Babylons Größe.) — **III. Belsazar.** (Babylons Ende.)
**Albrecht Dürer.** Roman aus Nürnbergs Blütezeit. Von Herm. Cl. Kosel. **I. Jugend und Wanderjahre. II. Der Meister. III. Der Apostel.**
**Elisabeth**, Kaiserin von Österreich, Königin von Ungarn, die Leidgekrönte. Roman von P. Gerh. Zeidler.
**Mirabeau.** Roman aus der Französischen Revolution. Von A. Schirokauer.
**Elisabeth von Platen.** Eine deutsche Pompadour. Von P. Gerh. Zeidler.
**Graf von Brühl.** Der Roman eines Mächtigen aus galanter Zeit. Von Rita Sonneck.
**Die letzte Königin von Neapel.** Von C. R. Vietor.
**Prinz Louis Ferdinand.** Ein Buch von Liebe u. Vaterland. Von A. Semerau.
**Johann von Leiden.** Roman aus der Zeit der Wiedertäufer. Von H. Freimark.
**Maria Theresia.** Von Zdenko von Kraft.
**Ein livländisch Herz.** Katharina I. von Rußland. Von H. Freimark.
**Die Gräfin Kosel und der Porzellan-Erfinder Böttger.** Roman aus der Zeit Augusts des Starken. Von A. Stiehler.
**Die letzte Zarin.** Alexandra Feodorowna. Von G. von Brockdorff.
**August der Starke.** Der erste deutsche König in Polen. Von A. Schirokauer.
**Napoleon III.** Ein Märchen auf dem Thron. Von H. Vollrat Schumacher.
**George Sand.** Ein Buch der Leidenschaft. Von Dora Duncker.
**Marie Antoinette.** Einer Königin Liebe und Ende. Von H. Freimark.
**Kaiserin Eugenie.** Der Weg zum Thron. Von H. Vollrat Schumacher.
**Marquise von Pompadour.** Roman aus galanter Zeit. Von Dora Duncker.
**Lola Montez.** Von Jos. Aug. Lux.
**Lassalle.** Ein Leben für Freiheit und Liebe. Von A. Schirokauer.
**Ein Liebesidyll Ludwigs XIV.** Louise de la Vallière. Von Dora Duncker.
**Grillparzers Liebesroman.** Die Schwestern Fröhlich. Roman aus Wiens klassischer Zeit. Von Jos. Aug. Lux.
**Der Roman einer Kaiserin.** Katharina II. von Rußland. Von Eugen Zabel.
**Lord Nelsons letzte Liebe.** Von H. Vollrat Schumacher.
**Liebe und Leben der Lady Hamilton.** Von H. Vollrat Schumacher.

Jeder Band in Halbleinen 6.50 M., in Leinen 7.50 M., in Halbleder 12 M.

## Felicitas Rose, die Dichterin der Heide

Romane / Novellen / Lieder

**Heideschulmeister Uwe Karsten.**
**Erlenkamp Erben.**
**Der graue Alltag und sein Licht.** Mit 26 Zeichnungen von H. Krahforst.
**Der Mutterhof.** Ein Hallig-Roman.
**Der Tisch der Rasmussens.** Die Geschichte einer Familie.
**Meerkönigs Haus.**
**Drohnen.** Eine Geschichte für junge und alte Nichtstuer.
**Das Lyzeum in Birkholz.**
**Die Eiks von Eichen.** Roman aus einer Kleinstadt.
**Bilder aus den vier Wänden.** Novellen.
**Plauderbriefe einer Mutter.**

In Halbleinen je 5.50 M., in Leinen je 6,50 M.

**Provinzmädel.** (Humoristische Bibliothek, 10 Bände.) Gebunden 15 M.
**Rotbraunes Heidekraut.** Lieder. Mit 4 Bildern von H. Krahforst-Aachen. Kartoniert 2 M., in Leinen 2,60 M.

**Monatsschrift für höhere Schulen, Berlin**, über „Heideschulmeister Uwe Karsten": Alles ist so mit plastischer Kunst gezeichnet, der Stil so sorgsam und offenbar mit vielem Fleiß geformt und gestaltet, daß man das Buch getrost in die Reihe mit unsern Klassikern stellen kann. Sie brauchen sich nicht voreinander zu schämen.

## Johann Strauß, der Walzerkönig

Roman von Fritz Lange

Reich illustriert

Gebunden in Halbleinen 6.50 M., in Leinen 7.50 M., in Halbleder 12 M.

**Zum 100. Geburtstag (25. Oktober 1925)**

von Johann Strauß erscheint der spannende Roman aus der Feder des bekannten Strauß-Biographen Lange zur rechten Zeit. Ein echtes Künstlerleben voll Sturm und Drang, voll Liebe und Lust an Abenteuern breitet sich vor dem Leser aus. In frischen Farben wird die Entstehung der beiden wahrhaft klassischen Operetten „Die Fledermaus" und „Der Zigeunerbaron" geschildert. Das Buch ist aufs reichste ausgestattet und eignet sich hervorragend zum Geschenkwerk.

## Die Wunder der Natur

Ein populäres Prachtwerk über die Wunder des Himmels, der Erde, der Tier- und Pflanzenwelt, sowie des Lebens in der Tiefe des Meeres.

**Herausgegeben von 46 hervorragenden Fachgelehrten aller Kulturländer. 1308 Textseiten mit 1500 Abbildungen, darunter 122 bunte Beilagen.**

Drei Prachtbände in Quart-Format.

In Ganzleinen je M. 32.50, in Halbleder je 40 M.

Was dieses populär-wissenschaftliche Werk über die Wunder der Natur vor allen anderen Werken besonders auszeichnet, ist die prächtige Art der Illustrierung. Die bildliche wie die textliche Darstellung aller Themen läßt erkennen, daß uns hier wirklich die „Wunder der Natur" in meisterhafter Weise nahegebracht werden, und somit können wir unseren Lesern die Anschaffung des Werkes auf das beste empfehlen. (Der Tag, Berlin.)

Ausführliche Prospekte bitte verlangen!

**Berlin W 57 ✶ Verlag von Rich. Bong ✶ Leipzig**




## Ich suche die Wahrheit!

Ein Buch
zur Kriegsschuldfrage von

**Wilhelm**
Kronprinz

31.—40. Tausend

In Ganzleinen M. 7.50 Halbleder M. 11.—

Auf Grund aktenmäßiger Darstellungen, die bis tief in die Tage vor der Schöpfung des Reiches zurückgehen und eine Fülle bisher völlig unbekannter Tatsachen zur Geschichte des letzten Halbjahrhunderts enthalten, wird hier zum ersten Male die ganze Hohlheit und Unhaltbarkeit des Versailler Vertrages mit seiner These von der Schuld Deutschlands am Kriege nachgewiesen.
Das Buch des Kronprinzen Wilhelm, das ohne Betonung irgend eines Parteistandpunktes zu jedem deutschen Manne sprechen will, ist eine deutsche Tat.

J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachfolger
Stuttgart und Berlin

## DER KLEINE HERDER



**Alles im Kopf hat niemand!**

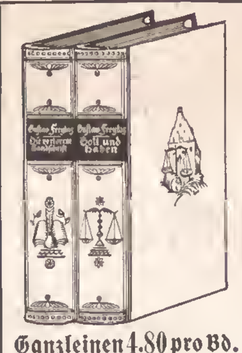
Stets hilfsbereit ist der »KLEINE HERDER«, das ideale einbändige Lexikon

Preis des I. Halbbandes:
In Leinenband 15 G.-M.
In Halbfranzbd. 20 G.-M.

Ausführliche Prospekte kostenfrei

VERLAG HERDER
FREIBURG I. BR.

## RATGEBER FÜR ALLE



## Gustav Freytag

**Ungekürzte Ausgabe Fikentscher**

Soll und Haben, 1 Band, 4.80. — Die verlorene Handschrift, 1 Band, 4.80. Die Ahnen, 2 Bde., 9.60. — Bilder aus deutscher Vergangenheit, 3 Bde., 14.40. 2 Serien zu je 5 Bänden. Jede Serie Ganzleinen 22.—, Halbleder 36.—.

**Wohlfeilste Ausgabe** **Beste Ausstattung**

**Das beste Geschenkwerk**

**Rehm, Deutsches Lachen.** Siebenhundert Jahre deutscher Humordichtung. 560 Seiten starker Quartband mit 1140 schw. u. 24 farb. Kunstblättern — Leinen 20.— Halbleder 28.—

VERLAG H. FIKENTSCHER, LEIPZIG-R.

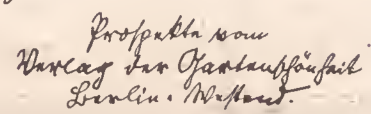
In allen Buchhandlungen zu haben

Ganzleinen 4.80 pro Bd.



Halbleder 8.— pro Bd.

Jeder Blumenfreund liest die Gartenschönheit.






# = Deutsche Bücher =
## und andere Anzeigen











## Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Besprechungsstücken kann in keinem Falle erfolgen.

**Buchmann, Otto.** Hein Starck. Roman. Bernhard Steffler, Leipzig.

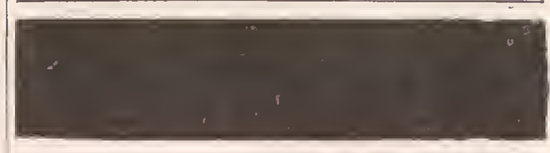
**Čapek, Karel.** Das Absolutum oder Die Gottesfabrik. Roman. Verlag Die Schmiede, Berlin.

**Carco, Francis.** Der Gehetzte. Roman. Deutsch von F. A. Angermayer. Verlag Die Schmiede, Berlin.

**Carlyle, Thomas.** Friedrich der Große. Ausgabe in einem Bande, besorgt und eingeleitet von Karl Linnebach. Martin Warneck, Berlin. — Es ist und bleibt das klassische Buch über unseren Großen König. Die neue einbändige Ausgabe ist wohlfeil und wird viel neue Freunde anlocken und festhalten.

**Chateaubriand.** Romantische Erzählungen. Nach einer älteren Übertragung revidiert und mit einem Vorwort herausgegeben von Stefan Zweig. (Romantik der Weltliteratur. Herausgegeben von Franz Karl Ginzkey.) Rikola-Verlag, Wien.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.



**Neuigkeiten vom Büchertisch**
(Fortsetzung).

**Christaller**, Helene. Das Reich des Markus Neander. Roman. Friedrich Reinhardt, Basel.

**Churchill**, Winston S. Weltkrisis 1911—1914. Übersetzung von Hellmut von Schulz. K. F. Koehler, Leipzig.—Leider ist hier lediglich der Originaltext gegeben. Man wünschte Zwischenbemerkungen eines ehrlichen Historikers, der wenigstens die gröbsten Schwindeleien des Herrn Churchill sogleich „in flagranti“ aufdeckt.

**Claudius**, Hermann. Bodderlicker, sett di! Kinnerriemels. De Biller hebbt Georg Hempel un Elsbeth Mittelhaus mi de Scher sneden. Nordwestdütsche Dürerhus, Bremen.

**Cohen**, Walter. Hundert Jahre rheinischer Malerei. Mit 80 ganzseitigen Abbildgn. (Kunstbücher deutscher Landschaften, Herausgeber Dr. Walter Cohen, Düsseldorf.) Friedrich Cohen, Bonn a. Rh.

**Cohn**, William. Buddha in der Kunst des Ostens. Mit 7 Textabbildungen und 123 Tafeln. Klinkhardt & Biermann, Leipzig.

**Condivi**, Ascanio. Das Leben des Michelangelo Buonarroti, geschrieben von seinem Schüler. Mit 8 Bildtafeln. (Kleine Schriften zur Kunst, 2. Band.) Frankfurter Verlags-Anstalt, A.-G., Frankfurt a. M.

**von Czibulka**, Alfons. Andrea Doria. Der Freibeuter und Held. Mit einem Bildnis des Andrea Doria. (Stern und Unstern. Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteuer. Herausgegeben von Tim Klein. 3. Buch.) C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

**Dannert**, E. Im Weltkrieg der Andern. Politischer Roman. Mit einer Übersichtskarte. J. Neumann, Neudamm.

**Neuigkeiten vom Büchertisch** (Fortsetzung).

Dang, Hans. Die Welle. Vier Erzählungen. Verlag der C. F. Winterschen Buchdruckerei, Darmstadt.

**Das Bild.** Atlanten zur Kunst. Herausgegeben von Wilhelm Hausenstein. Band X: Vermeer van Delft. Nachwort von Benno Reifenberg. Anmerkung von Wilhelm Hausenstein. Mit 45 Tafeln und einem Titelbild. R. Piper & Co., München.

**Das Kinderland im Bilde der deutschen Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart.** Auswahl und Nachwort von Ernst Lissauer. Mit 13 Federzeichnungen und einer farbigen Umschlagzeichnung von Josua Leander Gampp. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

**Das Lustrum 1920—1924.** Vom Werden des Werkes in Kunst und Wissenschaft. 5 Jahre Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt a. M.

Dauthendey, Max. Letzte Reise. Aus Tagebüchern, Briefen u. Aufzeichnungen. Albert Langen, München.

Dehnow, Fritz. Ludwig Thoma. Albert Langen, München.

von Delius, Rudolf. Das Erwachen der Frauen. Neue Ausblicke ins Geschlechtliche. Carl Reißner, Dresden.

**Der Bannwald.** Von oberschlesischen Dichtern und Geschichtenmachern herausgegeben von Willibald Köhler. (Die schlesischen Bücher. Herausgegeben von Paul Barsch, Bd. 3.) L. Heege, Schweidnitz.




**Neuigkeiten vom Büchertisch** (Fortsetzung).

**Delmar, Karin.** Gespräche im Zwielicht. Gebr. Enoch, Hamburg.

**Delphin-Kunstkalender 1925.** Delphin-Verlag, München.

**Der schwarze Tod.** Eine Chronik der Pest 1318 bis 1720. Unter Benutzung zeitgenössischer Quellen bearbeitet von Johannes Nohl. Mit zahlreichen Abbildungen. (Der Kulturspiegel, 2. Band.) Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

**Deutsche Gedichte.** Eine Auswahl. Allgemeine Verlagsanstalt, München.

**Deutsche Musikpflege.** Herausgegeben von Prof. Dr. Josef Ludwig Fischer. In Verbindung mit Ludwig Lade. Verlag des Bühnenvolksbundes G. m. b. H., Frankfurt am Main.

**Deutscher Werk - Kalender 1925.** Deutscher Werbe-Verlag Carl Gerber, K.-G., München.

**Deutsches Kinderweihnachtsbuch.** Herausgegeben von Josephine Siebe. Mit zahlreichen Abbildungen. Carl Flemming und C. T. Wiskott. A.-G., Berlin

**Deutsches Knabenbuch.** Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

**Dickens, Charles.** David Copperfield. In der Übersetzung von Gustav Meyrink. Musarion-Verlag, München.

**Diehl, Ludwig** Ahasver. Roman. Gebr. Enoch, Hamburg.

**Neuigkeiten vom Büchertisch**
(Fortsetzung).

**Die Jahreszeyten im Spiegel schweizerischer Volkssprüche.** Gesammelt von Carl Seelig. Orell Füßli, Zürich.

**Die schönsten Märchen der Weltliteratur, die unsere Jugend kennen sollte.** Gesammelt und mit einer Einleitung herausgegeben von Prof. Friedrich v. d. Leyen. Mit 8 farbigen Kunstblättern u. 73 Textbildern nach Originalen von Helmut Starbina. Richard Bong, Berlin.

— Neue Folge. Mit 7 farbigen Kunstblättern und 89 Textbildern nach Originalen von Helmut Starbina. Ebenda.

**Dier, Erhard Amadeus.** Alt-Wien-Album. Herausgegeben vom Verlag „Moderne Welt“, Wien.

**Diesel, Eugen.** Die Söhne Fortunats. Tragödie in 5 Akten. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nchf., Stuttgart.

**Die Zerrütteten.** Roman. Rhein-Verlag, Basel.

**Domel, Georg.** Die Zünfte in Köln am Ausgang des Mittelalters unter besonderer Berücksichtigung der Weberzunft und Weberschlacht. Mit 24 Abbildungen im Text sowie 6 mehrfarbigen Bildern. Als Privatdruck erschienen. Köln, Februar 1923.




**Neuigkeiten vom Büchertisch**
(Fortsetzung).

**Dietiker**, Walter. Singende Welt. Gedichte. Verlag Dr. Gustav Grunau, Berlin.

**Döblin**, Alfred. Berge, Meere und Giganten. Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin. — Im Juniheft 1923 veröffentlichten unsere Hefte eins der stärksten Kapitel aus diesem Roman: „Der Uralkrieg". Das Werk war damals noch unvollendet. Das jetzt vollendete bespricht Karl Strecker im Septemberheft (in diesem Heft) in der Rubrik „Neue Bücher".

**von Döllinger**, Ignaz. Geschichte und Kirche. (Bücher der Bildung, Bd. III.) Albert Langen, München.

**Dörpfeld**, Wilh. und Heinrich **Rüter**. Homers Odyssee. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Epos von der Heimkehr des Odysseus. Mit Beigaben über homerische Biographie und Kultur. I. u. II. Bd. Buchenau & Reichert, München. — Hier liegt nach Dörpfelds Tageplan das ganze Werk in deutscher Prosa vor. Eine Gelehrtenarbeit von Riesenumfang, aber aufs glücklichste gelungen.

**Driesch**, Hans u. Margarete. Fern-Ost. Als Gäste Jungchinas Mit 61 bunten und einfarbigen Abbildungen, einem Plane und einer Karte. F. A. Brockhaus, Leipzig.

**Dürers Grüne Passion.** Gefangennahme Christi, Christus vor Kaiphas, Christus vor Pilatus, Geiße-





### Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

lung Christi, Dornenkrönung, Schaustellung Christi, Kreuztragung, Christus wird ans Kreuz geschlagen, Christus am Kreuz, Kreuzabnahme, Beweinung Christi. 11 Faksimiledrucke nach den Originalen der Albertina in Wien mit einführendem Text. Kunstverlag Anton Schroll & Co., Wien.

**Eberlein**, Gustav W. Kapitän Wulff. Vom Schiffsjungen bis zum Kapitän des alten Seebären Fahrten und Abenteuer. Mit 34 vielfarbigen Offsetbildern von Ernst Penzoldt. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

**Ebermayer**, Erich. Dr. Angelo. Drei Novellen. Ernst Oldenburg, Leipzig.

**Ebert**, Paul. Südsee-Erinnerungen. K. F. Koehler, Leipzig.

**v. Eichendorff**, Joseph. Aus dem Leben eines Taugenichts. (Deutsche Volksbücher.) Stiftungsverlag, Potsdam.

**Eicke**, Hermann. Am dunklen Tor. Ein Novellenkreis. Carl Schünemann, Bremen.

**Emge**, C. August. Die Idee des Bauhauses. Kunst und Wirklichkeit. Pan-Verlag (Rolf Heise), Berlin.

**Engelbrecht**, Kurt. Der Deutschlandsucher. Roman. Wilhelm Hartung, Leipzig.

**Enking**, Ottomar. Mensch und Schrift. Carl Schünemann, Bremen.

**Erdös**, Renée. Johannes der Jünger. Drama in 3 Akten. Übersetzung. Verlag des Bühnenvolksbundes G. m. b. H., Frankfurt a. M.

**Neuigkeiten vom Büchertisch**
(Fortsetzung).

**Erbse,** Walter. Wandernde Wolken. Drei Erzählungen. Xenien-Verlag, Leipzig.

**Errante,** Vincenzo. Paraphrasen über Lenau. Eingeleitet von Paul Wertheimer. Verlag für Kulturpolitik, München.

**Eschmann,** Ernst. Ruedi's Irrfahrten. Eine Erzählung aus der Stadt für die reifere Jugend. Buchschmuck von J. Divéky. Orell Füßli, Zürich.

**Europa-Almanach.** Malerei, Literatur, Musik, Architektur, Plastik, Bühne, Film, Mode. Außerdem nicht unwichtige Nebenbemerkungen. Herausgeber: Carl Einstein, Paul Westheim. Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

**Ewald,** Oskar. Die Religion des Lebens. Verlag von Kober C. F. Spittlers Nachfolger, Basel.

**Eynard,** Jean Gabriel. Der tanzende Kongreß. Tagebuch. Mit 12 Abbildungen und einer Kartenskizze. Übersetzung. Hafen-Verlag, Berlin. — Der Genfer Legationssekretär, der durch seine schöne und elegante Frau in den Mittelpunkt der Gesellschaft gelangt ist, die sich beim Wiener Kongreß zu Tanz und Spiel, Flirt und Intrige zusammenfand, gibt in seinen Aufzeichnungen eine Reihe von köstlichen Sittenbildern der damaligen Zeit. Das Buch liest sich wie ein fesselnder Roman.

**Falke,** Konrad. Der Kinderkreuzzug. Ein Roman der Sehnsucht. 2 Bde. Orell Füßli, Zürich.

**Fechter,** Paul. Die Kletterstange. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

**Neuigkeiten vom Büchertisch** (Fortsetzung).

**Federer,** Heinrich. Papst und Kaiser im Dorf. Erzählung. G. Grote, Berlin.

**Ferdinands,** Carl. Die Pfahlburg. Eine rheinische Urzelterzählung. Carl Flemming und C. T. Wiskott, A.-G., Berlin.

**Feuerball rollt.** Auswahl Hermann Conradi. Herausgegeben von Kurt Liebmann. Karl Rauch, Dessau.

**Findeisen,** Kurt Arnold. Von Heimat und Heimweh. Ein Julius Mosen-Buch. Mit einem Bildnis und einer Schriftprobe Julius Mosens. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin.

**Fleuron,** Svend. Schnipp Fidelius Adelzahn. Ein Dackelroman. Eugen Diederichs, Jena.

— — Schnock. Ein Roman von See und Sümpfen. Ebenda. — Die Phantasie des dänischen Löns läuft nicht mehr so flüssig wie bei dem klassischen „Strix“, aber auch dieser neue Band wird seine Freunde finden.

**Flower,** Neumann. Georg Friedrich Händel. Der Mann und seine Zeit. Aus dem Englischen übersetzt von Alice Klengel. Mit 5 farbigen Tafeln und 47 zumeist unveröffentlichten Abbildungen, darunter zahlreiche Wiedergaben von Handschriften Händels. K. F. Koehler, Leipzig.

**Franzosenkalender** auf das Jahr 1925. Herausgegeben von „A“. Brunnen-Verlag (Karl Windler), Berlin SW.

**Frey,** Egon. Schakal. Ein Kampf um die Zukunft. Roman. Gebr. Enoch, Hamburg.




Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker

# Soxhletzucker

die seit Jahrzehnten bewährte Säuglings-, Kinder- und Krankennahrung

*Zu haben in allen Apotheken und Drogerien*

# Kaiser-Natron

bei **Magenverstimmung**, auf **Reisen unentbehrlich**, erhöht das Allgemeinbefinden. Jn Originalpackung. Rezepte gratis in meisten Geschäften.

## Münchener Kunstausstellung 1925



# Glaspalast

M. Künstler-Genossenschaft, Secession, Kunstgewerbeverein

**Juni bis Oktober** / Täglich 9—6 Uhr

# Beobachtungen, Ermittlungen

**In Kur-Badeorten,** wie überall betreffend: Lebensführung, Umgang usw., durch zuverlässige, gewandte Detektive (-innen), vertrauliche **Auskünfte** über Herkunft, Vorleben, Vermögen, Tätigkeit, Einkünfte, Ruf, gesellschaftlichen Verkehr usw., sowie jede erfolgreiche Detektiv-Tätigkeit nur durch

**„WELT-DETEKTIV"**

**Detektei Preiss, Berlin W 56,** Kleiststraße 36.
Tausendfach bewährt! Gründung 1905!







## *Magerkeit wirkt unschön!!*

Sie müssen voll entwickelt sein, wenn Sie den Platz einer Frau im Leben ausfüllen wollen. Der Mann liebt eine entzückende, gut entwickelnde Frau am meisten. Welcher Schwarm von Männern schart sich um die üppige Tänzerin, die nicht zu erröten braucht, ihre herrlich gemeißelten Schultern und Arme zu enthüllen. Es ist doch so einfach durch die **„Eta-Tragolbonbons"** sein Körpergewicht in einigen Wochen um 10—30 Pfund zu erhöhen Eta-Tragol schafft aber auch Nervenkraft und Blut, vermehrt die roten Blutkörperchen ganz beträchtlich. **Frl. L. B. aus Rostock schreibt:** „Eta-Tragol" Bonbons haben sehr gut gewirkt und habe ich in 3 Wochen ca. 8 Pfund zugenommen. **Frau E. H. aus Duisburg schreibt:** Die „Eta-Tragol" Bonbons haben bisher sehr gute Dienste geleistet und merke ich, daß sie auch die Nerven gut stärken." **Herr T. Sch. aus Bad Liebenstein schreibt:** „Ich bin mit Ihren „Eta Tragol" Bonbons zufrieden, habe einige Pfund zugenommen und werde die Tragol-Bonbons überall empfehlen." **Fr. G. T. aus Holzerode schreibt:** „Habe Ihre Tragol-Bonbons gegen Magerkeit gebraucht und bin sehr zufrieden damit. Habe jetzt schon genau 11 Pfund zugenommen." Preis 1 Karton Mk. 2.50 (Nachnahme) und sind nur zu beziehen von **„Eta" Chemische Fabrik, Berlin-Pankow 203, Borkumstr. 2.**

# Briefmarkensammeln

der Sport der Gebildeten.
Preisliste frei • Ankauf • Auswahlsendungen

**Paul Kohl, A.-G. Chemnitz**



**Ernst Hess Nachf.**
**Klingenthal Sa. Nr. 20.** Gegr. 1872.
Alle Musikinstrumente, Harmon., Sprechapparate! Fabrikation! Gr. Jub.-Kat. gratis. Fabrikpr. Reell. **Schallplatten p. St. 2,30 M.**

**Böttger & Eschenhorn**
G. m. b. H.,
**Berlin-Lichterfelde.**
Spezialfabrik für




in Holz in einfacher Ausführung und nach künstler. Entwürfen.












**Kinderleichtes Arbeiten.**

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabrik. Deutschland: Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz i. Sa. 8;
Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G. m. b. H., Eger;
Deutsch-Österreich: Österr. Cirine-Werke, G. m. b. H., Salzburg.

*Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?“*



**Für Unterhaltung, Studium, Erwerb!**




**Reflektus-**
Wand- und Tischprojektions-, Zeichen- u. Vergröss.-Apparat f. undurchsicht. Bilder (Postkarten, Photogr. usw.) u. Gegenst. all. Art. **Keine Glasdiapos. nötig.** Prospekt 42 frei durch Fabrik **Gebr. Diendorf, Dresden-27 V.**



**Lärm ruiniert die Nerven!** Ohropax - Geräuschschützer, weiche Kügelchen für die Ohren schütz. **Gesunde u. Kranke gegen Geräusche und Großstadtlärm,** während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager. Schachtel mit 6 Paar Kügelchen M. 2,—. Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- u. Gummigeschäften od. vom Fabrikanten Apotheker **Max Negwer, Potsdam 5.**



**Ingenieur-schule**
**Technikum Altenburg S.A.**
(Staatskommissar)
Maschinenbau, Electrotechnik, Automobilbau
Preiswerte Verpflegung i. Studierendenkasino. Sem.Beg. April u. Oktober
Programm auf Wunsch

**Dölling & Co**



MARKNEUKIRCHEN SIEBENBRUNN 25
SEIT 22 JAHREN NUR QUALITATSINSTRUMENTE! KATALOG FREI

**Studenten-**



Utensilien-fabr.
Älteste und größte Fabr. d. Branche.
**Em. Lüdke**
vorm. C. Hahn & Sohn, G. m. b. H.,
**Jena i. Th. 10.**
Man verlange groß. Katalog gratis.






**Photographieren Sie nur mit Contessa-Nettel-Cameras und Hauff-Platten**

Kataloge über Cameras kostenlos von Contessa-Nettel-A.G. Stuttgart -3-
Broschüre über Platten usw. kostenlos von J. Hauff u. Co. G.m.b.H. Feuerbach-Stuttgart -C-




Echte **„MADONNA EAU DE COLOGNE“**
*versende ich franko direkt ab Fabrik:*

| *Mk. 6.50* | *Mk. 12.—* | *Mk. 23.—* |
|---|---|---|
| *3 Flaschen à 100 gr* | *6 Flaschen* | *12 Flaschen* |

*sowie Mk. 9.— 12 Stück echte Madonna Eau de Cologne* ***Seife,***
*gegen Nachnahme oder Einsendung. Postscheck-Konto 1084 Köln.*
***Johann Maria Farina zur Madonna, Köln, Beethovenstr. V.***




**In Apotheken und Drogerien erhältlich.**

*Amol-Versand von Vollrath Wasmuth, Hamburg 40, Amolposthof.*

---

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

# Die deutsche Romantik

## Von Paul Kluckhohn

Mit 14 Bildern

Preis gebunden 6.50 Goldmark

*

Das Buch ist entstanden aus 7 Vorträgen, die der Verfasser in der Osnabrücker Gesellschaft für Geisteswissenschaften gehalten und die er bei späterer Niederschrift noch ergänzt hat. Der große Vorzug des Buches ist darin zu suchen, daß es weiten Kreisen geistesgeschichtlich Interessierter eine gedrängte, zusammenfassende Darstellung der romantischen Bewegung und zugleich Charakteristiken ihrer führenden Persönlichkeiten gibt und darauf hinweist, daß diese weitgreifende Kultur und Seelenbewegung auch unserer Zeit sehr Wesentliches zu sagen hat.

---

## Die schönsten Bücher für feinsinnige Frauen

# Otto Buchmann

## Marias Lied

149. Tausend

Pappe 2.— Leinen 3.— Halbleder 5.—

**Berliner Börsen-Nachrichten:** Dieses Buch enthält eine so verschwenderische Fülle an Schönheit, Liebe und Sehnsucht, daß es ist, als sei der Extrakt aus unserer gesamten Liebesliteratur in dieses Kunstwerk gegossen, der nun in goldenen Wellen an dem Herzen des bezauberten Lesers emporbrandet.

*

## Ich trage meine Minne . . .

70. Tausend

Pappe 2.— Leinen 3.— Halbleder 5.—

**Rheinisch-Westfälische Zeitung:** Echt goldene Schätze, aus tiefinnerstem Gefühl wie aus dem dunklen Schacht eines Bergwerks emporgehoben, ohne alle Schlacken, und in eine aufs feinste ziselierte Form gebracht. Gebete einer schönheitstrunkenen Seele.

## Hein Starck

Ein Roman

Broschiert 4.— Leinen 6.— Halbleder 8.—

**Hermann Löns:** . . . ein Heidebuch aber wie Otto Buchmanns „Hein Starck“ steht allein da: Es ist der schönste lyrische Heideroman, den ich kenne.

**Norddeutsche Rundschau:** Ein so schönes und so persönliches Buch wie Buchmanns „Hein Starck“ findet man selten. Möge dieses herrliche Buch in die Hände vieler suchender Menschen gelangen.

*

## Zu neuen Ufern

5. Tausend.

Pappe 2.— Leinen 3.— Halbleder 5.—

**Hannoverscher Kurier:** Diese Blümlein wuchsen auf dem Kräuterbeetchen im literarischen Blumengarten. Es gibt auch bittere Mandeln und herben Wein. Buchmanns Trank ist herb und schwer.

*

## Auf alten Wegen

20. Tausend. Pappe M. 1.50

**Berliner Tageblatt:** Das Büchlein bringt fünf kleinere Novellen, deren Inhalt Zeugnis ist, ein wie feinsinniger, warm empfindender Erzähler Otto Buchmann ist.

---

# Rudolf Huch

## Altmännersommer

Broschiert M. 2.50 / Leinen M. 3.50 / Halbleder M. 5.—

**Frankfurter Nachrichten:** Wenn man das Buch aus der Hand legt, spielt in dem Mundwinkel gewiß noch das letzte Lächeln, das nur froher und ungetrübter Genuß hervorzurufen vermag. Rudolf Huchs Humor ist ohne Zweifel originell, die Schilderung der Geschehnisse unserer Tage ist durchwebt mit schelmisch-lächelnder Satire. Das Büchlein wird jedem, der sich aus dem trüben Alltag hinaus zur Sonne sehnt, ein angenehmer Wegbereiter sein.

*

## Aus einem engen Leben

Broschiert M. 2.50 / Leinen M. 3.50 / Halbleder M. 5.—

**Neue Leipziger Zeitung:** Rudolf Huch ist der ältere Bruder der bekannten Ricarda Huch . . . lernen wir den Vater Friedrich Huchs kennen, Rudolf und Ricarda Huchs Vater, und eine Menge mehr oder minder interessanter Persönlichkeiten, die mit dem Verfasser in Berührung kamen und die er ausgezeichnet zu schildern versteht. Zuweilen greift er nur eine Anekdote heraus, und skizziert doch das Charakteristischste, Wesentlichste.

---

**Bernhard Steffler Verlag · Leipzig 11**



Zitza
VOLLMILCH
Zitza
SAHNE
Zitza
Zitza
Thusnelda
Kakao
Thusnelda
EXTRAFEIN
Thusneld
ZART
Thusnelda
NAPOLITAINS
usnelda
ZITZA-WERKE ZEITZ



# Jede Mahlzeit sei ein Fest!

Dieser Spruch eines großen und ernsten Arztes soll nicht das Essen zur Lebensaufgabe machen, sondern uns lehren so zu essen, daß wir die Aufgaben unseres Lebens erfüllen können. Was danken wir alles ungeeigneter Nahrung: schlechtes Aussehen, Magenstörungen, Uebellaunigkeit, mangelhafte Leistungsfähigkeit, schlechten Schlaf usw. Auch bei der Nahrung ist, wie überall, die Qualität die Hauptsache nicht die Quantität. In diesem Sinne bedeutet eine Tasse Ovomaltine ein Fest für Mund und Magen. Hochwertig, leicht verdaulich, angenehm von Geschmack, führt sie dem Körper die geeigneten Nährstoffe zu, ohne die Verdauungsorgane zu überlasten. Ovomaltine wird auch vom empfindlichsten Magen gut vertragen. Sie mundet Allen, wird leicht und vollständig verdaut und schafft die Kraft und die Ausdauer wie sie unser modernes Erwerbsleben verlangt.

**Machen auch Sie Ihr Frühstück mit einer Tasse Ovomaltine zu einem Fest.**



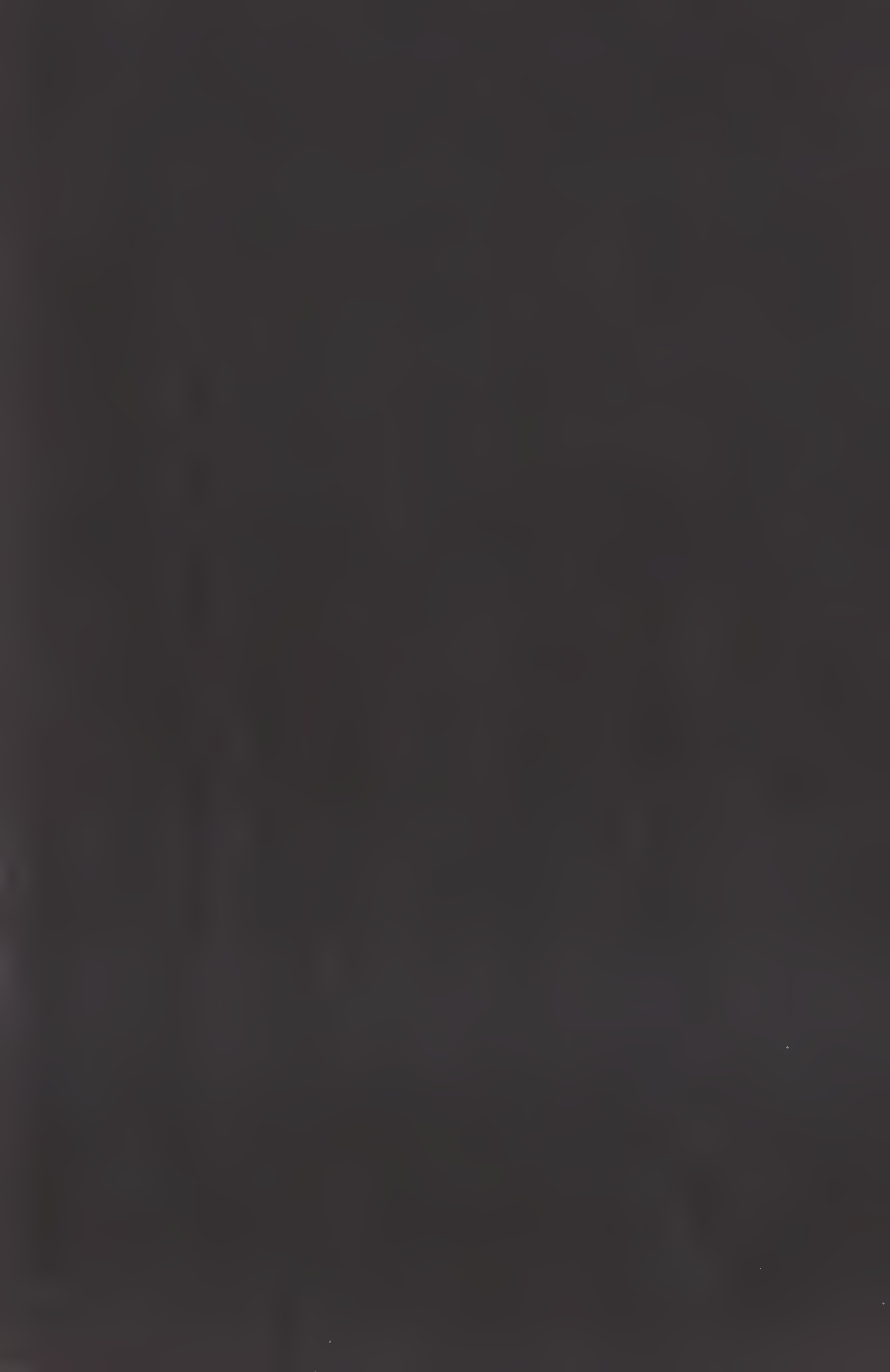

Ovomaltine ist rasch bereitet: Man streut 2 Teelöffel voll in eine Tasse trinkwarme Milch und das Nährgetränk ist fertig. **Deshalb eignet sich Ovomaltine auch für Ausflüge und Touren.**

Zur ersten Probe beliebe man ein Muster (gratis) unter Bezug auf diese Zeitschrift zu verlangen.

In Büchsen 2.70 und 5.— Mk. erhältlich in Apotheken und Drogerien.

**Dr. A. Wander, G. m. b. H., Osthofen, Rheinhessen.**

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: **H. Burkel in Leipzig,** Hospitalstr. 27. Druck von **Fischer & Wittig in Leipzig.**





Der Dirigent. Gemälde von Cuno Amiet
Bern, Museum




# Frau Sixta, Roman von Ernst Zahn

Markus Graf saß am Rain der Bergstraße, die sich zum Hochalppasse hinaufwand. Er hatte ein hageres, gelbliches Gesicht und schwarzes Haar, das ihm wie einem Künstler lang in den Nacken hing. Er war jedoch seinem Berufe nach weder ein Maler noch ein Dichter, wenn er auch im Herzen vielleicht das Zeug zu beiden gehabt hätte, sondern hatte zu Hause in der Stadt am Bodensee das Amt eines Bereiters ausgeübt, nachdem er mangels Fleißes mehr als Begabung durch sein Doktorexamen gefallen und im Militärdienst Liebe zu den Pferden und einem mehr körperlicher als geistiger Betätigung zugewandten Leben gefunden.

Markus verzehrte ein Abendbrot, das er sich auf seiner Wanderung unterwegs erstanden. Er aß ohne Gier, ohne Gedanken an das, was ihn nährte. Die Wolken, die über ihn hinzogen, beschäftigten ihn mehr. Sie waren voll einer stummen und stolzen Hast. Sie kamen hinter den mächtigen Bergen im Norden, hinter der Schlucht, die er durchschritten hatte, heraufgezogen und eilten über das weite, grüne Hochtal hin, das ihm jetzt zu Füßen lag. Hoch oben im blauen Himmel flogen sie wie riesige Vögel, die im Gleitflug schweben. Manche waren weiß und dicht wie frischer Schnee, manche silberig und schleierdünn. Der Himmel, der sie trug, gewann, seit die Sonne im Westen verschwunden war, ein immer tieferes und innigeres Blau, das mit dem hellen Grün der Bergmatten sanft und schön zusammenklang.

Markus verfolgte einzelne dieser Wolken mit den Blicken, bis sie im zarten Schein des südlichen Horizontes hinter den Schneebergen verschwanden. Der Wandertrieb in seinem Herzen erwachte an ihnen neu und eine unklare Sehnsucht nach irgendwelcher Ferne, die seit Jahren in ihm war, verstärkte sich. Er erinnerte sich, daß drei Straßen aus diesem Hochtale hinausführten und daß die eine sogar sich nach Italien hinabwandte, das ihm zuerst stark im Sinn gelegen. Aber nun saß er doch schon an einer andern dieser drei stark gegen ihre Paßhöhe hin, wußte, daß sie ihn nur in ein anderes Schweizer Bergtal bringen werde, konnte aber eigentlich nicht sagen, wo er hingelangen, ja selbst, wo er diese Nacht rasten werde. So planlos und ziellos hatte er nun schon lange in den Tag hinein gelebt, gestand er sich, so blindlings auch die Fahrt unternommen, trotz seiner dreißig Jahre für die Welt noch nicht reif oder ihrer schon müde. Aber er fühlte sich in diesem Augenblick doch freier, als seit langem. Die starke Luft, die hier oben wehte, entriß ihn der schläfrigen Lässigkeit des Körpers und des Geistes, in welcher er letztlich befangen gewesen. Seine Lungen arbeiteten heftig in dem kühlen, fast zornigen Atem des Bergwindes. Er sah diesen Wind, er fühlte ihn nicht nur. Im Tale unten bog sich unter ihm das Hochgras der Matten, tiefe Furchen pflügte er hinein. Wenn aber ein Stoß vorbeigesaust war, wurde es ganz still.

An einem Hange dengelte ein Heuer seine Sense. Man hörte sie nicht klingen. Die Stille verschluckte den Ton. Ein Adler schwebte über einem Schneeberg im Osten.

Dann kam aus einem der Dörfer in der Taltiefe ein Läuten, hilflos, zerflatternd im Winde. Man sah Leute zur Abendmette gehen.

Markus streckte die Glieder. Das Leben war ihm heute abend mehr wert als sonst. Von seiner Stirn sprang es wie ein engender Reif. Schwer hatten Stadtschwüle und Alltag auf ihm gelastet. Das Gleichmaß der Tage, Arbeit, die nicht wohl lohnte, Freundschaft, die gähnen machte, ein abendlicher Trunk im Wirtshaus, das hatte die Sinne dumpf gemacht. Er hatte es hinter sich gelassen, ohne viel Hoffnung auf ein Neues, was vor ihm lag. Er war sein Leben entlang getaumelt, träumend oder trunken, er wußte es nicht.

Er hatte gleich nach Schluß seiner Schulzeit den großen Krieg erlebt. Er trug die Erinnerung an seine Schrecken und an seine Eintönigkeit, die die Seele tötete, in sich. Lustlos, mit dämmerndem Bewußtsein hatte er dann seinen Studien obgelegen. Dann war der Tag des Schreckens gekommen. Jäh, mit einem Häuser und Seelen erschütternden Knall. Eine Explosion im Hause seines Vaters, des Chemikers, hatte diesen, die Mutter und die einzige Schwester unter stürzenden Mauern begraben. Er hatte sie alle drei geliebt. Das wußte er erst jetzt, da er sie, die einzigen, die nahe zu ihm gehört, verloren. Zu ihren Lebzeiten hatten sie schlecht und recht nebeneinander hingelebt, die Eltern in den letzten Jahren leise verstimmt darum, daß er ihre Erwartungen in bezug auf sein Fortkommen nicht erfüllte. Dann war er jäh allein gestanden, noch ohne bestimmtes Auskommen, ohne Richtung, Wunsch und Ziel. Mechanisch, wie er alles bisher im Leben angefaßt, hatte er den Bereiterposten angenommen. Und mechanisch, ohne eigentlichen Grund hatte er ihn vor kurzem wieder aufgegeben und sich auf den Weg nach Süden gemacht, wohin? Wozu? Das mußte sich erst finden!

Markus sah jetzt, daß die Sonne schon tief im Westen stand. Er rechnete, daß er noch eben bis zur Paßhöhe kommen konnte, ehe die Nacht einbrach. Dort in dem Wirtshause, vielleicht auch nur in Stall oder Scheune würde er ein Obdach finden, dachte er.

Er erhob sich, stand in seinen Stiefeln breitspurig in der Straße und bückte sich dann nach der Tasche, die seine Habseligkeiten enthielt. Er warf ihren Riemen über seine Schulter und hängte an die gleiche Achsel seinen Rock.

Eben war er im Begriff, mit seinem weitbeinigen Reiterschritt seine Wanderung fortzusetzen. Da schien ihm, daß hinter ihm eine Bewegung gehe. War es Wind? Eine Hand, die nach ihm griff? Er war kein Angsthase. Mit ärgerlicher Raschheit drehte er sich um. Aber sogleich trat er mit unwillkürlicher Höflichkeit beiseite, um Platz zu machen. Er sah in das bleiche, volle Gesicht eines etwa vierzigjährigen, schwarz gekleideten Weibes. Sie war unbemerkt hinter ihm hergekommen, von stattlicher Gestalt, vielleicht von seiner eigenen Größe, doch breiter und hatte glattes, schwarzes Haar. Ihr Blick begegnete dem seinen, gleichgültig oder mit der kühlen Strenge, mit der Einheimische da oben Fremde mustern, die ihnen Eindringlinge sind. Sie hatte große, graublaue Augen, deren Blick etwas Schwermutvolles, Forschendes, Besinnliches besaß, und die vermöge ihres Glanzes zu dem dunklen Haar in einem starken Gegensatz standen. Unwillkürlich senkte er die seinen davor, um sie dann wie zum Trotz freier zu heben. Wenn er auch sogleich erkannte, daß die Frau keine von den arbeitskrummen, demütig dumpfen Kleinbäuerinnen des Landes war, schien ihm nicht Not zu besonderer Demut.

Sie machte Miene, ohne Gruß an ihm vorbeizugehen; aber, aufbruchsbereit wie er war, setzte er sich ebenfalls in Bewegung. Unwillkürlich machten sie ein paar Schritte nebeneinander.

„Guten Abend," bequemte er sich zuerst zu grüßen.

Die Frau gab ihm den Gruß gelassen und nicht unfreundlich, aber sichtlich ungewillt zu einem Gespräch zurück.

Es zeigte sich aber, daß beide denselben schwerfällig eilelosen Gang hatten. Sie blieben ohne Absicht auf gleicher Straßenhöhe. Schon wollte indessen Markus, den die Teilnahmlosigkeit der Fremden verdroß, einen wegkürzenden Wiesenpfad einschlagen, als diese fragte: „Wie weit soll es so spät noch gehen?"

Ihre Stimme war dunkel und tief, fast wie die eines Mannes. In ihr lag etwas von der Schwermut der Augen.

Markus fühlte sich aufgerüttelt, wider Willen gefesselt. Er gab Auskunft, daß er im Wirtshaus auf der Paßhöhe zu nächtigen und dann nach Graubünden weiter zu ziehen gedenke.

„So wollt Ihr bei mir absteigen," sagte Frau Sixta Rotmund, „ich bin die Wirtin vom ‚Brückehaus'."

Sie betrachtete ihn näher. Erregte er im ersten Augenblick nur ihre Aufmerksamkeit, weil sie in ihm einen Gast zu erblicken hatte, so veranlaßte sein ungewöhnliches Äußere sie gleich darauf zu stärkerer Teilnahme. Er schien weder ein gewöhnlicher Handwerksbursche, noch einer der vielen Erdarbeiter, die Winter und Sommer über Berg zogen, zu sein. Ohne sich durch zudringliche Neugier

etwas zu vergeben, fragte sie so nebenbei, ob er schon einen langen Weg gemacht habe.

Da wurde Markus Graf an seine Ziellosigkeit erinnert und er antwortete lachend und sich selbst verspottend: „Ich habe mich heute noch gar nicht gefragt, von wo und wann ich aufgebrochen bin, so blindlings fahre ich in die Welt hinein.“

Wieder streifte ihn die Frau mit ihren langsamen, behüteten Augen. War er ein freier Herr, der tun und lassen konnte, was er wollte? Sein Aussehen war nicht danach. Aber sie fragte nicht weiter. Den Kopf gesenkt, schritt sie fürbaß.

So hatte auch Markus nicht Anlaß zum Reden.

Sie gelangten im Zickzack der Straße höher und höher.

Das Gras der Lehnen wurde kürzer. Da und dort leuchteten Gentianen. Zuweilen stand an den zahllosen Alpenrosenstauden schon eine sich rötende Blüte. Von der Paßhöhe herab wehte ein kalter Luftzug, in dem die dünnen Gräser und die kleinen Blumen leise schauerten. Im Tal lag jetzt Schatten. Nur die Höhen leuchteten noch. Auch vor den Füßen der zwei Schreitenden geisterte noch die weichende Sonne.

„Man merkt, wie hoch wir schon sind,“ sagte Markus.

„Seid Ihr schon früher in dieser Gegend gewesen?“ fragte Frau Sixta.

„Nein,“ gab er zurück. „Sonst wäre ich vielleicht nicht gekommen.“

„Warum?“

„Weil ich etwas Neues suche.“

‚Ein merkwürdiger Gesell,‘ dachte Frau Sixta.

Ein Rauschen, das den ganzen Weg entlang hörbar gewesen, verstärkte sich jetzt. Dann erschien blitzend und gischtend der breite Wildbach neben der Straße; in Sprüngen und Fällen schoß er von der Paßhöhe in die Talebene hinunter. Üppiger blühten an seinem Ufer die Gentianen. Auf feuchten Steinen wuchs feines, in winzigen roten Sternen blühendes Moos. Markus Graf bückte sich. Es lockte ihn, von dem seltenen Pflanzenzeug in seine Tasche zu stecken. Aber er besann sich sogleich anders. ‚Wozu?‘ dachte er. ‚Wo soll ich es hintragen?‘ Und sein Gemüt verdüsterte sich.

Frau Sixta hatte ihn beobachtet. „Es ist jetzt bei uns auch Frühling geworden,“ sagte sie.

Ihr Ton verriet ihm, daß sie mehr von der Schönheit hier oben wisse, als sonst das Bergvolk im allgemeinen.

Die Straße wurde indessen ebener, die schroffen Lehnen verwandelten sich in sanftere Hänge. Herdenglocken klangen. Auf den Matten weideten Kühe, Schafe und Ziegen. Auch Pferde sah Markus in einer entfernten Mulde grasen. Da und dort hockte ein Hüterbub oder stand ein Hirt. Einer von diesen, ein alter Mann, der neben der Straße seine Kühe hütete, nahm seinen Hut in beide Hände und verbeugte sich. „Guten Abend, Frau,“ grüßte er.

Frau Sixta gab den Gruß zurück. „Seit wann sind die andern zurück?“ fragte sie.

Der Hirt antwortete, es möge wohl eine halbe Stunde her sein.

Dann erklärte Frau Sixta dem Markus, sie komme von einer Kirchengedächtnisfeier. Einige ihrer Leute seien vor ihr heimgegangen.

Nun fand er es an der Zeit, ihr zu sagen, daß er kein Krösus sei und lieber mit einem Heulager vorlieb nehme, als in einer teuern Kammer liege.

Sie prüfte zum dritten Male seine Erscheinung. Seine Ehrlichkeit gefiel ihr. Auch sein sauberes, gepflegtes Äußere. Im übrigen wußte er nicht, ob sie seine Worte beachtet hatte; denn sie antwortete ihm nichts.

Er fühlte sich etwas klein und verloren neben ihr, und sein Widerspruchsgeist erwachte. Er hatte nicht Lust, sich über die Schulter ansehen zu lassen. Eher wollte er noch ein paar Stunden weiter ziehen.

Weit drüben wurde eine Anzahl Gebäude sichtbar. Ein weißes Wohnhaus mit dicken, festungsähnlichen Mauern und tief in Nischen steckenden Fenstern stand inmitten einiger grauer, unverputzter Ställe. Ein schwarzes Schindeldach schützte es. Eine Doppeltreppe führte zu seiner schweren Tür.

Über die Hochebene strich schärfer, nervenaufpeitschender der Wind.

Die Straße führte auf die Häusergruppe zu. Aber auf ihrer andern Seite säumte diese jetzt ein großer, dunkler See, über den der Wind ein Rieseln trieb, als ob er schauerte. Jenseits des Wassers stieg neues Gebirg auf. Schnee lag auf Gipfeln, lag auch noch als harter Rest in einigen Mulden und Löchern auf der Alp selbst. Das Felsenwerk ringsum hatte im Abendlicht eine grauviolette, düstere Färbung.

Markus befiel es wie Traurigkeit, obwohl sein Atem leichter und freier als je in seinem Leben ging. Er sah drüben einen schweren, schmucklosen Fischernauen liegen, der halb aus dem Wasser aufs sumpfige Ufer gezogen war. Wäre er allein gewesen, würde er ihn bestiegen haben, um sich dort treiben zu lassen. Er verhielt den Schritt und schaute über das Sumpfgras hin, das hier blühte. Dessen Silberwolle hing von den Stengeln und trug

ein wenig Licht in die Düsterkeit der Landschaft.

Frau Sixta achtete nicht auf ihn. Anderes zog ihren Blick an. Ein Einspänner stand vor dem Wirtshaus. Ein Knecht schäkerte mit einer Magd. Ein Hund jagte Hühner. Sie schritt rascher aus und nahm an, der Gast werde ihr folgen.

Aber Markus fühlte noch mehr denn vorher, als sei hier seines Bleibens nicht. Eine bange Heimatlosigkeit beschwerte ihm die Seele. Da hörte er Tiere hinter sich. Einige Kühe waren ihm nachgestrichen. Auch der alte Hirt war bis auf ein paar Schritte herangekommen. Der sah ihn in Betrachtung des Wassers versunken.

„Hier sucht man keinen See, nicht wahr?" sprach ihn der Alte an. Er hatte einen weißen, gepflegten Bart, dichte, weiße Brauen und einen gelassenen Ausdruck im Gesicht.

„Man weiß es, wenn man davon gehört hat," gab Markus kurz zurück; Frau Sixta war verschwunden, und es verdroß ihn noch immer, daß er hier so fremd und scheinbar unwillkommen stand.

„Wollt Ihr hier übernachten?" fragte der Hirt.

„Was weiß ich," wich der andere aus. „Vielleicht gehe ich weiter."

„Sie wird Euch nicht lassen."

„Wer?"

„Unsere Frau."

„Sie scheint nicht so gastwillig."

„Sie macht keine Umstände. Aber es geht hier niemand vorbei, wenn es so nahe an Nacht ist."

Markus sah ins Leere. Er gewahrte, daß die Rotmundin das Haus erreicht hatte. Die Schäkernden waren auseinandergefahren. Der Hund ließ die Hühner und sprang auf seine Herrin zu. Aus dem Hause trat ein Mann und entblößte den Kopf. Er hatte dieselbe achtungsvolle Haltung, die vordem der Hirt gehabt. ‚Sie muß Ansehen haben,' dachte Markus.

Da nahm der Hirt wieder das Wort: „Habt Ihr nie von Frau Sixta Rotmund gehört?"

„Nicht daß ich wüßte," entgegnete er ärgerlich.

Der Hirt Pankraz sah ihn kühl und gerade an. „Ihr müßt weit her sein," sagte er. Er hatte Frau Sixta gekannt, als sie noch ein Kind war. Er hatte sein Leben in diesem weibsarmen Gebirge verbracht, hatte Frau Sixta aufwachsen und ihre Schicksale tragen sehen. Vielleicht, weil sie eine von wenigen war, die er kannte, war sie ihm die einzige.

„Ist sie so merkwürdig?" fragte Markus, wider Willen gefesselt. Er wollte es mit leisem Spott sagen. Aber unter den Augen des Weißbarts wurde die Frage bescheiden und still.

„Ihr Leben, ja," antwortete Pankraz.

Markus Graf sah vor sich nieder; es lag ihm irgendwie nicht, daß er hier durch den Knecht von der Herrin hören sollte. Sie hätte ihm schließlich selbst erzählen können, dachte er.

„Es war Gedächtnis in Bergmatten," schwatzte Pankraz weiter. Er war sonst nicht redselig. Er hatte nur heute seinen Tag, an dem ihm Erinnerungen kamen, und während er weidete, war ihm die Seele von Frau Sixta voll gewesen.

„Der Mann ist in die Lawine gekommen. Es war heute der Dreißigste seines Absterbens," fuhr er fort. Er sprach fast mit sich selber.

Markus faßte etwas an, was wie Neugier oder dunkler Zwang war.

Da kam eine Magd auf ihn zu.

„Ihr sollt hereinkommen," richtete sie ihm aus.

Er zögerte und sah sich nach dem Hirten um. Doch der hatte sich abgewandt und trieb seine Kühe zum See. Seltsam, daß der Fremde von Frau Sixta nicht gehört hatte, dachte er.

Aber Markus folgte der Magd halb angezogen, halb widerstrebend nach dem Hause.

*

Im Augenblick, da Graf in die Wirtsstube trat, verabschiedete sich dort der Eigentümer des vor der Tür stehenden Fuhrwerks, der Talammann Julian Furrer von Frau Sixta und einer blonden, hübschen, breithüftigen Kellnerin. Der hochgewachsene Mann mit dem rötlichen Bart und den kleinen unsteten Augen kniff die Anna Lußmann, die Kellnerin, unbemerkt in den Arm, aber vor Frau Sixta gab er sich als der angesehene und einflußreiche Vorsteher, der er war, und reichte ihr mit der Würde und dem Ernst, den ihre junge Witwenschaft verlangte, die Hand. „Wenn ich Euch bei den Erbgeschäften noch nützen kann, so berichtet mir," sagte er. „Ich bin Euch immer gern zu Diensten."

Sich umdrehend, stand er vor Markus. Die Blicke der beiden Männer trafen sich. Aber Furrer schien es, daß er irgendeinen rasch vorbeiziehenden Wirtshausgast vor sich habe. Ein solcher kümmerte ihn nicht. Und er schritt gleichmütig davon.

Markus war betroffen. Irgendwie mißfiel ihm das Gesicht, in das er geblickt hatte.

Da trat Frau Sixta auf ihn zu. Sie hatte dem Talammann etwas obenhin gedankt; sie gedachte ihre Erbschaftsangelegenheiten selbst

zu erledigen. Und sie überließ es der Kellnerin, den Ammann hinauszubegleiten. Aber zu Markus sagte sie: „Ich dachte, Ihr wolltet gar nicht hereinkommen.“ Sie stand in der Mitte der Stube und erschien Graf noch größer und stattlicher als vorher. Auch überraschte ihn noch mehr der zwingende, fordernde Ausdruck in ihren Augen. Er antwortete unfrei und mit leisem Verdruß: „Ich wußte nicht, ob Ihr mich aufnehmen wollt.“

Sie überhörte den Vorwurf nicht. ‚Ein seltsamer Mensch,‘ dachte sie wieder. Dann lud sie ihn ein: „Ich will Euch Eure Kammer zeigen. Nachher müßt Ihr etwas essen kommen.“

Sie schritt ihm voran, eine knarrende Holztreppe hinauf, über einen tannenen Flurboden und tat eine der vielen Türen auf, die auf den Gang gingen.

Markus blickte in ein schmales, sauberes Zimmer, in dem Bett und Waschtisch standen und ein Fenster einen weißen Vorhang trug.

„Legt ab,“ sagte Frau Sixta und ließ ihn eintreten. Sie selbst kehrte noch im Flur um, und er hörte sie die Treppe wieder hinuntersteigen. Er zog die Tür zu.

Nun war es still. Er trat ans geschlossene Fenster. Unten ging die Straße vorbei. Drüben lag der dunkle, schwermütige See. Dahinter standen in violetten Schatten die Berge. Etwas Heimatliches umwehte ihn, etwas, was in den oft mehr als bescheidenen Herbergen, in denen er unterwegs abgestiegen, nicht gewesen war. Seltsam, daß er hier auf einmal Unterkunft hatte, dachte er. Und die Wirtin! Sie machte nicht viel Umstände. Es war wie eine Auszeichnung, daß er, der Wegfahrer, der ihr seine Mittellosigkeit gestanden, in einer richtigen Gastkammer wohnen durfte. Und wie sie einen anschaute: Man wurde nicht klug aus ihrem Blick. Aber sicher würde er einen lange verfolgen.

Er begann seinen Rucksack auszupacken. Aber seine Gedanken entrannen ihm und kehrten wieder zu Frau Sixta zurück. Also eine Witwe war sie und Unglück ihr nicht fremd? So hatte der Knecht erzählt. Hm, es lag auch in ihrem strengen Gesicht. Man bekam unwillkürlich ein Bedürfnis, ihr zu sagen: Mir ist das Leben auch nicht leicht. Er war gespannt, ihr wieder zu begegnen. Und schon legte er seine Hand wieder auf die Türklinke. Aber in plötzlichem Trotz zog er sie zurück. Wie, sollte er der Wirtin nachlaufen? Die hatte wohl auch schon längst wieder um anderes als um ihn sich zu kümmern. Aber er war merkwürdig an sein eigenes Schicksal erinnert und fühlte mehr als je seine Entwurzeltheit und Ziellosigkeit. Mechanisch strich er mit dem Kamm durch sein langes Haar. Dann erinnerte er sich, daß Frau Sixta ihn geheißen, nachher zum Essen zu kommen. Da ging er hinab.

In der Wirtsstube stand ein Gedeck schon bereit für ihn. Wie für einen großen Herrn, dachte er und lächelte heimlich.

Die Kellnerin brachte ihm sein Essen. Sonst war kein Gast da. Aus einem Nebengemach klang Gerede und Geräusch von Eßwerkzeugen. Die dunkle Mannsstimme der Frau Sixta stand manchmal über helleren andern, und wenn er es nicht gewußt hätte, würde er aus dem Gegensatz der einen lauten und der andern bescheiden gedämpften Stimmen gehört haben, daß die Meisterin zum Gesinde sprach.

„Es sind wohl nicht viele Gäste da?“ sprach er die Kellnerin an.

Die sah ihn mit blauen Augen mannsfreundlich ins Gesicht und antwortete: „Niemand als Ihr heute nacht.“

Sie tauschten dann Rede und Gegenrede. Er erfuhr, daß das Haus oft bis unters Dach besetzt sei, insbesondere zu Zeiten der großen Märkte diesseits und jenseits des Berges, wenn die Händler ihr Vieh vorbeitrieben. Er hörte auch, daß Frau Sixta selbst den größten Viehstand weit herum ihr eigen nenne. Nebenbei machte ihm die Kellnerin warm. Ihre schweren, hellblonden Zöpfe waren am Kopfe festgesteckt und hatten einen weichen Glanz. Sie wußte, daß sie hübsch war, und hatte die Eindrucksamkeit ihres Äußern oft genug erprobt, um nicht auch mit Markus sich ein wenig zu vergnügen. Er strich ihr eben schäkernd über die Hand, als Frau Sixta wieder eintrat. Hastig zog er die seine zurück. Beinahe wäre er rot geworden.

„Du kannst gehen,“ sagte diese zu dem Mädchen. Sie löste die Anna immer selbst ab, wenn Essenszeit war. Aber ihre Gedanken waren noch bei Haushaltdingen, die vorher bei Tische besprochen worden. Markus hatte sie fast vergessen. Sie machte sich am Büfett zu schaffen. Erst nach einer Weile fiel ihr der Gast wieder ein.

Markus saß über seinen Teller gebeugt, nicht willens, der erste zu sein, der ein Gespräch anhob.

Sie betrachtete ihn unbemerkt. Ihre Teilnahme erwachte wieder. Warum hatte sie ihm Herberge geboten? Es war ihr wie ein plötzlicher Einfall gekommen. Und auch jetzt wieder erregte das Fremdartige im Äußern des Gastes ihre Aufmerksamkeit. Sie nahm ihm Teller und Platten, die er geleert hatte, fort. „Seid Ihr satt?“ fragte sie.

„Reichlich! Ich danke Euch,“ gab er zurück.

Nach einer kurzen Weile ließ sie sich ihm

gegenüber am Tisch nieder. „Also Ihr habt kein eigentliches Ziel?“ fragte sie weiter. Sie verhörte ihn nicht. Sie stellte nur noch einmal fest, was er ihr selbst gesagt hatte und ließ merken, daß solche Zerfahrenheit ihr merkwürdig vorkomme.

Seine Miene verdüsterte sich. Die Vergangenheit stand vor ihm. „Ich habe nichts hinter mir zurückgelassen,“ gestand er. „Ob ich vor mir etwas finde, muß ich erst erfahren.“

Sie stützte die Hand unters Kinn und musterte ihn schärfer. Ein unbestimmtes Gefühl von Leidverwandtschaft erfaßte auch sie. „Das Leben schüttelt einen,“ sagte sie ohne Wehleidigkeit.

Weil ihre Stimme so hart klang, ging sie ihm nah und lockte ihm den eigenen Kummer heraus. Er hatte lange nicht mehr mit jemand davon sprechen können. Plötzlich sah er sich mitten im Erzählen: „Mein Vater war Chemiker. Bei einem seiner Experimente ging das Haus mit ihm in die Luft. Die Mutter und die Schwester blieben dabei tot wie er selber. Wäre ich zu jener Stunde nicht auswärts gewesen, säße ich jetzt auch nicht hier.“

„Meinen Mann hat die Lawine genommen,“ entgegnete sie. Sie bewies ihm keine Teilnahme. Sie stellte nur wie unter innerem Zwang eigene Erfahrung neben die seine. „Auch den Vater und zwei Brüder hat sie begraben,“ fuhr sie fort. „Es geschieht andern auch. Vielleicht nur nicht, wie Euch und mir, gleich mehrere, die zu einem gehörten, auf einmal.“

Es war sonderbar, wie sie mit halber Stimme, murrend fast und unbewußt zu Geständnissen gedrängt, zueinander sprachen.

Die Dämmerung war hereingebrochen. Sie vermochten eines des andern Züge nicht mehr deutlich zu erkennen. Sie spürten einander nur und die Schicksale, die auf ihnen lasteten. Sie saßen mit vornüber gebeugten Köpfen und hochgezogenen Schultern. Und sie verstummten zuletzt und verfielen jedes in eigene Gedanken.

Frau Sixta hätte noch mehr zu berichten gehabt. Xaver Rotmund, ihr Mann, war ein Trinker, die letzten Jahre ihrer Ehe waren ein harter Streit gewesen. Nach einer Weile fiel wieder ein Wort von ihr in die Stille: „Manchmal sind die Lebendigen schwerer zu ertragen als die Toten.“

Markus horchte auf, aber er erhob den Kopf nicht. Er hatte ein dumpfes Empfinden als gehörten geschlagene Leute zusammen.

Frau Sixta zündete jetzt eine Lampe an. Und dabei fiel ihr Blick wieder auf ihn. Wie lang er sein Haar trug, dachte sie. Er schien ein Künstler eher als ein Arbeiter. Er schien der Männlichkeit nicht zu entbehren und hatte doch etwas Verlorenes, Hilfloses, Verworrenes. Ein Gefühl von Mütterlichkeit regte sich in ihr. Sie fragte: „Und Ihr wißt nicht, was Ihr weiter wollt?“

„Nein,“ gab er kurz zurück und fühlte, daß seine Ziellosigkeit ihm nicht zum Ruhm war.

„Man muß das wissen,“ fuhr Frau Sixta fort. „Die innere Lahmheit und Gleichgültigkeit machen einen zum Nichtsnutz.“

„Ganz recht,“ gab er in spöttischem Ton zu. „Aber es gibt genug andere in der Welt, die von ihrer Nützlichkeit überzeugt sind.“

„Ich werde mir Arbeit suchen, irgendeine, möglichst mehr für die Hände als für den Kopf,“ fügte er nach einer Weile hinzu.

Sie trommelte mit den weißen Fingern der starken Hand unhörbar auf der Tischplatte. ‚Arbeit,‘ dachte sie. Und es war ihr, als müsse sie ihm irgendeinen Weg zeigen. Dann sagte sie mit plötzlicher Entschließung: „Wenn Ihr Arbeit sucht, ich hätte solche für ein paar Tage.“

Markus stutzte. Wieder wehrte sich etwas in ihm, sich ihr zu verpflichten. Er wollte sie ansehen, aber zu seinem Verdruß sanken ihm die Augen wieder vor den ihren, und er ärgerte sich. Dann murrte er: „Vielleicht kann ich nicht, was Ihr mir aufgeben wollt.“

Die Wirtin erklärte: „Wir beginnen morgen mit dem Abschönen der Matten. Das ist keine Kunst.“

Obgleich er ein Städter war, wußte er, was sie meinte. Es war nicht, was er suchte, noch was er gewohnt war. Er hielt sich zu gut, hier den Knecht zu machen und Steine und Winterwust von den Lehnen zu lesen. Er zuckte mit der Achsel.

„Wir brauchen Hilfe,“ sagte Frau Sixta. „Und gerade jetzt findet man sie schwer.“

Das hörte sich ihm schon besser an. Er war nicht abgeneigt, den Dank abzutragen, den er ihr für die Gewährung der Nachtherberge schuldig war. Aber er meinte: „Eigentlich weiß ich bei den Pferden Bescheid. Da taugt man nicht zum Handlanger.“

„Pferde haben wir auch,“ sagte Frau Sixta, „aber wie Ihr wollt. Jeder nach seinem Geschmack.“

Sie stand auf. Es verletzte sie nicht, daß er sich so zurückhielt. Es lag darin etwas von ihrer eigenen Art. Aber sie mochte auch nicht länger zureden. Zudem kam jetzt die Kellnerin zurück. Sie verließ die Stube.

Markus saß in sich gekehrt da. Er achtete nicht darauf, daß die blonde Anna wieder da war. Etwas wie ein Band hatte sich ihm umgelegt, etwas, was ihn festhielt. Er war schon entschlossen zu bleiben, ohne es noch

zu wissen. Es war ihm, als müßte er von der merkwürdigen Frau und ihrer Umgebung noch mehr kennenlernen.

Die Kellnerin trat an seinen Tisch und begann auch ihrerseits ihn um Weg und Geschäft zu fragen.

Er wich ihr aus. Zerstreut und entgegen seiner Gewohnheit weder ihre Hübschheit noch ihre Zutunlichkeit mehr beachtend gab er Bescheid. Als er nach einer Weile sich erhob, um sich schlafen zu legen, fragte er nach der Wirtin, mit der er noch sprechen wollte.

„Sie ist wohl in der Schreibstube," antwortete die Anna. „Da darf man sie nicht stören."

„Schreibstube?" fragte Markus gedankenlos.

„Ja," bestätigte die andere eifrig. „Sie hat immer die Bücher geführt und mit der Sekretärin zusammen alle Schreibereien besorgt. Es gibt viel davon in dem großen Betrieb."

„Wenn Ihr sie noch seht," sagte Markus, „so sagt ihr, daß ich hier bleiben will, so lange sie mir Arbeit hat."

Die Anna feixte: „Ei, schön! Herr Kollege also!" Und sie bot ihm die Hand. Der Fremde gefiel ihr, wie schon mancher andere.

Er reichte ihr die seine, aber er gab ihr den bedeutsamen Druck nicht zurück, mit dem sie ihn bedachte. Er wünschte ihr gute Nacht und begab sich in seine Kammer.

Die Anna freute sich über den Mann mehr, der im Hause war. Und seine Zurückhaltung steigerte ihre Neugier. Sie wollte gern sehen, wie der sich noch anließ.

Markus öffnete sein Fenster und sah in die Nacht hinaus. Sie war kalt und klar und so still, daß die Sterne, die in geringer Zahl, aber mit einem unerhörten Glanz aus dem schwarzblauen Nachthimmel leuchteten, zu tönen schienen, während sie flirrten und flammten. Dann klang aus einem nahen Stall das Geräusch sich regenden Viehs. Markus fuhr sich über die Stirn. Seltsam, wie er hier Statt und Rast gefunden! Hoch über den dumpfen Niederungen! Und morgen gab es Arbeit. Er sah plötzlich so etwas wie ein Ziel nach einer Irrfahrt. Das Herz weitete sich ihm. Und wieder mußte er an Frau Sixta denken. Sie flößte einem eine merkwürdige Achtung ein! Es war einem wie ein Vorzug, nun in ihrem Dienst zu stehen!

Die Rotmundin hatte an diesem Abend noch lange zu tun. Ihr Erbe war groß, und sie fertigte ein neues Kapitalverzeichnis an. Die Gemeinde Bergmatten, zu der die Paßhöhe und das Wirtshaus zur Brücke gehörten, wollte die Steuer haben. Spät erst schloß sie ihren Schreibtisch. Dann machte sie wie an jedem Abend die letzte Runde durch Haus und Ställe.

Mitternacht war vorüber, als sie ihre Schlafstube aufsuchte.

Diese nahm wohl den Raum dreier Gastzimmer ein. Aber sie war kahl. Kein einziges Möbel, das ein bequemes Ausruhen gestattet hätte, befand sich darin. Selbst das zweischläfige Himmelbett glich einer harten, großen Kiste. Die beiden Stühle hatten gerade, hohe Lehnen. Der Waschtisch trug Geschirr aus kaltem, gelbweißem Steingut. Es war kein freudiges Gemach, war es nie gewesen.

Frau Sixta legte sich zu Bett. Aber sie vermochte die Gedanken noch nicht vom Werk des vergangenen Tages und von den neuen ihrer wartenden Aufgaben zu lösen. Sie blieb halb aufrecht sitzen, den Kopf auf den starken, weißen Arm gestützt, von dem der weite Ärmel ihres Nachtgewands zurückfiel. Während sie unten gerechnet und geschrieben hatte, waren die Jahre, die ihr an der Seite ihres Mannes vergangen, wieder lebendig geworden, deutlicher auch der ganze Umfang ihres Besitzes ihr vor Augen getreten. Dieser Besitz bedeutete Reichtum. Sie hatte das längst gewußt, denn obschon Xaver Rotmund selig viel Lärm gemacht und in den Augen der Leute als der Meister gegolten, hatten doch die Zügel des Haushalts und Geschäfts längst in ihrer Hand geruht. Aber sie hatte mit Befriedigung, was sie wußte, bestätigt gesehen. Sie schätzte die Menschen nicht hoch ein, und sie war froh, von ihnen unabhängig zu sein. Auch von dem Talammann, der ihr heute so eindringlich seine Dienste angeboten. Sie wußte, daß er nach ihr und ihrem Eigentum schielte und zielte. Und sie empfand eine Art grimmiger Freude, daß sie seiner nicht bedurfte. Sie liebte ihn nicht. Wen liebte sie überhaupt? dachte sie. Mit sechzehn Jahren hatte man sie an den reichen Rotmund, den Herrn des Brückengutes, gegeben. Sie hatte sich nicht gesträubt, da er gleich ihre ganze Familie, Vater, Mutter und zwei Brüder mit ihr zu sich genommen! Aber es sollte sie keiner fragen, was sie dafür in all den Jahren ihrer Ehe erduldet. Der viele Anhang, den sie mitgebracht, war ihr hundertmal vorgehalten worden. Doch das Schicksal hatte langsam, langsam alle Last abgelöst, erst die zarte, stille Mutter hinweggenommen, die Dulderin, die Trägerin eigener und Mitträgerin ihrer, Frau Sixtas, Bürde. Dann den leichtsinnigen Vater, den es mit dem älteren Bruder zusammen im Winterschneesturm begrub. Es hatte den zweiten Bruder durch die Lawine holen lassen und diesem Raubtier des Gebirgs zu-

letzt auch die Drangsal aller, Rotmund, den Herrn, vorgeworfen. Alles das bewegte Frau Sixta jetzt in ihrem Herzen. Und auf einmal fiel ihr ein, daß sie von diesen Dingen heute schon einmal gesprochen, und sie erinnerte sich des fremden Gastes wieder, den sie im Hause hatte. Er wollte dableiben, hatte ihr die Kellnerin noch gesagt. Hm! Mochte er! Er war ein Geschlagener wie sie selbst! Überhaupt ein ungewöhnlicher Gesell! Was war das nur schon für ein Einfall, ohne Zweck und Ziel in die Welt zu fahren! Hm! Sie wollte den merkwürdigen Menschen auch der Otti schildern, wenn sie ihr morgen schrieb. Vor ihrer Seele tauchte ein feines, fast herzbeklemmend schmales Gesicht auf. Ganz jung war sie noch, die Ottilie, ihr einziges Kind! Noch immer weilte sie im Kloster zu Freiburg im Uechtland. Es schien lang, daß sie fort war! Und lang, bis sie wiederkam. Nicht einmal zur Leiche des Vaters hatte sie sie gerufen. Wozu? Sie hatte es besser bei den frommen Frauen. Die Häßlichkeiten der Welt berührten sie da nicht.

Erst jetzt ließ Frau Sixta sich ins Kissen zurückfallen. Ihr dunkler Kopf grub sich schwer in die Daunen. Die Müdigkeit übermannte sie nun doch. Gegenwart und Vergangenheit flossen ineinander. Sie vermochte sie nicht mehr voneinander zu scheiden. Dann schlief sie ein.

*

Am andern Morgen, als Frau Sixta wie immer das Beispiel gab, daß man den Tag früh anfangen muß, wenn er ausgeben soll, hockte Markus Graf unter den Knechten in der Küche und empfing mit ihnen sein Morgenbrot.

„Ihr habt Euch also entschlossen,“ sprach sie ihn im Vorbeigehen an.

Er nickte. Zu einer Antwort ließ sie ihm nicht Zeit, sondern war schon aus der Tür, während er noch überlegte, ob ihre Art nicht hochmütig gewesen, und seine Empfindsamkeit ihn wieder stach. Aber seine Teilnahme für die merkwürdige Frau und das Abenteuer, das er hier bestand, war nicht kleiner geworden. Unwillkürlich duckte er sich und war bereit, weiter zu erleben, was werden sollte. Frau Sixta schien aber Pankraz, den Hirten, mit seiner Einführung betreut zu haben; denn dieser hieß ihn nach dem Frühstück sich einer Gruppe von Leuten anschließen, bei der er selber stand und die auf die Seematten hinaus sollten, um zu schönen.

Mit Hutten und Rechen zogen sie nach einer Weile aus. Der Himmel war bewölkt. Der Wind strich über die Hochebene. An den Lehnen, die die Seematten hießen und jenseits des Sees hinauf in die Felsen des Balmott und des Alpsteins sich streckten, begannen sie ihre Arbeit. Sie sammelten das kleine Gestein, das der Winter ins Gras gestreut, in die Hutten, schichteten größere Blöcke, die niedergebrochen waren, zu Haufen und säuberten mit Rechen und Hacke die Stellen, wo geröll- und erdedurchschossener Hartschnee als letzte Spur der Lawinen in den Mulden lag. Derweilen fuhr manchmal über ihnen eine Lerche auf und warf sich mit Zwitschern und Jubeln in die Luft, und höher an den Gipfeln tönten die Pfiffe der Murmeltiere. Markus atmete so leicht wie nie, und das Steigen wurde ihm zur Lust. Er dachte, daß das Land hier allein schon wert sei, daß er die Reise unterbrach. Zuweilen trafen ihn die neugierigen Blicke der andern. Aber sie waren wortkarg. Keiner sprach ihn an. Jeder ging seines Weges. Nur der weißhaarige Pankraz blieb in seiner Nähe.

„Ihr wollt also hier oben bleiben?“ fragte dieser, als sie unter der Arbeit im Schutz eines Felsens sich wieder begegneten.

„Einmal heute und morgen,“ erwiderte Markus.

„Und noch manchen Tag,“ murmelte der andere.

„Wieso?“ fragte Markus fast zornig.

„Man geht nicht so schnell wieder von ihr fort,“ sprach Pankraz.

Markus schaute ihn an. Was meinte der sonderbare Kauz?

Der Alte bückte sich nach Steinen. Klirrend fielen sie in seinen Tragkorb. Dabei hielt er sich neben Markus. Auf einmal begann er zu erzählen. Es war, als grabe er Dinge aus sich selbst herauf und spräche auch mehr zu sich selbst als zu einem andern. Es machte ihm offenbar Freude, langsam, in Pausen, Erinnerungen auszukramen und Möglichkeiten zu deuten. Aber zugleich lag in seiner Art zu reden eine stille Gelassenheit, ein Sichselbstfernhalten von dem, was war und sein mußte. „Ich kenne sie, seit sie ein Kind war,“ begann er. „Ihr hättet sie sehen sollen. Man stand still und schaute ihr nach, wenn sie Sonntags zur Kirche ging. Wenn die Fremden ins Tal kamen, fragten sie nach ihr. Sie haben sie gemalt und photographiert. Sie wollten sie auch mit fortnehmen. Aber sie ging nicht. Sie wurde auch nicht stolz. Oder vielleicht brauchte sie es nicht zu werden. Sie sah alle groß an und nahe kam ihr keiner. Sie war aber schon die Braut des Xaver Rotmund. Sie haben sie ihm früh angeschmiedet. Die Otti ist schön und fein und zart, aber — s i e war schöner. Die Otti ist wie die Taube, weich und weiß, aber sie ist wie der Sperber, stark und scharf.“



Bauernhaus mit Schafen (Niederrhein). Gemälde von Franz Delaforgue



„Wer ist die Otti?“ fragte Markus, als der fremde Name plötzlich aufklang.

„Ja so, verzeiht!“ war die Antwort. „Das ist ihr einziges Kind. Man meint, daß sie es im Kloster läßt, weil sie selber zu viel Schlechtes in der Welt gesehen und erlebt hat.“

Markus verlor den Namen wieder aus dem Gedächtnis. Aber der Hirt beschäftigte ihn. Er schien völlig im Bann der Rotmundin zu liegen. Vielleicht hatte er, als er und sie jünger gewesen, mit andern Augen auf sie gesehen.

Noch am gleichen und an den folgenden Tagen machte indessen Markus die Beobachtung, daß die fast abergläubische Verehrung des Hirten für Frau Sixta keine Einzelerscheinung war, sondern daß das ganze Gesinde, Mägde wie Knechte, ihr anhingen und sich ihr mit einer seltsamen Willigkeit unterordneten. Er hörte dann, daß sie keines der Ihren krank im Hause wisse, ohne es selbst zu pflegen, daß sie sich aber auch der Seelen annahm, nicht nur des Körpers. Das Kind einer Magd, die von einem Bauer in Bergmatten verführt worden war, blieb mit der armen Mutter im Hause. Dem Vater einer zweiten, der gebrechlich und arbeitsunfähig war, gab sie auf der „Brücke“ das Gnadenbrot. Sie verstand es ebenso zu schenken und Freude zu machen, wie sie dafür sorgte, daß keinem sein Lohn vorenthalten wurde. So waren die Feste des Jahres auf der Brücke besonders festlich. Aber auch, wenn sie, die Pflichterfüllung bis zum äußersten pflog und forderte, Unwirsche und Untaugliche vom Hofe wies, so ließ sie keines ohne vollen Entgelt ziehen, gab sich daher selbst nie eine Blöße und brach böser Nachrede den Stachel aus. Insbesondere schätzten also ihre Dienstleute an ihr ihre Gerechtigkeit.

Um Markus schien sich Frau Sixta, wie dieser meinte, vorläufig wenig zu kümmern. Er wußte nicht, daß im Hause oder von einem Fenster aus ihr großer, kühler Blick ihm zuweilen folgte. Er nahm es ihr irgendwie übel, daß sie ihn dermaßen zu übersehen schien, und spielte täglich mit dem Gedanken, am nächsten oder übernächsten Tag weiterzuziehen. Da es jedoch immer neue Arbeit gab und er bemerkte, daß diese, da Hilfskräfte knapp waren, so leicht nicht ausgehen würde, brachte er es nicht über sich, davonzulaufen. Das Gesinde begegnete ihm mit abwartender Freundlichkeit. Er spielte nach Feierabend mit den Knechten Karten oder schäkerte mit den Mägden. In einer großen, saalartigen Stube saß man am Abend beisammen. Am Nachmittag des ersten Sonntags aber spielte auf der Hofmatte hinter dem Hause ein Knecht die Handharmonika. Einige Burschen und Mägde tanzten. Da folgte Markus einer plötzlichen Eingebung und holte seine Laute. Das Instrument stammte aus seiner Studentenzeit. Er hatte eine weiche, dunkle Stimme und eine Begabung für den Vortrag starker, mutiger Streit- und Spottlieder, aber auch jener wehmütigen Weisen, die die Fischer am Meer und die Leute hoch im Gebirg singen.

Die Leute machten große Augen, als er mit der Laute ankam. Der Handorgeler verstummte, und der Tanz hörte auf. Ein Kreis bildete sich um ihn. Selbst die Kellnerin Anna entlief der Wirtsstube und ihren Gästen und stellte sich neben ihn. Da begann er zu singen.

Die Anna bekam heiße Wangen. Und sie war auf die andern eifersüchtig, als sie wieder an ihre Arbeit zurück mußte.

Der Gesang war auch zu Frau Sixta hinausgedrungen, die im Begriff war, der Otti, ihrer sechzehnjährigen Tochter einen Brief zu schreiben. Sie lauschte. Stimme und Gesang klangen ihr fremd. War das der merkwürdige Mensch, den sie gleichsam am Wege aufgelesen und ins Haus genommen hatte? Sie hatte ihn seither beobachtet und weiter über sein nicht alltägliches Äußere gestaunt. Nun riß der Gesang sie aus ihrer Arbeit. Sie verlor den Faden. Ärgerlich über sich selbst, wollte sie sich zum Weiterschreiben zwingen. Da begann Markus ein neues Lied. Vollends gestört erhob sie sich und trat ans Fenster. Ohne selbst gesehen zu werden, betrachtete sie die Gruppe in der Matte unten. Die blonde Anna stand dicht neben Markus. Es verdroß Frau Sixta. Die Anna hatte Dienst! Was brauchte sie da herumzulungern! Aber — das Blut stieg ihr ins Gesicht — vergönnte sie es dem Mädchen, daß es neben dem Mann dort stand? Sie richtete sich auf. Sie lachte über sich selbst. Dabei umfaßte sie mit den Blicken wieder die Erscheinung des Markus. Sein Kopf war leicht geneigt. Er schien gleichsam in die Ferne hinaus zu singen und die Zuhörer vergessen zu haben. Und das sollte ein Knecht sein? Hm, lang würde der das wohl nicht bleiben wollen! Sie kehrte zum Schreibtisch zurück. Aber der Gesang draußen schwieg nur für Augenblicke. Es litt sie nicht auf ihrem Stuhl. Es war, als ob die Mannsstimme sie anzöge. Schon blickte sie wieder durch die Scheibe. Dann sah sie unweit der Gesindegruppe eines ihrer Pferde weiden. Es hatte sich unlängst den Fuß verstaucht. Sie wollte doch einmal nach ihm sehen, redete sie sich ein. Sie machte sich auf den Weg. Aber ihre Gedanken hörten nicht auf zu arbeiten. Sie hatte sich selbst seit

Jahren zu fest in der Hand gehabt, als daß sie auch jetzt nicht über sich selbst Bescheid gewußt hätte. Die Musik beunruhigte sie, gestand sie sich. Und nicht nur diese, der Mensch dort behelligte sie. Irgendeine Neugier, ob und wann er weiterziehen werde, beschäftigte sie. Vielleicht saß ihr ganz tief und versteckt sogar eine Erwartung, daß er bleiben möchte. Oder war es ein Wunsch? Torheit! Wie sollten ihr solche Wünsche kommen? Was ging der Mensch sie an! Sie nahm sich zusammen. Als sie unten ankam, schritt sie an der Gesindegruppe stumm vorbei. Ihr Gesicht hatte einen strengen Ausdruck.

Markus sah es und dachte, sein Spiel mißfalle ihr. Er beendigte sein Lied. Dann legte er die Laute unter dem Widerspruch der Leute beiseite.

Frau Sixta hatte inzwischen das Pferd erreicht und untersuchte es mit der Kundigkeit eines Tierarztes.

Markus schaute zu. Dergleichen schlug in seinen Beruf. Unwillkürlich stand er auf und näherte sich der Wirtin. „Es ist wohl schlecht beschlagen," urteilte er im Herantreten von dem Pferde.

Frau Sixta wandte sich nach ihm um. Es fiel ihr in diesem Augenblick ein, daß er ihr von seinem Bereiterberufe gesprochen hatte, und ein leises Unbehagen befiel sie. Hatte sie ihm Arbeit zugemutet, die unter seiner Würde war? Dann sagte sie: „Ich bin gegenwärtig schlecht versehen. Mein alter Roßknecht war Schmied und verstand sich aufs Beschlagen wie auf alles, was die Pferde anging. Aber er ist taub geworden mit den Jahren und in seine Heimat zurückgegangen. Der neue ist zu jung oder zu lässig." Noch als sie so sprach, fiel ihr ein, daß er vielleicht an den Posten passen möchte. Und im nächsten Augenblick: daß er zu gut zum Knecht sei. Und im folgenden: daß ihre Mitteilung fast als so etwas wie eine Aufforderung, ihr den alten Roßknecht zu ersetzen, aufgefaßt werden konnte. Sie wurde ganz verwirrt von all den Erwägungen. Aber sie ließ sich nichts merken.

Markus' Teilnahme war geweckt. Er liebte Pferde. Er dachte aber nicht so weit wie die Wirtin. „Ich habe Eure Ställe noch nicht gesehen," sagte er. „Darf man einen Blick hinein tun?"

Sie ließ ihn an sich vorbei unter die nächste Tür treten, hinter der sechs Pferde standen, kleine, starke Tiere wie sie im Gebirg zum Säumen und zum Ziehen der einspännigen Schlitten gebraucht werden. In einem Nebenstalle standen die Postrosse, die über den Paß liefen. Der Wirtin zur Brücke lag ebenso die Führung der Post von einem Tal ins andere wie die Besorgung der vielen Warentransporte zwischen den Bergdörfern ob.

Markus ging von Stand zu Stand, von Tier zu Tier, legte hier einem die Hand auf die Kruppe und hob dort einem das Maul, um nach seinen Zähnen zu sehen.

„Zu reiten gibt es hier nichts," sagte eine Stimme.

Er sah Frau Sixta drüben stehen und wußte nicht, ob sie das ihm zum Hohn gesagt hatte.

„Aber Ihr habt reichlich Pferde," gab er zurück.

„Eines geht unterm Reiter," erklärte sie. „Aber das weidet bei den kalten Brunnen."

Markus wunderte sich, wo das sein möge.

Da stieß sie eine Hintertür auf, so daß Ausblick auf die helle Hochebene war. An ihrem Saume in einer tiefgrünen Mulde stand ein einzelnes Pferd von seltener mausgrauer Farbe.

„Ein schönes Tier," sagte Markus überrascht.

Ohne zu antworten schritt sie ihm voran aus dem Stall und über die Grasfläche. Sie dachte nicht mehr daran, daß sie nur einen Taglöhner neben sich hatte. Der andere war ihr wie ein Gast.

„Und niemand reitet das Pferd?" fragte Markus.

„Niemand, seit mir die Zeit fehlt," gab sie kurz zurück.

Er hätte sie fragen mögen, wieso das so und das so sei, wie sie das Reiten gelernt und ob ihr Mann sie begleitet habe; aber er scheute sich, sich gleichsam in das hineinzubohren, was sie erlebt hatte.

Sie erreichten den Grauschimmel. Er war nicht mehr ganz jung, aber von edlem Bau, sein Auge hell und klug. Er erkannte Frau Sixta, wieherte und kam auf sie zu. Sie legte den Arm um seinen halfterlosen Hals. Und wie sie so neben dem Pferd stand, glaubte Markus ihr, daß sie es geritten, und das Außergewöhnliche ihres Wesens kam ihm neu zu Bewußtsein. „Das geht einem alles verloren nach und nach," sprach sie nachdenklich. „Es bleibt nur die Arbeit, das Beste freilich, was bleiben kann."

Er spürte etwas von der Härte ihres Lebens und fühlte sich gedrängt, ihr ein gutes Wort zu sagen. Aber es bot sich ihm nicht.

Plötzlich sagte sie: „Erzählt mir mehr von Euch selbst."

Sie waren allein. Die Ställe verwehrten die Aussicht auf Haus und Vorplatz. Drüben rieselte eine Quelle, einer der kalten Brunnen, die dieser Alpstelle den Namen und das leuchtende Grün gaben.

Frau Sixta ließ ihre Seele einmal Sonn-

tag haben. Sie hatte lange niemand gehabt, mit dem ihr mehr als Alltägliches zu reden verlohnte. Mit diesem Fremden war es anders. Das Gespräch machte ihr Freude. Sie ließ sich auf einen Felsblock nieder, der im Grase wurzelte.

„Was soll ich Euch erzählen?“ fragte Markus. „Ich bin meinem Vater ein Ärger und meiner Mutter ein Kummer gewesen.“

„Wieso?“

„Ich fiel aus der Linie. Ich lernte nicht oder erreichte doch nichts mit Lernen. Ich bin vielleicht einer, der spät oder nie aufwacht. Ich habe mir ja dann ein Gewerbe ausgesucht, das vom Körper mehr wollte als vom Geist.“

So standet Ihr schlecht mit Euren Leuten?“

„Im Gegenteil. Sie gaben sich Mühe, mich ihre Enttäuschung nicht merken zu lassen. Wir waren uns sehr gut. Darum trage ich auch schwer daran, daß sie nicht mehr da sind.“

Frau Sixta errötete. Sie schämte sich ihrer Frage. Sah sie nicht, daß an diesem Menschen trotz seiner Ziellosigkeit etwas Liebenswertes war? Dann trat es ihr bitter auf die Zunge. In ihrem Hause war der Friede nicht gewesen, den er dem seinen nachrühmen konnte. „So viel Nachsicht ist nicht überall,“ sagte sie finster.

„Auch Ihr habt —“ begann er; aber als sie ihn groß ansah, sprach er nicht aus, daß er um ihre Last wußte.

Sie verzog den Mund. „Man hat Euch wohl mancherlei erzählt,“ sagte sie.

„Nichts Schlechtes,“ gab er zurück.

Sie erinnerte sich, wie ihre Leute ihr zugetan waren, und wurde weicher. „Ich habe ein Kind, eine Tochter,“ sagte sie, um ihm zu zeigen, daß sie auch Helligkeit in ihrem Leben habe.

„Auch das hörte ich,“ sagte Markus. Er fühlte sich nicht als ihren Dienstmann, sondern sie war ihm wie eine gute Bekannte, länger bekannt als ihr Haus, obwohl er auch sie erst kurz vor seinem Eintritt in dieses getroffen.

„Sie ist noch ein wirkliches Kind,“ sprach sie sich vergessend weiter; „fein und klein wie eine aus dem Süden. Man sieht ihr die Eltern nicht an. Ich habe sie früh fortgetan. Sie weiß wohl nicht mehr, wie dunkel hier das Land und die Leute sind.“

‚Und wie dunkel das Haus war,‘ vollendete Markus in Gedanken; es war ihm, als habe sie das sagen wollen.

Aber Frau Sixta war die Zunge gelöst. Vielleicht hatte sie zu lange von allem geschwiegen, was sie selbst anging, und es drängten sich ihr nun vor diesem Fremden Dinge auf die Lippen, die gar nicht für ihn gemeint waren. „Ich denke daran, ihr die Welt zu ersparen,“ sagte sie.

„Wie das?“ fragte Markus.

„Indem ich sie im Kloster lasse.“

Markus schwieg. Es schien ihm, daß sie von etwas spreche, was ihr noch zu denken gab.

Da fragte sie auch schon. „Meint Ihr nicht auch, daß jedem wohl geschieht, der nicht in das Durcheinander hier draußen geworfen wird?“

Markus senkte den Kopf. Er erlebte auch das Gegenwärtige wie einen Traum, wie er sein Unglück mit dumpfen Sinnen erlebt hatte. Nach einer Weile sagte er nachdenklich: „Lieber im Strudel sein als im lebendigen Tod.“

Frau Sixta stutzte. Wie gut er sich ausdrückte! Und — hatte er recht? Waren ihre Pläne, die sie in bezug auf ihr Kind hatte, irrig? Dann wurde sie inne, daß sie sich diesem wildfremden Menschen gegenüber hatte gehen lassen. Sie staunte über sich selbst. Und doch empfand sie keine Reue, sondern etwas wie Freude, daß sie einen gefunden, mit dem man ein vernünftiges Wort reden konnte. Sie sagte: „Man merkt Euch den Studenten noch an.“

„Eine Weile trägt man seinen Schulsack noch weiter,“ erwiderte er.

„Es wäre schade, wenn man ihn ganz verlöre,“ sagte Frau Sixta. Und dann: „Man hat hier nicht allzuoft Gelegenheit, mit Leuten zu reden, die etwas gelernt haben.“

Markus fühlte ihre Einsamkeit. Er mußte an seine Mutter denken. Sie war weicher, schlichter, unbedeutender gewesen als diese Frau, aber auch sie war viel allein gewesen und hatte manchmal gern ein Wort mit ihm gesprochen.

Da sagte Frau Sixta lächelnd: „Wie wäre es denn, wenn Ihr bei meinen Pferden bliebet?“ Der Entschluß, ihm das anzubieten, war ihr ganz plötzlich gekommen.

Er verzog den Mund. Nun hatte sie ihn wieder verletzt. „Roßknecht?“ spottete er. „Meine Sehnsucht ist das nicht.“

Sie schrak sogleich in sich selbst zurück. „Es war eine Frage,“ entschuldigte sie sich. „Ihr seid selbst schuld, daß ich sie gestellt habe.“

Als er nun den Weg zum Weitergehen plötzlich wieder frei sah, reute es ihn. Irgendwie hing er an diesem Hause schon fest. „Vielleicht,“ verbesserte er sich zögernd und nachdenklich, „möchte ich doch bleiben.“

Sie drängte ihn nicht. Unwillkürlich überzeugt, daß er blieb, verließ sie das Thema, stützte die Arme auf die Knie und

beugte sich ein wenig vor. „Erzählt mir mehr von Eurer Jugend,“ munterte sie ihn auf.

Da neigte er den Kopf. Es war, als ob sie ihn in die Vergangenheit zurück lenkte. „Schön war es wohl,“ begann er. „Der Vater stattlich, ein wenig zerfahren, immer seinen Entdeckungen nachjagend und gewiß, eines Tages der Welt etwas Neues, Unerhörtes zu geben, aber ohne praktischen Sinn, ein schwieriger Mann für seine Frau, die verstehen mußte, aus nichts Brot für sich und die Ihren zu machen; die Mutter nicht sehr groß von Verstand und doch klüger als Tausende, aus Weisheit eines gütigen Herzens. Die Schwester hätte wohl ihr nachgeschlagen, während ich mehr in der Linie des Vaters lag.“

Lange sprach er so. Erinnerungen knüpften sich an Erinnerungen. Er war sich selbst noch nie so klar gewesen, was er verloren hatte, und er dankte unwillkürlich, aus einem inneren Bedürfnis heraus mit jedem Worte denen, die nicht mehr waren und denen er zu Lebzeiten den Dank nicht abgetragen.

Wie schon einmal, als sie die Ähnlichkeiten in ihren Schicksalen entdeckt hatten, vergaßen beide, wo sie waren, und sprachen miteinander, als ob sie sich lange kennten. Erst als die Kellnerin Anna von drüben nach Frau Sixta rief, erhob sich diese. Sie trat auf Markus zu. Zum erstenmal streckte sie ihm die Hand hin. „Es ist schon etwas wert, überhaupt einmal Menschen besessen zu haben,“ sagte sie. „Manche können auch dessen sich nicht rühmen.“

Daraus sprach wieder eigenes Schicksal. Markus fühlte sich erwärmt von ihrem Vertrauen. Während sie nach dem Hause hinüberging, streichelte er nachdenklich das graue Pferd. Dann durchschritt er langsam den Stall, durch den sie gekommen waren. Er sah sich um, machte sich mit Örtlichkeit und Dingen bekannt. Schon fühlte er sich halb in Amt und neuer Aufgabe.

*

Es bestand eigentlich keine Abmachung. Es ergab sich von selbst, daß Markus Graf im Alpgut zur Brücke vom Tagelöhner und Wandergast zum Hausinsassen und Pferdemeister vorrückte. Meister, nicht Knecht. Das Gesinde auf dem Brückegut steckte die Köpfe zusammen und hob die Nasen. Wie kam es, daß auf einmal eine Art Oberst über Pferde, Stallknechte und Weiden gesetzt wurde? Der Neue verstand allerdings sein Handwerk, und sie sahen, daß er Reiten und Pferdepflegen anderswo gelernt hatte. Sonst aber gab es vielerlei an ihm herumzuraten. Bei seinem langen Haar begann es, ging weiter über seine Studiertheit, die ihn eher zum Schreiber als zum Tierwärter gemacht erscheinen ließ, und endete noch lange nicht bei seiner zerstreuten und gedankenschweren Art, mit der er oft alle Wirklichkeit seiner Umgebung zu vergessen schien. Die Leute waren indessen in zu guter Zucht und vielleicht auch zu gutmütig, als daß sie aus dem Staunen schon ein Murren hätten werden lassen. Frau Sixta mußte wissen, was sie tat und wollte! Manchmal kam eine Magd oder einen Alten eine abergläubische Furcht an, wenn urplötzlich am grauen Horizont hinter den Hügelwiesen die durch Ferne und Licht ins Riesengroße gesteigerte Erscheinung eines Reiters auftauchte. Es war Markus, der da hielt und die Hochebene überblickte. Steil saß er auf seinem Pferde, mit dem er wie verwachsen schien. Der immer wache Bergwind fiel ihm ins lange Haar und in den Mantel und wehte beides auf. Er liebte es, so gezaust zu werden. Etwas Freies, Ungebundenes war über ihn gekommen; denn er war im Grunde hier oben sein eigener Herr, obwohl Frau Sixta ihn jüngst gefragt hatte, ob er nicht Geld brauche, es sei ja bezüglich seines Lohnes noch nichts festgesetzt und müsse einmal darüber gesprochen werden. Markus hatte keine Eile, es zur Rede zu bringen. Er dachte nicht mehr an Weiterziehen. Die Unruhe, der Wunsch, der ihn ins Unbestimmte getrieben, waren ihm für den Augenblick erfüllt und gestillt oder quälten ihn jetzt nicht mehr. Er übte seinen Beruf aus. Die Pferde und die Knechte der Frau Sixta unterstanden seiner Aufsicht. Er fuhr nach Holz und Kohle und nach Waren aus, die vom Tal heraufzuschaffen waren. Er leitete die Säumerkarawanen, die über den schmalen Cavenda-Paß allwöchentlich hin und zurück gingen. Wenn ein Tier krank war, sah er zum Rechten. Die Knechte sagten, daß er ihnen scharf auf die Finger sehe. Aber zuweilen fiel es ihm plötzlich ein, den Grauschimmel, den Sperber zu satteln. Er fragte nicht um Erlaubnis, fragte nicht nach Dienstpflicht, sondern überließ sich nur seiner jähen Lust.—Luft, in der die Brust ungehemmt sich heben und senken konnte, Höhenwind, der einem scharf um Wangen und Stirn fuhr, in dem die Haut sich kühlte und stählte, Mittagflammen der Sonne auf Firn und Schnee und Verbluten des Abends an Felszacken und scharfen Gräten — täglich ergriff ihn das alles mehr und schwellte ihm die Seele mit Genugtuung und neuer Erwartung. Dann plötzlich erinnerte er sich, daß er hier in Löhnung stand. Das war wohl nicht, was Frau Sixta von ihm erwartet hatte, überlegte er. Aber war er nicht noch frei, war er nicht noch jetzt nur der Wanderer,

den sie bedingungslos bei sich beherbergte, und konnte er nicht einfach seinen Weg fortsetzen, wenn es ihr nicht paßte? Und dann schien ihm, daß sie, die Meisterin, ihn vielleicht gar nicht wegschicken würde, daß sie ihn gar nicht anders haben wollte. Vielleicht kümmerte sie sich zu wenig um ihn. Oder vielleicht verstand sie — das Suchende, Schönheitsfrohe, vom Alltag Abstrebende seines Wesens. Unzufrieden schien sie nicht. Sie zeigte sich freundlich, hielt ihn gerne in einem Gespräch fest. Nur Zeugen liebte sie nicht dabei, wie ihm schien. Und er? Er mochte sie gerne leiden, manchmal schien ihm, daß er sie wie eine Mutter liebte. Sie war der Mittelpunkt ihres großen Gewerbes und Hauses. Pankraz, der Hirt, hatte nicht zu viel gesagt. Jeder Faden des Großbetriebes lag in ihrer Hand. Jeden Handel mit Holz oder Vieh, der sich aus ihrem großen Besitz ergab, schloß sie selbst ab. Sie unterhandelte mit den Transportgesellschaften diesseits und jenseits des Berges, deren Waren sie zur Beförderung übernahm. Sie leitete die Herberge, die sich jetzt jeden Abend bis unters Dach mit Gästen füllte. Mit Umsicht und Zurückhaltung empfing und verteilte sie diese, die Vornehmen wie die Geringen, und wie sie kühl und überlegen ungehörige Forderungen der Anspruchsvollen zurückwies, so bändigte sie mit Wort oder Blick die Ausgelassenheit der einen und zwang die Unordentlichkeit anderer, sich den strengen Forderungen ihres Hauses anzupassen.

„Wahrlich, Ihr seid einen Besuch wert, Frau Rotmund," sagte Markus eines Tages zu ihr, als sie ihm auf einer der Weiden begegnete.

„Weshalb?" fragte sie und sah ihn groß an.

„Weil man weit gehen kann, bis man Euresgleichen findet."

Einen Augenblick schien es, als komme ihr etwas vor den Atem, etwas wie aufwallende und niedergerungene Freude. Er hatte eine merkwürdige Abwechslung in ihre Tage gebracht. Er war verschieden von denen, die um sie waren und denen, die vorübergingen. Sie brachte es nicht fertig, ihn als Knecht zu halten. Darum sah sie auch mit Erstaunen zwar, aber nicht mit Unmut, wenn er sich Freiheiten nahm. Sie wußte, daß er aus gutem Hause kam. Sie fühlte, daß er einen hochfliegenden Sinn hatte. Seine Richtungslosigkeit aber weckte in ihr den Trieb des Weibes, ihn als einen der Leitung und Geduld Bedürftigen anzusehen und ihm eine mütterliche Freundschaft zu schenken.

Auf seine Frage erwiderte sie jetzt ruhig: „Ihr seid noch zu wenig weit in der Welt herumgekommen, guter Freund."

Das Gespräch stockte. Markus wußte auf einmal nicht weiter. Er hatte das erste, kurze, seltsame Schlucken der Befangenheit an ihr bemerkt, und es machte auch ihn unfrei.

Aber schon sprach sie gelassen weiter: „Es scheint Euch jetzt bei mir zu gefallen."

Er errötete. Wollte sie ihn verspotten, weil er es sich so wohl sein ließ? Aber er antwortete: „Mir gefällt es freilich. Ihr aber werdet weniger erbaut sein?"

„Meint Ihr?"

„Es entwischt mir Zeit, die besser angewendet sein könnte."

„Die Hauptsache ist, daß Ihr wieder irgendwo Wurzel faßt."

Er sah sie an. Was hatte sie für eine Verpflichtung, ihm das Leben leicht zu machen. „Ich bin Euch doch fremd," meinte er.

Sie entgegnete: „Schon nicht mehr." Ihre Stimme klang weich. Sie hatte, seit die Otti fort war, niemand gehabt, um den sie sich sorgen konnte. Markus war, ihm und ihr unbemerkt, in eine Lücke gerückt.

Darauf setzte sie ihren Weg über die Weide fort.

Es war nur ein Gespräch im Vorübergehen gewesen, aber es haftete in ihnen beiden. Es war jedoch seltsam, daß von da an eine leise Befangenheit sie befiel, wenn sie aufeinandertrafen. Als ob sie dächten, daß sie bei jenem Gespräch einander zu freundlich begegnet. Es war nur eine kaum merkbare Erregung, ein Zittern der Lippen, ein Zucken der Brauen. Keines dachte schon darüber nach. Keines sah im andern etwas anderes als die Meisterin und den Untergebenen.

Nach einem solchen Zusammentreffen kam Pankraz, der Hirt, mit einer Kuh, die er zum Stier führen wollte, über die Matte geschritten. Er hatte gezögert, als er sie beisammenstehen sah. Erst als Frau Sixta sich entfernte, kam er näher.

Als er jetzt Markus erreichte, lag in seinem Blick ein leises Erstaunen und die Frage: Wessen hat sich die Frau von dir zu versehen? Und wer bist du, daß sie dir so viel Aufmerksamkeit schenkt? Aber in seiner Verwunderung war noch immer mehr Wohlwollen als Mißtrauen. Auch unter dem Gesinde war des Markus Schicksal bekannt geworden und hatte ihm Pankraz geneigt gemacht. Andere hatten den Fremden einmal einen Schmarotzer und Eindringling genannt, aufbegehrt, daß er sich herausnehme, nach Belieben der Arbeit zu entlaufen, und gescholten, es sei bislang doch auch ohne den Nebenregenten gegangen. Pankraz hatte ihn in Schutz genommen. Wen Frau Sixta zu sich zog, den erkannte auch er an. „Nun

seid Ihr ja schon ein paar Wochen da," sprach er Markus an.

Dieser fühlte, daß die Tatsache seines langen Bleibens den Alten befremdete; er wußte, daß sie auch andern auffiel, aber er ließ sich das nicht anfechten. „Jawohl," antwortete er zerstreut.

„Der Mensch muß irgendwo daheim sein," meinte Pankraz. Sein Ton war herzlich.

Markus legte ihm eine Hand auf die Achsel. „Das muß er," sagte er, „und ich bin Euch dankbar, wenn Ihr es mir gönnt."

Sie trennten sich. Die Ställe der Pferde und die des Rindviehs, zu denen sie auf dem Wege waren, lagen weit auseinander.

Aber Markus dachte über das Gespräch nach, wie er über die Begegnung mit Frau Sixta kurz vorher nachdachte. Der Alte mit dem ehrwürdigen Bart und dem gelassenen Wesen war ihm längst aufgefallen. Er war froh, vom Gesinde jemand zu haben, mit dem er ein Wort sprechen konnte. Er wunderte sich nicht, daß den Dienstboten Frau Sixtas Gunstbeweise auffielen. Vielleicht, dachte er, würde er dem und jenem mißliebig werden. In Grübeln versunken begab er sich an seine Arbeit, die Zurechtstellung eines neuen Säumerzuges. Und die Wirklichkeit entriß ihn für einmal seinen Überlegungen.

Er bekam dann freilich Gelegenheit, diese wieder aufzunehmen.

Die Teilnahme der blonden Anna, der Kellnerin, für ihn wuchs. Sie suchte einen Liebhaber. Als Markus ankam, war ein Postkutscher, dem sie angehangen, eben nach Amerika gegangen. Sie brauchte Ersatz. Markus war ihr dazu recht. Der Umstand, daß er am ersten Abend ein wenig mit ihr getändelt hatte, hatte sie warm, sein Lautenspiel und der weiche Klang seiner Stimme sie noch mehr auf ihn aufmerksam gemacht. Sie begann ihm Augen zu machen, ihm mit Worten und kleinen Aufmerksamkeiten zu höfeln. Er ließ es sich nicht ohne Behagen gefallen. Sie war eine hübsche Person.

Einmal, als sie miteinander nachts im Dunkel vor dem Hause standen und just niemand sie störte, wäre aus dem Tändeln beinahe Ernst geworden. Die Anna seufzte und girrte. Markus brauchte nur die Hand auszustrecken. Sein Blut kam ins Wallen. Es gelüstete ihn nach ihren vollen Lippen. Plötzlich fiel ihm Frau Sixta ein, und daß sie Spielereien zwischen den Männern und Weibern im Hause nicht liebte. Das ernüchterte ihn seltsam. Er suchte eine Ausflucht und lief hinweg.

Tagelang schämte er sich, als ob er sich irgend etwas vergeben. Er mied die Anna. Diese merkte das bald. Es erhitzte sie noch mehr. Sie strich ihm nach wie der Fuchs den Hühnern. Aber sie fing auch an, sich über Frau Sixta Gedanken zu machen. Sie raunte andern Mägden zu: „Unsere Frau scheint auch herausgefunden zu haben, daß der Markus Graf ein schöner Mensch ist."

Gegenüber Markus machte sie einige spitze Bemerkungen. „Das kann man sich gefallen lassen, wenn man so aufs hohe Roß gesetzt wird wie Ihr, nicht wahr?" und: „Soll ich Euch nicht neben die Frau decken? Ihr sitzt doch zu oberst in ihrer Gunst."

Am Gesindetisch hatte Markus bisher unter den Säumern gesessen.

„Macht keine schlechten Witze," antwortete Markus verdrossen. Eine Unruhe, die sich seiner bemächtigt hatte, verstärkte sich.

Von da an begann er zu lauschen, ob man über Frau Sixta und ihn nicht rede. Daß das der Fall war, blieb mehr Vermutung, als Gewißheit. Alle im Hause begegneten ihm noch immer freundlich. Sie nahmen ihn als etwas Besseres, zum mindesten als etwas außer ihren Reihen Stehendes, weil er sie an Bildung überragte und in seiner Erscheinung wie in seinem Wesen ein Besonderer war. Eine leichte Entfernung blieb zwischen ihm und ihnen. Wenn er sich nach Feierabend auch manchmal zu ihnen setzte, so blieb er doch mit seinen Gedanken nicht so recht bei ihren Gesprächen. Schon rein äußerlich unterschied er sich von ihnen; denn er legte am Abend saubere Wäsche an, er rauchte Zigaretten, während die andern Männer ihre Pfeifen ansteckten, und trank nicht mit ihnen. So wagten sie sich von Anfang an mit ihren Worten nicht recht an ihn, stimmten aber darin überein, daß er nicht hochmütig sei und einem gerne Rede und Antwort stehe. Allmählich gaben sie auch zu, daß er selbst Hand anlege und sich hilfsbereit zeige, wo sich dazu Gelegenheit biete. So wußten insbesondere die Säumer zu berichten, daß er einen raschen Blick und eine starke Hand habe, wenn je ein Tier sich auf einer Fahrt störrisch zeige oder in irgendeine Gefahr geriet, und daß er beim Ab- und Aufladen nicht müßig beiseite stehe, sondern jedem mit gutem Beispiel vorangehe. Die Pferdeknechte rühmten seine Kenntnisse. Er verstehe mehr von den Tieren als irgendeiner im Hause und sie waren sich darin einig, daß er aus dem „Sperber", dem Schimmel, erst das edle Tier gemacht habe, als das er es jetzt in die Berge ritt. Und doch las er aus ihren Blicken etwas wie eine Erwartung. Die Kellnerin hatte es angedeutet: er genoß ungewöhnliche Gunst bei der Meisterin. Und er war noch immer nicht weiter gezogen, wie er anfänglich gewollt hatte. Die Anna war

ihm seither leise zuwider, so sehr seine Augen ihrer Schönheit Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten. Aber hatte sie so Unrecht? Und waren die andern nicht auch ihrer Meinung? Frau Sixta — war — Witwe. Und die Mitdienstleute warteten — warteten —

Er dachte das erstemal diese Erwägungen nicht zu Ende. Mit der ihm aus Jugendtagen anhaftenden Luftigkeit verließ er sie. Aber sie kehrten ihm zurück.

Er prüfte sich selbst und deutete Zeichen auf anderer Seite. Sich selbst konnte er sogleich freisprechen. Frau Sixta machte ihm durch ihre kraftvolle und willensstarke Persönlichkeit Eindruck. Allein, wenn er sich in ihrem Dienste wohl und aus der Art, wie sie ihm begegnete, eine Art Mütterlichkeit sich entgegenwehen fühlte, so wäre ihm doch nie ein Gedanke gekommen, daß er — ihres Mannes, des Rotmund, Nachfolger werden könnte. Frau Sixta jedoch? Wäre es möglich? Er fing an zu bemerken, daß ihre Augen manchmal auf ihm ruhten. Es schien ihm, als beschäftigte er ihre Gedanken. Häufiger hielt sie ihn im Gespräch fest. Sie schien an seinem innersten Menschen teilzunehmen oder zu suchen, ihn gleichsam zu entdecken, als liege ihr daran, in ihm besser Bescheid als in andern zu wissen. War das alles nur, weil er, der um Jahre jüngere Mann ihr vielleicht eine Art Menschenmerkwürdigkeit war? Die Sache riß ihn aus seinem Gleichmut. Er fühlte sich beengt, und eine leise Unwirschheit befiel ihn sowohl gegenüber Frau Sixta wie gegen die übrigen Hausinsassen. Dann suchte er zu Klarheit zu kommen. Frau Sixta stand ihm hoch. Wenn er erwog, welcher Abstand zwischen der reichen Besitzerin und ihm selbst, dem Wegfahrer, war, mußte er lachen. Aber er stellte den alten Pankraz eines Abends, als er ihn einsam auf einem Stein am Seeufer hocken und seine Pfeife schmauchen sah.

Es war kühl. Himmel und See hatten eine blaugraue, hell- und dunkelfleckige Färbung. An den Bergen geisterten Nebelwolken. Der Paßwind setzte aus. Markus ließ sich mit einem kurzen Gruß unweit des alten Knechtes nieder.

„Regen," sagte er in Voraussicht des Wetters.

„Regen," sagte Pankraz.

Dann fiel Schweigen ein. Pankraz sog an seiner Pfeife und strich ein paarmal über den weißen Bart, den er pflegte wie ein Stadtherr und der einen feinen Silberglanz hatte.

„Es wird bald genug wieder Winter sein," meinte nach einer Weile der Alte.

Markus war es, als sei in der Feststellung die Neugier enthalten, ob er den Winter hier oben noch erleben werde. Da ging er mit plötzlicher Eingebung auf sein Ziel los. „Was — denkt Ihr von mir?" fragte er.

„Wer?" fragte Pankraz dagegen.

„Nun Ihr alle."

„Ich kann nicht in die Gehirne der andern sehen." Nach dieser Antwort schien der Hirt sich verschließen zu wollen. Er blies viel Rauch in die Luft. Aber nach einer Weile, während welcher Markus mit auf die Knie gestemmten Armen und gesenktem Kopf saß, begann der Alte aufs neue. „Ihr werdet Euch entscheiden müssen," sagte er.

Markus verstand ihn nicht sogleich. Man hatte immer die Empfindung, als komme der Alte mit seinen Gedanken nie ganz von Frau Sixta los. Dachte er auch jetzt an sie?

„Redet deutlicher," sagte er.

Der Alte murmelte etwas in sich hinein. „Die Frau wird eines Tages wissen wollen, ob Ihr bleibt oder geht," erklärte er dann.

Das konnte auf die Herrin Bezug haben, die wissen mußte, wessen sie sich von dem Knecht zu versehen hatte. Es konnte aber auch die Frau in der Rotmundin angehen.

„Ich kenne sie lange," fuhr Pankraz weiter. „Ich habe es Euch schon einmal gesagt. Ich kenne sie fast von Kindesbeinen an." Das kam ihm mit einer sichtlichen Bewegung aus dem Herzen herauf.

Markus fühlte, daß der Alte in der Tat Bescheid über Frau Sixta wußte und Dinge voraussehen konnte, die ihm selbst noch dunkel waren. Es gingen ihm gleichsam innere Augen auf. Möglichkeiten wurden ihm zu Wahrscheinlichkeiten. Widerstreitende Gefühle stürmten auf ihn ein, allen voran das neu aufflackernde Verlangen, weiterzuziehen. Was blieb er hier sitzen? Was ließ er sich hier einfangen? Dagegen erhob sich wieder die Erkenntnis, daß er heimatlos war, daß er kein Ziel hatte, noch Lust, ein solches zu suchen. Hier aber, sagte er sich, war ihm eine Tür aufgegangen. Fäden seiner Seele hatten sich verfangen. Er liebte diese düstere, weltferne Landschaft, die Arbeit, die ihm hier oblag, den Hengst, den er ritt. Die Frau jedoch, die Rotmundin? Ihm verwandt durch Schicksalserfahrung. Ihm ehrenwert, weil sie durch Art und Tat zur Hochachtung zwang. Ihm vertraut, weil sie Vertrauen gab und forderte. Nur — an Jahren ihm voraus. Und — nein in dem Licht, in dem Pankraz die Dinge sah, hatte er sie nie gesehen. Er war kein Kostverächter. Ein hübsches Weibsgesicht, nun ja! Aber eine Einzige und für immer! Ein leiser Schauer überlief ihn.

Da nahm Pankraz, der Hirt, die Pfeife aus dem Mund und sagte mit einem sinnen-

den Ausdruck: „Manche würden Gott danken, wenn sie an Eurer Stelle wären.“

Sein Ernst machte Markus Eindruck. Man konnte nicht vorbeihören. Es war einem, als würde man gewarnt, nicht am Glück vorüberzugehen. Er stand auf. Seine Gedanken zogen ihn fort in irgendeine Stille, wo er allein mit ihnen sein konnte. Sie spannen ihn so ein, daß er des andern völlig vergaß und ohne Gruß über die Ebene dem einsamen Nebental, dem Sollagrund, zuschlenderte.

Pankraz schaute ihm nach. Der war noch jung, dachte er. Der war vielleicht so wenig der Rechte wie es Xaver Rotmund gewesen war. Wo habt Ihr Eure Augen, Frau Sixta?

Er zündete bedächtig die Pfeife neu an, die erloschen war.

*

Das waren Dinge, die einem am Tage die Arbeitslust und nachts den Schlaf nehmen konnten. Manchmal, wenn Markus Graf Frau Sixta sich ihm nähern sah, stahl er sich beiseite. Manchmal, wenn er auf dem Grauschimmel ausritt, entfernte er sich stundenweit vom Brückegut und dachte daran, das Pferd heimzusenden, selbst aber ohne Abschied und ohne daß einer wußte wohin, auf und davon zu gehen. Aber sein Herz war dazu nicht fest genug. Es hing an der Frau, aus deren Garn er sich befreien wollte; denn im Grunde wußte er ja noch nicht, ob er und der Hirt nicht fehl gesehen. Frau Sixta vergab sich nichts. Sie schenkte ihm Vertrauen. Sie betraute ihn mit Aufträgen, wenn er fortritt. Einmal ließ sie ihn erraten, daß der Talammann Furrer und andere gern ihre Witwenschaft abkürzen würden. Aber alles geschah mit Zurückhaltung, mit einer fernen, kühlen Freundlichkeit. Einmal sagte sie: „Man gerät in die Welt hinein, bevor man sie versteht, und wenn man sie verstehen lernt, sind ihre Türen zugefallen und es nützt nichts mehr, daß man erkennt, man sei durch die unrichtige hereingekommen.“

Markus sah, daß sie den Drang hatte, gerade ihm etwas von ihrem Innersten aufzutun. Das stimmte ihn dankbar und zog ihn an. Aber wenn sie allmählich einander doch näher kamen und er etwas von seiner Scheu verlor, so konnten sie im Grunde wenig dafür. Etwas außer ihnen Liegendes spann sie ein. Vielleicht war es das heimliche Flüstern ihrer Umgebung, das ihnen nicht verborgen blieb, vielleicht nur die Tatsache, daß sie der Bildung nach einander ebenbürtiger waren als die übrigen Hausinsassen. Sie mußten in der Einsamkeit des Hochgebirgs eines des andern Gesellschaft als eine Zerstreuung empfinden. Markus lebte sich in die Geschäfte ein, und sein vernünftiger Rat zeigte sich da und dort nützlich. Zuweilen saßen sie jetzt abends einander in der Hinterstube der Wirtin gegenüber und besprachen Vorgänge des Tages und erledigte oder noch der Lösung harrende Angelegenheiten. Wenn die Geschäfte abgewickelt waren, wurden sie manchmal plötzlich der Tatsache ihres Alleinseins inne; und aus einem unvermutet zwischen sie fallenden Schweigen stieg ihnen eine jähe Befangenheit, die sich ihnen einen Augenblick vor den Atem legte.

An einem solchen Abend kamen sie auch wieder auf die Otti, die Tochter der Frau Sixta zu sprechen. Geschäftliche Dinge hatten sie so in Anspruch genommen, daß sie nicht bemerkt hatten, wie die Stube dunkler geworden. Auf einmal sah Markus den Alpstein drüben im letzten Rot der Sonne stehen. Er fuhr unwillkürlich herum und sagte: „Es ist schon eine wunderbare Welt hier oben.“

Da erinnerte sich Frau Sixta eines Briefes, den sie heute bekommen. Der Mund ging ihr von dem über, von dem ihr Herz voll war. „Das findet meine kleine Tochter auch,“ antwortete sie Markus. „Ich hätte nicht gedacht, daß sie, die nur kurz hier gewesen, so hier festgewachsen wäre.“

„Vielleicht bekommt man von der Scholle, auf der man geboren ist, einen geheimen Saft mit, der in einem wirksam bleibt,“ meinte Markus.

„Mag sein. Dann hat ihn die Otti. Sie schreibt, daß sie nicht im Kloster bleiben wolle.“

„Haltet Ihr das für einen Nachteil?“

„Für ein Unglück. Wie viel leichter hat es der Mensch in der Stille!“

Während sie das noch sprach, fiel ihr ein: Wenn die Otti einen Vater hätte, der ihr ein Freund wäre! Sie selbst hatte es nicht so gut gehabt. Sie richtete die Augen auf Markus. Sie hatte sich in seine Gesellschaft hineingelebt, sich an sie gewöhnt. Sie wußte, daß etwas an ihm war, was sie anzog. Gefühle erwachten, die seit einiger Zeit schon, ihr noch kaum bewußt, sie behelligt hatten. Sie hatte sich einmal auf dem Gedanken ertappt, ob Markus nicht der Nachfolger für den werden könnte, den sie ohne Leid begraben. Aber sie war kein mannssüchtiges Weib. Sie hatte Gewalt über sich. Und sie hielt ihr Herz auch jetzt fest in der Hand. Sie spürte, daß es schlug, aber das raubte ihr die klare Überlegung nicht. Der da ihr gegenüber war jünger als sie! Er war ein Nirgendher und Nirgendwer. Die Leute würden sagen, daß sie einen Knecht —

„Ich meine, die böse Welt zu erleben ist immer noch besser, als aus ihr ausgeschlossen



Dressierter Seelöwe. Bronze von Georg Roch



zu sein," unterbrach hier Markus ihr Nachdenken, wiederholend, was er ihr mit Bezug auf die Otti schon einmal gesagt.

Und Frau Sixta war wiederum betroffen. „Also gegen meine Überzeugung, meint Ihr," sagte sie, „sollte ich dem Kind den Willen tun?"

„Ja," antwortete Markus kurz. Im Grunde war ihm die Unbekannte im Kloster gleichgültig; sie nahm vor seinem Blick nicht Gestalt an. Sie kümmerte ihn nicht. Er hörte Frau Sixtas Atem gehen. Das regte ihn auf. Die Leute redeten, dachte er. Und hier saßen sie nun wieder allein.

Frau Sixta schwieg. Sie dachte noch an die Otti. Aber auch sie bedrückte die eingetretene Stille.

Beide überkam das scharfe Gefühl, daß sie aufstehen und unter irgendeinem Vorwand auseinandergehen sollten. Aber keines ließ den Gedanken zur Tat werden.

Minuten vergingen. Hemmungen schwächten sich ab. War es nicht doch ganz behaglich, so friedlich beisammenzusitzen? Frau Sixta stand einen Augenblick in Versuchung, die Hand auszustrecken und etwa zu sagen: ‚Ich bin froh, daß Ihr da seid, Markus. Und ich hoffe, daß Ihr lange bleibt.' Sie tat das nicht. Es war nicht ihre Art, aus sich herauszukommen.

Dann pochte es an die Tür. Die Anna rief Frau Sixta in die Wirtsstube hinunter. Diese erhob sich. Aber als sie aufstand, bot sie Markus doch ihre Rechte. Sie sprach nicht. Sie drückte nur fest zu. Ungesagtes wurde verständlich.

Von da an wußten sie, daß sie vielleicht ein Paar werden würden. Sie wußten und erwogen es.

Frau Sixta kam bald zur Klarheit über sich selbst. Sie hatte nie zuvor diese Unruhe, dieses Auf und Ab von Freude und Angst in sich gespürt. Sie gestand sich frei, daß sie diesen weglosen, zerfahrenen Menschen, dessen bisherige Laufbahn alles andere als ein Erfolg gewesen, der blindlings ausgezogen und willenlos hier hängen geblieben, gern bei sich halten würde. Und sie war entschossen, in Erfahrung zu bringen, was er von ihr dachte.

Markus, der Himmelsgucker, schwankte und zögerte. Manchmal befiel ihn eine jähe Angst vor Ketten. In gewissem Sinn gehörten Frau Sixta und ihre Umgebung schon zu seinem Leben. Warum sollte er nicht wie bisher, ihr ein freier Knecht, fast ein Sohn, neben ihr bleiben? Aber ihr mehr zu sein, diese Frau zu sich zu nehmen, sich lebenslang zu binden? — Er schreckte immer noch davor zurück. Und als ihm aus kleinen Anzeichen eine Ahnung aufging, daß in jener das Weib sich entzünden könnte, stieß ihn das seltsam ab. Mehr als einmal noch ging er mit zorniger Miene beiseite.

Frau Sixta bemerkte es. Die Scham stieg ihr ins Gesicht. Auch ihrerseits zurückgestoßen, überließ sie ihn eine Weile sich selbst. Er konnte sich keines Vorzugs mehr rühmen.

Eines Morgens auf einem Ritt trank Markus eiskaltes Wasser und kam schwerkrank ins Brückehaus zurück. Er litt furchtbare Qualen, konnte sich kaum mehr aufrecht halten und taumelte gleich einem Berauschten in die Stube. Gäste saßen an den Tischen. Die Kellnerin bediente sie, und Frau Sixta unterhielt sich mit einigen von ihnen.

Markus nahm sich zusammen. Er trat an den Schanktisch und bat die Anna heimlich um ein Glas Branntwein. Frau Sixta aber war hellhörig, wenn es sich um ihn handelte. Seine Blässe fiel ihr auf. Sie erhob sich und sah ihn schärfer an. War er betrunken, dachte sie, und in ihr krampfte sich etwas zusammen. Sie hatte böse Erinnerungen.

Er leerte hastig sein Glas.

Sie hörte ihn leise stöhnen. Da folgte sie ihm, als er die Stube verließ.

Er tat nur wenige Schritte. Dann mußte er sich an der Wand halten, damit er nicht umsank.

„Was ist Euch?" fragte die Wirtin.

„Ich habe eine Narrheit begangen," antwortete er mühsam. „Man sollte alt genug und vernünftiger sein. Ich war heiß und trank Wasser aus dem Alpsteinbach."

„Also Eis," sagte Frau Sixta.

Und als es ihn schüttelte, nahm sie ihn hart beim Arm und führte ihn nach seiner Kammer.

Er fühlte, daß sein Leben an einem Faden hing. Ein dumpfer Wille zum Widerstand erfüllte ihn. Während er aber davon nicht sprechen konnte, weil er sich nicht feig zeigen wollte, empfand er doch eine Art Beruhigung, daß mit Frau Sixta jemand an seiner Seite war, der ihn nicht im Stich ließ.

Die Rotmundin kannte die Gefahr, die in den Gletscherwassern liegt. Sie traf rasch und sicher ihre Maßregeln. Sie legte den Kranken selbst in heiße Tücher und reichte ihm heiße Getränke. Eine geschulte Wärterin konnte seiner nicht besser pflegen. Seine Schmerzen wuchsen aber noch. Er biß die Zähne zusammen, damit er nicht schrie.

Die Kellnerin trug es unter die Knechte und Mägde, daß er zugrunde gehen werde. Sie war erregt. Sie hatte gedacht, daß Frau Sixta den Markus pflege, als ob er ihr schon angetraut wäre. Aber in der Angst um ihn vergaß sie, das weiterzuschwatzen.

Frau Sixta zeigte nicht, daß auch ihr ein Schrecken wie Fieber durch den Leib fuhr. Nur ihre Nasenflügel bebten. Sie sandte eine Depesche ins Tal. Dann befahl sie, den Sperber vor den leichten Einspänner zu schirren. Und plötzlich trat sie wieder bei Markus ein.

„Ich kann es Euch nicht ersparen," sagte sie. „Ihr müßt ins Spital. Nur eine Operation kann Euch retten."

Er wollte sich abwenden; er dachte, daß er es nicht fertig brächte, vom Bett noch einmal aufzustehen, noch viel weniger die Fahrt ins Tal zu machen.

Aber Frau Sixta reichte ihm schon die Kleider.

Dann packte es ihn, daß er fast gegen den eigenen Willen sich aufrichtete und, von Fieber geschüttelt, sich zurechtmachte.

Beim Pferd vor der Tür stand ein Knecht, neben ihm Pankraz Danjoth.

Die Rotmundin führte Markus heraus, die Hand unter seinem Arm. „Hast du den Enzian?" fragte sie Pankraz.

Der reichte ihr die Flasche mit dem Saft, den er selbst brannte. Dann wandte sie sich kurz gegen das Haus zurück, wo Anna und andere Leute auf der Schwelle erschienen waren. „Seht zum Rechten, bis ich wiederkomme," sagte sie kurz, und schon schob sie Markus auf den Wagen, setzte sich neben ihn und ergriff die Zügel. Sie fragte niemand um Rat. Sie wußte, was einzig zu tun möglich war. Und niemand hatte zu Einwand oder Bedenken Zeit. Selbst Markus, der müde und von Schmerzen morsch war, überließ sich ihr willig.

Es geschah während der Fahrt, daß ihm der Kopf an ihre Schulter sank. Da legte sie den linken Arm um ihn wie um ein Kind und lenkte mit der Rechten das Pferd.

Als sie so allein miteinander waren, spürten sie erst, wie sie in den vergangenen Wochen aus den Reihen der übrigen herausgetreten und schon eine Art Kameraden geworden waren.

Das Gefährt stob um die Straßenkurven. Frau Sixta, die all ihren Knechten sorgfältiges Fahren und Schonung der Pferde anbedang, ließ den Sperber laufen, als ginge es über Ebene und nicht steil abwärts und an Felsen und Abstürzen vorbei. Zuweilen, ohne anzuhalten, reichte sie Markus die Enzianflasche. Nach seinem Befinden fragte sie nicht. Nur dann und wann stieß sie ein Wort hervor, das trösten sollte: „In zwei Stunden können wir dort sein. — Der Spitalarzt ist sehr geschickt. — Es ist noch lange nicht das erstemal, daß einer so im Sturm zum Doktor gebracht werden mußte." Dabei hielt sie mit Macht den Seufzer zurück, in dem ihre Angst sich Luft machen wollte.

Die Fahrt war eine Marter. Markus verfiel zuletzt in eine Art erschöpften Halbschlafs, in dem er wunschlos und widerstandslos, mit einem dumpfen Gefühl der Ergebung sich ganz in die Obhut seiner Begleiterin sinken ließ.

Sie erreichten dann den Hauptort und das Spital. Frau Sixta brachte ihr Pferd in den Stall, bis die Operation vorüber war. Sie wollte den Bescheid der Ärzte abwarten.

Stunden vergingen. Frau Sixta ging unruhig im Wartezimmer des Krankenhauses auf und ab. ‚Er stirbt,' dachte sie. ‚Er stirbt.' Und in ihr lehnte sich etwas gegen das Schicksal auf. Warum mußte ihr immer alles in die Brüche gehen!

Aber am Abend konnte sie die Zusicherung des Arztes mit sich nehmen, daß der Kranke mit dem Leben davon kommen werde. Sie bestieg ihr Gefährt. Sie war jetzt völlig gefaßt. Sie schalt sich selbst, daß sie feig gewesen sei. War es im Grunde nicht doch nur ein Fremder, um den sie gebangt hatte?

Markus hatte sie nicht mehr gesehen. Es durfte niemand zu ihm.

Die Heimfahrt nahm mehr Zeit in Anspruch als die Ausreise. Es war längst Nacht geworden, als sich Frau Sixta wieder der Paßhöhe näherte. Der Mond fehlte. Spukhaft, gespenstig lagen die Felsen zu seiten der Straße. Nur das rote, unruhige Licht der Wagenlaterne leuchtete und sprang die Straße hinauf, dem müden Pferd voran. Frau Sixta kannte den Weg wie das Pferd ihn kannte. Das unheimliche Rauschen des Bergwassers schreckte sie ebensowenig wie das Raunen des Nachtwindes, der manchmal hinter einer Ecke winselte. Sie hatte vieles zu überdenken. Zuerst war nur die Erinnerung an die Vorgänge der letzten Stunden in ihr gewesen, der Gedanke der Angst, der der Erleichterung, eine Erinnerung, wie Markus sich erschlafft in ihre Obhut gegeben. Und Fragen hatten sie bestürmt. Ob er jetzt auch an all das dachte? Ob er ihrer gedachte, sie vielleicht vermißte? Jetzt trat die Wirklichkeit wieder in ihr Recht. Die Nähe des Wirtshauses mahnte sie. Es mußten Holz, Kohlen und Konserven her für den Winterhaushalt, es galt Knechte und Mägde zu wechseln auf den nächsten Einstandstermin. Eine Pflicht um die andere meldete sich und erwürgte das, was rückwärts gehen wollte. In ihrem Innersten war vielleicht Markus allein, aber sie war kein verliebtes, junges Mädchen, sie übersah das Leben, die Zukunft, in denen er nur ein Teil, eine Erscheinung war. Der Entscheid des Arztes hatte ihre

Sorge beschwichtigt. Sie glaubte an ihn. Jetzt war sie wieder die Wirtin vom Brückegut, die sich nicht nur um den einen Mann zu kümmern hatte.

Als sie die letzte Straßenwindung vor der Paßhöhe umfuhr, flogen ihre Gedanken ihr voraus. Bald würde der Wagen vor die Tür ihres Hauses rollen! Verwunderte Gesichter würden ihr begegnen. Sie dachte jetzt erst daran, daß das Gesinde getuschelt haben könnte. Sie war selbst und allein mit Markus, dem Knecht, gefahren! Vielleicht hatte sie auch etwelche Aufregung gezeigt! Vielleicht befremdete das die Leute! Aber — sie richtete sich auf — was tat's? Es wäre nicht das erstemal, daß man über sie redete! Und — redete man denn ohne Grund? Wunderte sie sich nicht selbst über sich? Was für ein Schrecken in sie hineingefahren war, dieses Markus halber! Wie der Gedanke, ihn verlieren zu müssen, sie gestochen! Wie sie seinethalben alles im Stich gelassen!

Sie täuschte sich in diesem Augenblick über nichts mehr. Sie liebte diesen Menschen. Und ebenso rasch und klar wurde Erkenntnis zum Entschluß. Sie wollte Markus zum Herrn auf dem Brückegut machen, wenn er dachte wie sie! Ob er das tat, schien ihr noch zweifelhaft. Nicht mehr unmöglich jedoch.

Und schon bohrte sie weiter in die Zukunft: Was würden die Dienstleute sagen? Und Furrer, der Talammann und andere Freier? Die Bergmattener überhaupt? Das Gesinde mußte es hinnehmen. Wem es nicht paßte, der mochte gehen. Den Bergmattenern floß eben wieder Wasser auf ihre Mühlen. Leute wie der Talammann würden ihr den Schritt nicht verzeihen. Aber das war zu ertragen. Sie war noch immer nicht mit sich einig, ob sie die Tochter heimkommen oder im Kloster lassen sollte. Wenn jene aber heimkam, vielleicht war sie froh, in Markus einen zu finden, der an Bildung und Eigenart den andern allen über war. Vielleicht stellte sie sich ganz gut zu — zu dem Stiefvater! Eine kleine, vom Wunsche geborene Vorfreude stieg in Frau Sixta auf. Sie hätschelte diese Freude, und diese war schuld, daß ihr der letzte Teil ihres Weges ganz kurz schien. Fast heiteren Sinnes fuhr sie am Wirtshaus vor.

Anna, die Kellnerin, war noch wach. Frau Sixta sah, daß sie die Frage, wie alles gegangen sei, nur mühsam zurückhielt. Sie erzählte. Markus Graf sei gerettet. Es werde nicht lange dauern, bis er zurückkommen könne.

Die Anna errötete. Sie hatte den Tag in Furcht und Zweifeln verbracht. Der arme Kerl, der Markus, wenn er zugrunde gehen mußte! Wahrlich, es würde ihr sehr nahe gehen. Und sie neidete Frau Sixta, daß sie seine Rettung hatte an die Hand nehmen und bei ihm sein können. Dieser Neid spiegelte sich auch jetzt in ihren Zügen, obgleich ihr das Herz ob des guten Bescheids leichter wurde. Frau Sixta achtete dessen nicht. Während sie sich mit dem Mädchen ins Haus begab, berichtete sie weitere Einzelheiten ihrer Fahrt.

Inzwischen erwachte im Krankenhaus Markus Graf aus der Narkose. Noch fühlte er sich krank und mochte nicht denken. Erst nach und nach kehrte ihm die Besinnung an das, was war und gewesen, zurück. Er erinnerte sich, was Frau Sixta für ihn getan, und suchte sie. Dann fragte er die bei ihm wachende Krankenschwester nach ihr und erfuhr, daß sie heimgefahren. Enttäuscht drehte er den Kopf zur Wand. Allmählich begann er zu grübeln: Er war hilflos gewesen wie ein Kind. Und die Rotmundin hatte ihn betreut! Weiß Gott, was aus ihm geworden wäre ohne sie! Hm! Und es wurde einem leicht in ihrer Sorge. Er hatte kaum einen Menschen gekannt, dem er je so vertraut hätte.

Erschöpfung machte seinem Sinnen ein Ende. Er schlief wieder ein.

Aber als zwei Tage später Frau Sixta ihn besuchen kam, schaute er ihr, dem die Zeit und das Alleinsein lang geworden, mit aufleuchtender Freude entgegen. Sie mußte sich an sein Bett setzen und ihm vielerlei erzählen. Es war ihm nur wie ein böser Traum im Gedächtnis geblieben, was mit ihm geschehen war. Er wollte auch von daheim wissen, wie alles gehe. Von dem Pferde Sperber, von Pankraz!

Sie verloren sich so tief in ein Gespräch, daß Frau Sixta nach zwei Stunden erschreckt zusammenfuhr und sah, daß ihre Zeit längst um war. Aber sie schieden selbst jetzt noch zögernd. Sie hatten es wieder merkwürdig gemütlich gefunden, so miteinander zu plaudern.

Markus sagte: „Ich darf noch nicht heim, muß noch lange liegen.“

„Ich komme wieder,“ versprach Frau Sixta.

Da drückte er ihr rasch und freudig die Hand. Sie gab ihm den Druck zurück.

Sie waren einander näher als je zuvor.

Markus sah seinem Gaste nach, als sie das Zimmer verließ. Stattlich war sie! Und wußte, was sie wollte. Und tat einem wohl! Es wäre doch nicht unmöglich: Sie und er! — Er und sie! —

Er schloß wieder die Augen. Zu Entscheidungen war er noch zu matt.

*

Nun war das Gerede im Gang. Auf der Paßhöhe wie unten im Dorf. Das war doch kein Knecht, der Frau Sixta im Spital lag, das konnte nur jemand sein, der ihr so viel wie ein Eigener bedeutete. Sonst würde sie nicht täglich Nachrichten über ihn eingeholt, ihn immer wieder besucht und in ihrem Wesen sich so geändert haben, so hell und heiter geworden sein.

Vielleicht war es Anna, die Kellnerin, die zuerst die Meinung äußerte, die Witwe Rotmund werde bald eine neue Heirat schließen. Vielleicht ging aber diese Weissagung auch von dem Talammann Furrer aus, der anläßlich seiner Besuche auf der Paßhöhe von der Anna näher eingeweiht, auf den Stand der Dinge aufmerksam und in seiner Ruhe beträchtlich gestört worden war. Der einflußreiche und selbstbewußte Mann war seines eigenen Erfolges bei Frau Sixta ziemlich sicher gewesen, und da er anfangs über die Möglichkeit der Nebenbuhlerschaft eines Knechtes gelächelt und gespottet hatte, so faßte ihn, als er ernste Gefahr erkannte, eine nicht gelinde Wut. Vorläufig machte er ihr vorsichtigerweise nur in spöttischen Andeutungen Luft, die er etwa im Wirtshaus oder in den Amtsstuben fallen ließ, zog sich selbst mehr von Frau Rotmund zurück und gab sich den Anschein, als habe er überhaupt nie ernste Absichten auf sie gehegt. Frau Sixta war helläugig genug, um bald zu erkennen, daß ein Verleumderlüftchen sie zu umsäuseln begann. Wenn sie wie häufig in Geschäften nach Bergmatten hinunterkam, sah sie in den vielen Blicken, denen zu begegnen sie stets gewohnt gewesen, neben Schätzung und Unterwürfigkeit da und dort einen Ausdruck forschender Neugier, leiser Verwunderung und rascher Spottlust aufglimmen. Sie zuckte mit keiner Wimper. Sie war nicht unvorbereitet auf das, was jetzt geschah.

Inzwischen hatten sich manche andere Dinge geklärt. Markus' Wiederherstellung machte rasche Fortschritte. Immer wieder hatte sie ihn besucht. Sie hatten von seiner Genesung gesprochen, von Geschäften, von Ottilie und den noch unentschiedenen Plänen, die sie betrafen. Sie hatte ihn auch tiefer in ihr früheres Leben blicken lassen. Und sie waren dabei noch vertrauter geworden.

Einmal sagte sie wieder: „Ich denke, Ihr habt bemerkt, daß ich in meiner Nähe niemand habe, mit dem ich von Dingen reden könnte, die nicht nur Äußerlichkeiten beschlagen. Ihr seid einer, den das Leben geschüttelt hat, und ich habe Vertrauen zu Euch. So müßt Ihr schon manches anhören, was nicht für alle Ohren ist.“

Dann sprach sie wieder von ihrer Jugend, leiser und verhaltener denn je.

Ihre Mitteilsamkeit löste auch ihm die Zunge. Er fühlte die eigene Zerfahrenheit mehr denn je und gestand ihr, wie er sich oft frage, was aus seinem blinden Durch-die-Welt-tappen noch werden solle. Vertrauen forderte Vertrauen, und Geständnis weckte Geständnis. Markus spürte sich gehalten und geführt, und Frau Sixta, erkennend, was sie ihm sein oder werden konnte, ließ ihrem lange eingedämmten Herzen Lauf. Vielleicht war es in diesem Augenblick jünger und törichter, als ihren Jahren anstand.

Ihre Unterhaltungen erreichten allmählich einen so freien und kameradschaftlichen Ton, daß sie wohl einsahen, es müßte daheim und vor den Leuten manches wieder anders werden, sollte man daran nicht Anstoß nehmen. Frau Sixta schüttelte die Kissen, in denen Markus lag. Sie brachte ihm Bücher, die ihm die Zeit vertrieben. Sie legte die kühle Hand auf seine Stirn und fragte nach seinem Ergehen mit einer bewegten Stimme, die ihm zeigte, wie tiefen Anteil sie an ihm nahm. Er ließ sich in diese Teilnahme sinken und gewöhnte sich in Frau Sixta hinein wie in eine neue Heimat.

An einem Herbstabend holte die Rotmundin ihn aus dem Krankenhause heim. Er hatte Miene gemacht, beim Einsteigen in den Wagen selbst die Zügel des Sperbers zu ergreifen. Aber Frau Sixta kam ihm zuvor. „Bis nach Hause seid Ihr noch mein Pflegling,“ sagte sie. Ein Bedauern lag in ihrem Ton. Es war ihr, als näherte sich ein Glück seinem Ende.

Schweigsam legten sie den ersten Teil der Fahrt durch die Taldörfer zurück; die Nähe der Menschen störte sie. Dann traf, als sie auf die Alpstraße gelangten, der freie Höhenwind ihre Gesichter, und die Heimat grüßte sie. Aber es war ihnen, als müßten sie die Fahrt dehnen, damit der Alltag noch eine Weile nicht komme.

Die Sonne ging unter. Die Berge begannen zu glimmen. Wolken, die weiß am Himmel gestanden, entzündeten sich. Über die Straße, das Gefährt und die Gesichter der Reisenden fiel der feine, rosige Widerschein. Im Grase blühte die rote Erika. Wo ein kleiner Wassertümpel lag, glich er einer Blutlache, denn die Wolken spiegelten sich darin. In einer Symphonie von Rot glomm die Welt. Frau Sixta suchte umsonst nach Worten. Sie erinnerte sich der Angst, mit der sie vor Wochen den Mann neben ihr zu Tal gefahren. Sie dachte an die trauliche Zeit der Krankenbesuche. Sie wünschte vieles davon mit in die Zukunft hinübernehmen zu können.

In ihrer Seele war eine ähnliche Glut wie sie jetzt auf der Landschaft lag. Die Hand, die die Zügel hielt, zitterte leise. Endlich sagte sie, mühsam ihre Bewegung verbergend; „Wir sind jetzt Freunde geworden. Das heißt, daß wir auch daheim nicht tun sollen, als ob ein Berg zwischen uns sei.“

Markus erwachte. Die Luft und die Dämmerung hatten ihn müde gemacht. Aber eben war es ihm auch durch den Sinn gegangen, daß er nach dem Brückegut zurückgebracht werde, um dort wieder ein Knecht zu sein. Hatte ihn der Gedanke leise verstimmt, so lag ihm doch auch ihre Rede nun nicht recht. Er wollte nichts geschenkt. Etwas von der Ablehnung, die er schon bei seinem Einzug ihrem Mitleid entgegengesetzt, wollte sich wieder regen. Und doch war er neugierig, wie alles sich fürder gestalten werde. Er antwortete: „Das heißt, wir sollen nicht fremder tun, als nötig ist, damit Ihr nicht in Ungelegenheiten kommt.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte die Rotmundin.

„Meine Mitdienstleute werden nicht begreifen, daß Ihr es mit einem von ihnen besonders gut meint.“

„Ist es Euch so wichtig, was andere denken und sagen?“

„Das wohl nicht. Aber — man muß mit ihnen leben.“

Frau Sixtas Herz klopfte heftig. Ein jäher Entschluß suchte in ihr nach Worten. Und auf einmal gewann sie alle ihre Sicherheit, Gelassenheit und Entschlossenheit zurück. „Es wird nur an Euch liegen, Markus,“ sagte sie, „ob Ihr nicht als mehr als ihresgleichen mit ihnen leben wollt.“

Markus machte große, verwirrte Augen. Er verstand sogleich, was sie meinte. Er hatte es kommen sehen, es vielleicht nicht wahr haben wollen und doch schon gewußt, daß es wahr war. Noch einmal schrak er zurück. Und gleich darauf ließ er sich gleichsam mit geschlossenen Augen fallen. So hatte er sich einst von seinem Vater leiten lassen, noch als er längst mündig gewesen. So hatte er sich schon oft ohne Widerstand, mit Gleichmut, der fast Traumwandel war, in etwas hineinstoßen lassen, was ihm bereitet war.

Frau Sixtas Lippen zitterten. Die sonderbare Stellung, in welcher sie sich befand, war ihr voll bewußt. Aber sie vollendete tapfer: „Ich habe Euch lieb gewonnen. Ihr müßt entscheiden, ob das Bedeutung bekommen soll.“

Das Pferd ging seinen weiten Schritt bergan. Die Führerin ließ ihm die Zügel.

Einen Augenblick blieb es still. Blitzartig stiegen Markus noch einmal ein paar Erwägungen auf: Ein Angebot wurde ihm gemacht, das ihn mit einem Male jeder Lebenssorge, aller Mühe zu grübeln, was weiter mit ihm werden solle, enthob. Und diese Frau hatte ihm das Leben gerettet, ihm nichts als Gutes getan. Und — wie hoch stand sie in aller Achtung!

Fast unbewußt, zögernd und doch wie unter einem Zwang streckte er Frau Sixta die Hand hin.

Sie nahm die Zügel in die Linke und reichte ihm die andere.

Es war keine Liebesszene; es war fast ein Handel. Aber es lag Ehrlichkeit und eine freundliche Heiterkeit in ihrem Verspruch. Zärtliches Vertrautsein mußten sie erst noch lernen.

Eine kurze Weile fehlten ihnen wieder die Worte und blieben sie noch befangen.

Aber Frau Sixta ging ihren Weg bewußt. „Laß uns den Leuten keine langen Rätsel aufgeben,“ sagte sie. „Es gilt nur die Papiere in Ordnung zu bringen, dann —“

„Mir ist es recht,“ antwortete Markus, immer leise betäubt. Er hörte, daß sie ihm das Du gegeben, und es wäre ihm noch schwer gefallen, ihr jetzt schon Gegenrecht zu halten.

Während sie höher und höher gelangten, war es nur Frau Sixta, die in kurzen Absätzen aussprach, was ihr gerade einfiel.

„Wir sind nicht mehr so jung, daß uns viel an Festen gelegen sein kann. So kann es wohl eine stille Hochzeit sein.“

„Was mir gehört, soll auch dein sein. Wir müssen bald davon reden, damit du weißt, wie ich stehe.“

„Ich kann dir alles in gutem Stand übergeben.“

Der Wunsch, mit ihm zu teilen, die Ungeduld, ihn zu beschenken, und das in diesem Augenblick sich regende frohe Bewußtsein ihres Besitzes, waren die einzigen Zeichen, daß ihr Herz ein großes Wort mitsprach.

Aber Markus achtete kaum auf sie. Er hörte Frau Sixtas Stimme, sah sie stattlich und selbstbewußt neben sich sitzen und empfand in diesem Augenblick kein anderes Verlangen, als mit diesem Weibe gut und in Frieden zu leben. Seine Brust weitete sich. Ruhige Zufriedenheit erfüllte ihn. Er fühlte sich auf einmal zu Bedeutung gelangt. Auch einige Spannung auf das, was kommen würde, bewegte ihn. Dann wurden auch ihm Wesen und Stimme warm. „Ich habe viel zu danken,“ sagte er tief aufatmend.

Frau Sixta schüttelte mit lächelnder Abwehr den Kopf. Dann trieb sie den Sperber zu rascherem Gang.

Im Galopp fuhren sie am Wirtshaus vor. Knechte und Mägde kamen gelaufen.

Markus war ein wenig bleich. Die Fahrt war lang gewesen. Er griff nach seiner Handtasche.

Aber Frau Sixta händigte sie schon einem Knecht ein und hieß ihn, sie ins Haus schaffen. Zu Markus sagte sie: „Laß uns nach der Wohnstube gehen.“

Die Leute hörten das Du. Es machte Aufsehen. Noch vor dem Essen, zu dem Frau Sixta ihr ganzes Gesinde versammelte, ging es wie ein Lauffeuer durch das Haus, daß die Wirtin mit Markus Graf einig zu sein scheine.

Zum Essen selbst traten die Leute mit verwunderten Blicken und erwartungsvollem Wesen an.

Frau Sixta erschien. Markus hinter ihr.

Viele Blicke wurden auf das Paar gezückt. Markus erschien ein wenig schlank, ein wenig jung neben der vollen, reifen Gestalt der Frau. Es sprang in die Augen, daß er aus weicherem Stoff gemacht war als sie. Aber unter den Mägden waren einige, die dachten, es sei nicht schwer, sich in den hübschen, ungewöhnlichen Menschen zu vergaffen. Es gab eine beträchtliche Stille.

Frau Sixta trat an das obere Ende des Tisches. Sie war wie immer dunkel gekleidet. Ernst und Wucht lagen in ihrer Erscheinung. Sie paßte unter die Knechte, die alle schwere, knorrige Leute waren, wie sie das Gebirg gebiert und das Wetter zurechtzimmert. Ihr bleiches Gesicht war offener, als die andern es je gesehen. Solche Freude war nie darin gewesen.

‚Warum setzt sie sich nicht endlich?‘ dachten die Leute. Aber sie wartete, bis Markus neben ihr stand. Sie hatte ihn nicht gerufen, aber in der Weise, wie sie Raum für ihn gab, lag die Aufforderung, sich zu ihr zu gesellen. Sie wartete auch noch, bis die Tür sich hinter dem alten Pankraz geschlossen hatte, der eben erst hereinkam. Einmal kam ihr etwas vor den Atem. Sie dachte, es könnte einer lächeln über die Frau, die sich einen zweiten Mann ins Ehebett holte. Dann erinnerte sie sich daran, wie alles gekommen war. Sie hatte sich nichts vergeben. Sie fühlte, daß sie die Achtung des Markus besaß und daß diese und nicht irgendwelche Berechnung ihn ihr zugeführt. Mit froher Ruhe wandte sie sich dann zu den Dienstleuten. „Ich möchte euch anzeigen,“ sagte sie kurz und knapp, „daß Markus Graf hier und ich uns einander versprochen haben.“ Flüchtig ergriff sie des Markus Hand und gab sie wieder frei. Dann nahm sie ihren Platz zu Häupten des Tisches ein, und Markus ließ sich, weil alles wie von selbst sich so machte, neben ihr nieder. Die Ereignisse überraschten ihn ein wenig. Er war ein untätiger Zuschauer bei einer Wandlung, die an ihm selber vollzogen wurde. Aber es lehnte sich nichts in ihm dagegen auf. Er ließ es sich gefallen, nun Heimat und Kameradin zu haben, wobei er der Kameradin manchmal mehr im Sinne einer Mutter gedachte. Er war auch bereit, mit den Menschen am Tische, die aus Mitdienstleuten seine Untergebenen werden sollten, ehrlich zu arbeiten. Er freute sich auf diese Arbeit, und so blickte auch er aus hellen Augen den Tisch entlang, ohne den Ausdruck der einzelnen Gesichter zu prüfen, der bei dem einen befriedigte Neugier, bei einem andern verhehlten Spott, bei einem dritten heimlichen Verdruß widerspiegelte.

Einem der alten Knechte fiel zuerst ein, was schicklich war. „Auf Glück also dann,“ murmelte er und reichte Frau Sixta und dann Markus die Hand.

„Auf Glück also dann,“ sprach einer nach dem andern und eine nach der andern ihm nach, und alle trugen mit einem Händedruck ihre Schuldigkeit ab.

Die Anna, die Kellnerin, hatte heiße Backen, als sie gratulierte. Ihre Finger gehorchten ihr nur widerwillig, als sie sie in Frau Sixtas Hand legte, und die des Markus ergriff sie mit einem raschen, fast zornigen Druck. Sie begriff noch nicht, daß der Mann sich für immer an die ältere Frau verschenkt hatte, und sie warb mit dem Händedruck unbewußt noch um ihn, wie sie ihn von Anfang an umscharwenzelt hatte.

Die Mahlzeit nahm darauf ihren Anfang. Die Esser schluckten mit der Suppe die Neuigkeit hinunter und erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, wann sie untereinander davon handeln konnten. Auf der Stirn des weißbärtigen Pankraz lag ein Schatten. Er wußte noch nicht recht, was er von Markus Graf zu halten hatte. Und er war wie der treue Hund, der zusieht, wie die Herrin einen Fremden begrüßt und heimlich wacht, ob in dem nicht ein Feind stecke. Dennoch war er auch jetzt noch Markus nicht feindlich gesinnt, sondern geneigt, ihn in seine Treue aufzunehmen, wenn er ihn nicht enttäuschte.

Die Unterhaltung lag in den Händen der Frau Sixta. Sie sprach, und bis ans Tischende hinab saßen alle mit gespitzten Ohren. Davon, daß die Hochzeit bald sein würde, sprach sie, von Veränderungen in ihrer Wohnung, von der Teilung der Arbeit zwischen Markus und ihr. Frei und laut sprach sie. Sie hatte alles bei sich selber bedacht, alles waren fertige Pläne. Dann und wann fragte sie Markus: „Ist es dir so recht?“ und er antwortete: „Natürlich“ oder: „Wie du es willst.“

Er stolperte noch über das Du. Auch empfand er zuweilen die Anwesenheit der Leute lästig; aber das, was Frau Sixta sagte, schien ihm verständig und gut.

Nach dem Essen hob das Gerede an. Im Hofe, in der Küche, den Ställen, auf den Matten bildeten sich kleine Gruppen. „Was sagst denn du?“ fragte eines das andere. Die Gutmütigen wünschten Frau Sixta, daß sie nach schwerer Ehezeit bessere Tage bekomme; die Wichtigtuer meinten, das sei heute ein Anfang, auf dessen Ende man so oder so gespannt sein könne. Eine hämische Stimme zänkelte, die Weiber kämen nie aus der Mannstollheit heraus. Die Kellnerin Anna ließ von spitzen Lippen die Bemerkung fallen, sie sei neugierig, was die Ottilie Rotmund, die doch nun bald erwachsen sei, zu dem Stiefvater sagen werde.

Frau Sixta und Markus hatten sich nach Tisch getrennt. Es war viel Saumware eingetroffen, und Markus bekam Arbeit. Auch Frau Sixta hatte dringende Geschäfte.

Aber Markus, als er einmal auf die Weide hinaus ging, wo die Saumpferde grasten, traf auf Pankraz, und es trieb ihn, den Hirten zu stellen, der ihm so viel von Frau Sixta gesprochen hatte. „Nun weißt du, daß ich bleibe, Pankraz,“ sprach er ihn an.

Der begegnete dem zukünftigen Meister nicht anders, als er dem fremden Reisenden begegnet war, der im Brückegut ein zufälliges Obdach gefunden. „Wenn man nicht blind gewesen ist,“ antwortete er, „so hat man es kommen sehen.“

„Nun, und ...?“

Pankraz schaute ihn an, als ob er ihm mit den Blicken in die Seele hinabgraben wollte. So gerade und streng waren diese, daß des Markus Augen unwillkürlich ihnen auswichen. Endlich sagte er langsam: „Ihr habt das große Los gezogen. Hoffentlich seht Ihr es ein.“

Markus mußte fast lächeln über die mit einer Zurechtweisung verbundene Zustimmung. Aber dann steigerte die rückhaltlose Bewunderung des Alten für seine Herrin seine eigene Befriedigung. In einer Aufwallung von Dankbarkeit streckte er dem andern die Hand hin. „Am guten Willen soll es nicht fehlen,“ sagte er. Dann begab er sich zu seinen Pferden.

Dem Pankraz sank der Kopf tiefer auf die Brust. Der schöne, weiße Bart bauschte sich. ‚Bist du nicht zu jung?‘ sann er hinter dem Davonschreitenden her. ‚Nimmst du das nicht zu leicht, was eine Aufgabe werden wird?‘ Dann stand die Gestalt der Frau Sixta vor ihm auf. Sie brauchte keine Helfer. Er kannte sie gut genug. Und doch, wenn einer es ihr schwer machen sollte! Er ballte heimlich die Fäuste. Schande! Wenn einer nicht wissen sollte, wen er an der Rotmundin hatte!

Pankraz, der Hirt, sah nach dem Hause hinüber. Er suchte unwillkürlich Frau Sixta. Und diesen wachenden und forschenden Blick behielt er in der Zeit, die kam.

*

Wie unter dem Gesinde so verbreitete sich die Nachricht von Frau Sixtas Verlöbnis mit Windeseile auch im Dorfe Bergmatten. Der Talammann Furrer, als er beim Kartenspiel in der Hinterstube des Gasthauses zu den drei Königen von dem Gerücht erfuhr, lachte laut auf. Was man da nur rede, sagte er. Da kenne man die Rotmundin schlecht. Die wisse wohl, was sie wert sei. Und einen Werweißwohermann nehme die schon nicht. Aber als er es gesagt hatte, überkam es ihn wie Übelkeit. Sollte das Weib sein wie alle andern und gehen, wie ihr Blut sie trieb?

Noch am gleichen Nachmittag fuhr er nach der Paßhöhe hinauf.

Dort ließ ihn die Kellnerin Anna nicht lange im Zweifel über das, was vorgegangen war. Frau Sixta selbst bekam er nicht zu Gesicht. Seine rote Stirn lief ihm vor Zorn so an, daß die Augen ihn schmerzten. Er fraß aber seine Empörung in sich hinein.

„Jedem Tierchen sein Pläsierchen,“ witzelte er der Anna gegenüber.

Und gleich darauf lachend: „So hat man den Bereiter hoch aufs Roß gesetzt.“

Die Kellnerin verzog mit bedeutsamer Zustimmung den Mund. Des andern Hohn war ihr Öl auf eigene Wunden.

Aber Furrer verabschiedete sich merkwürdig rasch wieder. Er wußte noch nicht, was er mit seiner Enttäuschung anfangen sollte.

Draußen traf er auf Markus, der mit dem Ausschirren eines Saumpferdes beschäftigt war. Er pflanzte sich breit hin und betrachtete sich den, der ihm ins eigene Revier geraten war. Was hatte die Rotmundin eigentlich an dem Burschen da, der mit dem langen Steckenhaar und dem braungelben Gesicht wie ein Polack aussah, Besonderes gefunden? Ihm als alteingesessenem Bergmattener war das Fremde in Graf allein schon ein Dorn im Auge. Auch sein Gewerbe, das dem an harte Händearbeit gewöhnten Bauern als Müßiggang erschien, war ihm zuwider. Und das und das! Und das und das! Die Eifersucht hat gehässige Augen. Er fand Markus von Minute zu Minute mit mehr Nachteilen behaftet.

Furrer war denn auch der erste, der in Bergmatten im Wirtshaus die Wahl Frau

Sixtas bemängelte. Er nahm sich sogleich die Mühe, sich nach Markus in dessen Heimat, wo er Bekannte besaß, zu erkundigen, und erfuhr, nicht ohne Befriedigung, wie wenig Brauchbares dieser bisher geleistet. Alles trug er weidlich wieder unter die Leute und gab so den Ton an zu der in Bergmatten bald allgemein werdenden Auffassung, Frau Sixta habe sich an eine Art Landstreicher weggeworfen, und es werde nun auf dem Paßwirtshaus wohl bald eher rückwärts als vorwärts gehen.

Markus war im Dorf nicht beliebt. Er war wohl in Geschäften dann und wann gekommen; allein die Wirtshäuser hatten an ihm keinen Gast gehabt. Auch Freundschaft hatte er keine gesucht. Er geriet bös in die Mäuler der Männer, und die Weiber ließen wenig Gutes an ihm.

Inzwischen traten er und Frau Sixta die Lehre an, die zwei durchzumachen haben, ehe sie füreinander passen. Markus war der befangenere und linkischere Teil. Frau Sixta hatte das Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit, ihren völligen Mangel an Menschenfurcht und ihre Liebe zu ihm voraus. Sie war klug und selbstbeherrscht. Sie ließ Markus den gewohnten Pflichten nachgehen, und die Tatsache, daß er bei den Mahlzeiten an ihrer Seite saß, war vielleicht das einzige äußere Zeichen dafür, daß sie ihn zu sich erhoben hatte. Sie suchte nicht, mit ihm allein zu sein. Sie drängte sich ihm nicht auf und war gewillt, ihre Zeit abzuwarten. Die Freude, die in ihr war, und den sich verstärkenden Drang zu ihm hielt sie in sich selbst nieder. Sie bändigte beides mit der Genügsamkeit derjenigen, die lange zu entbehren gewöhnt gewesen. Markus gehörte ihr! Sie war durch sein Versprechen gesichert! So ließ sie sich nur angelegen sein, ihm zu beweisen, wie sie ihm Dank wußte, und ihn durch kleine Aufmerksamkeiten und Opfer, aus denen er unschwer die Bereitwilligkeit zu größern erkennen konnte, sich enger zu verbinden. Als er äußerte, er habe Lust auf Gemsen zu gehen, brachte sie ihm von einer Fahrt ins Tal ein neues Jagdgewehr mit. Dann übernahm sie mit ruhiger Selbstverständlichkeit die Sorge für sein persönliches Wohl, prüfte Kleider und Wäsche, besserte aus und schaffte an, was ihm nötig war. Mit besonderer Sorgfalt ging sie an die Veränderung und Verschönerung der Wohn- und Schlafstuben, die sie mit ihrem ersten Mann geteilt und nun für den zweiten umgestalten wollte. Ganz gelegentlich und ohne Aufdringlichkeit gab sie Markus Einblick in ihre Erwerbungen, Anordnungen und Pläne. Er sah eine kluge, liebevolle Frau am Werke, die darauf bedacht war, ihm alles schön und behaglich zu machen. Eine frohe, sorgenlose Zukunft tat sich ihm auf.

Wenn sie gemeinsam ein neu eingetroffenes Möbelstück, ein neu tapeziertes Zimmer betrachteten oder in Frau Sixtas Schreibstube von Geschäften des Tages miteinander handelten, kam das Gespräch manchmal auf Dinge, die sie selbst und ihre innersten Angelegenheiten betrafen. Frau Sixta wurde nicht satt, Markus aus seiner Jugend erzählen zu hören. Und wenn seine Stimme, sobald er von seiner Mutter sprach, weich wurde und sie aus seinen eigenen Schilderungen erkannte, wie die kleine, zarte, nicht einmal sehr tatkräftige Frau ihn beeinflußt und gelenkt hatte, so glaubte sie bestätigt, daß sie in ihm den Mann gefunden, der gerade zu ihr paßte. Sie brauchte keinen Meister, sie war selbst stark genug zu wollen und zu wählen, aber es hatte ihr neben ihrem Kinde jemand gefehlt, für den sie sorgen konnte und der ihr für diese Sorge Dank und Gegenliebe gab.

Einmal kam die Rede auf Markus' Lautenspiel. Frau Sixta hielt darauf nicht viel; sie wollte in des Mannes Hand Spaten und Zügel, nicht aber die Leier sehen; aber sie fragte, wann und wo er die Kunst gelernt habe.

Markus sah mit verschleiertem Blick ins Leere. „Die Mutter spielte," erwiderte er. „Ich wünschte immer es zu lernen. Als ich fünfzehn war, bekam ich die Laute und lernte aus mir selbst, sie zu handhaben. Auch machte ich Verse und die Melodie dazu."

Frau Sixta hatte ihn gehört; er hatte oft abends unter seinem Kammerfenster gespielt. Es hatte sie irgendwie stets gegen ihn verstimmt. Der singende Mann hatte für sie etwas Lächerliches. Nun stellte sich sein Wesen ihr auf einmal anders dar. Sie sah, daß er ein halber Poet war. Eine scheue Achtung vor Dingen, die in ihm ihr fremd waren, kam sie an. Vielleicht war auch ihre Liebe schon so groß, daß sie begann, alles an ihm schön und gut zu finden.

Er gestand ihr: „Ich habe es als Erbteil von der Mutter, daß alles Schöne und Große mich im Innersten packt. Darum hat mich die Landschaft hier oben überwältigt. Darum ist mir auch in deiner Nähe oft fast andächtig zumut."

Sie errötete wie ein ganz junges Kind; es war das erstemal, daß er ihr eine solche Schmeichelei sagte.

„Ich bin ein Mensch wie ein anderer," gab sie ganz verwirrt zurück.

„Das denken die nicht, die dich hier dein Haus führen sehen," entgegnete er.




Henny Porten. Gemälde von Prof. Emil Orlik



Da wallte die Freude mächtig in ihr auf. „Eines wenigstens hoffe ich dir zu beweisen," erwiderte sie: „daß ich den ehrlichen Willen habe, deiner wert zu werden." Es zog sie ihm entgegen. Sie meinte, ihm die Arme um den Hals werfen zu müssen. Aber sie hielt sich gewaltsam zurück.

Er fühlte aber am Zittern ihrer Stimme und sah am Glanz ihrer Augen, wie sehr sie ihm verfallen war. Unwillkürlich ergriffen von der Stärke ihres Gefühls, gab er ihr die Hand. —

An Allerheiligen erging das Aufgebot. Die folgende Woche konnten sie heiraten, wenn sie wollten. Frau Sixta wollte es. Auch Markus stimmte zu. Das Gerede und Gespött der Bergmattener über die Witwe, die sich einen Narren eingefangen, dauerte an. Furrer, der Talammann, lärmte und schürte: Frau Sixta und Markus ließen sie gewähren, und, wenn sie Muße hatten, daran zu denken, redeten sie sich ein, die Leute würden sich wohl allmählich in das fügen, was unabänderlich war, und als recht gelten lassen, was recht zu werden versprach.

Aber in diesen Tagen übergab Markus seiner Verlobten einen Brief ihrer Tochter. Sie nahm ihn und behielt ihn in der Hand, während Markus eben von der nahen Hochzeit zu sprechen begonnen.

„Wie bald das sein wird!" hatte er gesagt.

„Je bälder, desto besser, damit die Lästermäuler stillstehen," antwortete sie.

Und wieder er: „Laß uns alles kurz machen."

„Kurz, einfach und still."

Dann sprach die Rotmundin weiter von kommenden Dingen. Markus möge schon jetzt wissen, daß sie fürder mit ihrer Habe nicht allein zu schalten, sondern mit ihm gemeinsam alles zu verwalten gedenke, damit er sich nicht unfrei zu fühlen brauche und sich jederzeit selbst zuscheiden könne, was er für seine persönlichen Bedürfnisse benötige.

Von dem neuen Vertrauensbeweis betroffen, küßte Markus sie zum erstenmal. Auf die Stirn, wie er es seiner Mutter getan.

Frau Sixta schauerte zusammen. Der Brief der Otti glitt in ihre Tasche. Sie hatte den Atem des Mannes gespürt, den sie liebte, und in ihrem Innern war Sturm. Es brauchte Stunden, ehe sie ihr inneres Gleichgewicht wieder fand. Dann las sie den Brief, der nur Alltagsnachrichten enthielt, harmlos und voll Liebe war. Aber sie antwortete nicht wie sonst schon am nächsten Tage darauf. Zwischen der Otti und ihr stand Markus, Markus, der sie geküßt hatte, Markus, dem sie nächste Woche ganz gehören sollte! Das Bild des Kindes verblaßte. Das war nie gewesen. Den Brief trug sie mit sich herum. Und dieser Brief begann sie zu brennen. Wie eine Kohle, die durch Rock und Leibzeug und durch die Haut ins Fleisch brennt. Nicht, weil er noch nicht beantwortet war, brannte der Brief, sondern, weil nicht vor ihm ein anderer geschrieben worden war. Die Otti wußte ja noch nicht von der Mutter Verspruch. Immer und immer hatte Frau Sixta es verschoben, ihr davon zu schreiben. Warum sollte sie ihren Klosterfrieden stören, bevor es nötig war, hatte sie sich eingeredet. Es war früh genug, wenn sie vom Vollzug der Heirat erfuhr; denn heimkehren, hatte sie sich gesagt, heimkehren würde die Otti ja doch nicht.

Aber der Brief, — der Brief brannte jetzt.

Wie hatte sie es unterlassen können, dachte Frau Sixta, bei ihrem Entschluß sich wieder zu verheiraten, zu überlegen, wie die Tochter sich in den neuen Rahmen, in den sie durch sie, die Mutter, gehörte, fügen werde? Sie hatte doch auch Anrechte an sie! Sie, Frau Sixta, liebte sie! Bei Gott, niemand stand ihrem Herzen näher.

Einen Augenblick lang verschwand selbst des Markus Gestalt vor ihrem Blick, und sie sah nur die Otti, die fern gehaltene, vernachlässigte. Das Blut stieg ihr heiß zu Häupten. Was hatte sie nur gedacht, folterte sie sich selber weiter. Was war das für eine Art, nur das eigene Glück anzusehen, sich zu getrösten, das Kind sei versorgt, und sich einzureden, es habe seinen Weg, während gerade über diesen noch nichts entschieden war? Warum das alles? Hatte sie Einspruch befürchtet? Hatte sie gedacht, es werde dem jungen Mädchen mißfallen, daß der gesetzten Mutter Herz noch einmal ins Grünen kam? Oder — hatte sie, fast ohne es zu wissen, die Otti überhaupt außerhalb des Kreises gestellt, in dem sie selbst inskünftig leben wollte?

Frau Sixta ersparte sich nichts. Mit einer fanatischen Wahrheitsliebe begann sie jetzt ihren innersten Beweggründen nachzuspüren. Und sie entdeckte da in einem Winkel ihres Gemütes etwas wie Eifersucht oder Mißtrauen. Wenn die Otti heim kam, würde sie den neuen Vater finden! Vielleicht war sie gegen ihn eingenommen, eben weil er ihres eigenen Vaters Nachfolger war. Sie hatte ja nicht unter Xaver Rotmund gelitten, dazu war sie zu früh fortgekommen. Aber — vielleicht dachte sie auch wie andere, daß die Mutter nicht einen an Jahren jüngeren Mann hätte nehmen sollen! Und lächelte! Und vielleicht — würde auch die Dritte im Hause stören, ihr und des Markus Alleinsein

stören? Wenn sie es aber nicht tat, wie würden sich die beiden, Otti und Markus, ineinander finden?

Das Herz wurde Frau Sixta schwer und schwerer. Sie nahm sich zusammen. Sie war nicht gewohnt, sich von heimlichen Besorgnissen unterkriegen zu lassen. Aber sie verschob die Antwort auf Ottis Brief weiter. Und immer noch brannte ihr dieser ins Fleisch, obschon sie ihn längst in ein Schubfach verschlossen.

Allmählich rang sie sich zu dem Entschlusse durch, daß Otti fortbleiben müsse. Aber auch das ihr mitzuteilen, verschob sie von Tag zu Tag.

Die Sorge, die sie am Tage bezwang, kam zurück in den Nächten. Dann schrie ihr Herz nach dem Kinde. Sie hatte es lange entbehrt, sich mit Briefen und kurzen Besuchen über die Trennungszeit hinweggeholfen. Nun war ihr, als müsse sie sie wiedersehen, mit ihr sprechen, sie um Verzeihung bitten, ihr zeigen, daß sie ihr noch die alte war. Und gegen die Liebe erhob sich die neue Leidenschaft. Auch das Bild des Markus stand wieder auf. Und mit ihm kamen Hoffnungen, Wünsche, Pläne. Wirr und verwirrend kam das alles geströmt. Zuletzt befiel sie ein tiefes Verlangen nach Schlaf. Und ehe sie diesen fand, weil sie gänzlich erschöpft war, packte sie ein Durst nach Glück und ein Wille zu beglücken, beide, Markus wie Ottilie. Dann fand sie wohl Ruhe.

Eines Tages trug sie die Last nicht mehr. Es drängte sich ihr plötzlich auf die Lippen, daß sie zu Markus sagte: „Wir haben nicht mehr über Otti gesprochen. Sie wartet immer noch auf meinen Bescheid, ob sie heimkommen darf. Und sie gehörte doch an unsere Hochzeit."

„Natürlich," antwortete Markus. Er konnte sich die Stieftochter nicht vorstellen, hatte beinahe vergessen, daß sie lebte. Sie war ihm fast wie irgendein toter Gegenstand in der großen Wirtschaft, in der er Herr zu sein sich anschickte. Er gab sich auch nicht Rechenschaft, ob sie besser wegbliebe oder heimkomme. Ihr Geschick war ihm fremd. Und wenn er jetzt sagte, sie möge zur Hochzeit kommen, so dachte er nicht an sie, sondern an Frau Sixta und deren Wünsche, die er gern und willig erfüllte. Ihre Erscheinung hatte ihn allmählich gefesselt. Sie erschien ihm verjüngt. Ihr blasses Gesicht gewann Farbe. Ihr Gang war leicht und rasch. Es war nicht schwer zu erraten, daß die Freude sie verwandelte. Manchmal war Markus jetzt stolz auf sie. Zuweilen überkam es ihn wie Zärtlichkeit. Dann drückte er ihre Hand oder legte vertraulich die Finger um ihren Arm.

Frau Sixta verfolgte das Gespräch nicht weiter, da auch Markus schon wieder vergessen zu haben schien, wovon die Rede gewesen, und sich zum Gehen gewandt hatte. Aber der Gedanke ließ sie nicht los. Und je mehr sie gewahrte, daß Markus warm wurde und etwas in ihm sich ihr auftat, um so stärker wurde ihr Glücksgefühl und, durch dieses genährt, ihr Drang auch andere glücklich zu sehen. Es bedurfte nur eines letzten Anstoßes. Und als Markus sie eines Abends an sich nahm und sagte: „Bald kommt unser großer Tag. Ich freue mich," schwoll auch in ihr die Freude so mächtig, daß sie sie allein nicht mehr zu tragen vermochte, und sie setzte sich zu dem Briefe an die Tochter hin, dem langverzögerten Briefe. Sie ließ darin die Otti einen Blick in die Vergangenheit tun und, ohne den eigenen Vater vor ihr anzuklagen, gab sie ihr doch zu erraten, daß viel Schatten darauf gelegen hatte. Sie sagte ihr von ihrer Einsamkeit, schilderte dann des Markus Ankunft, seine Persönlichkeit und wie sie ihn kennengelernt, ihn als einen Besonderen gleichsam entdeckt und nun in ihm eine Erfüllung, einen Gipfel gefunden habe. Sie machte nicht viel Worte, aber hinter den wenigen brannte eine Leidenschaft, die den darin enthaltenen Geständnissen etwas Aufwühlendes gab. Zuletzt forderte sie die Tochter auf, heimzukommen und an der Hochzeit teilzunehmen, und sagte, alsdann könne in Ruhe auch gemeinsam Ottis Zukunft beraten werden.

Nachdem sie diesen Brief der Post übergeben, hatte Frau Sixta einen Augenblick die Empfindung, ihn zurücknehmen zu müssen. Eine Unruhe befiel sie und engte ihr den Atem ein. Sie brachte es nicht über sich, Markus zu sagen, was sie geschrieben hatte. Aber der geschäftige Alltag verlangte sein Recht. Er nahm sie so in Anspruch, daß sie nicht grübeln konnte. Die Festvorbereitungen begannen. Und immer war Markus freundlich, fast zärtlich. Die Freude in ihr überwand alle Zweifel. —

*

Im Pensionshaus des Klosters Mariahilf zu Freiburg las Ottilie Rotmund den Brief der Mutter. Sie lachte und errötete und rief der Zimmerkameradin, die drüben auf einem Stuhl lesend saß, zu, sie habe eine große Neuigkeit, sie bekomme wieder einen Vater. Sie freute sich mit der Sorglosigkeit ihrer sechzehn Jahre über das Ereignis, ganz besonders aber auf die Hochzeit, zu der sie geladen war und von der sie sich eine seltene Unterhaltung, etwas Neues, noch Unerlebtes versprach. Viel mehr noch

jedoch freute sich die Otti auf die endliche Heimkehr. Sie war vorhin im Begriff gewesen, ihre Zöpfe aufzustecken, als die Schwester Innocenta ihr den Brief gebracht hatte. Noch hingen ihr nun die langen, dunkeln Flechten bis ans schlanke Knie hinab. Sie umrahmten ein fast schmerzlich schmales, blasses Gesicht mit feinen Zügen. Und das Mädchen vergaß jetzt, sie zu ordnen. Sie hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen. Die nackten Arme aufgestützt, die kleine, schmiegsame Gestalt selbstvergessen entspannt, lag sie an der Lehne. Die Mitschülerin drüben, von ihrem Buche in Anspruch genommen, hatte ihr zerstreut geantwortet. Aber sie war es zufrieden. Sie mußte denken, denken. Endlich konnte sie heim! Seit einigen Monaten schon hatte sie auf diese Erlaubnis gewartet. Früher war ihr das Kloster das liebste gewesen. Alle waren gut zu ihr, hatten ihr besondere Teilnahme geschenkt, sie manchmal als eine kleine Merkwürdigkeit angestaunt, weil sie eine strenge, reiche Frau zur Mutter hatte, die hoch im wildesten Gebirg zu Hause war. Aber auf einmal, vielleicht seit ihrem sechzehnten Geburtstag, war es über sie gekommen, daß ihr das Gezwitscher der Mitschülerinnen, ihre Liebhabereien, das sanfte, ein wenig salbungsvolle Wesen der Nonnen, das Beten, selbst das Lernen leid geworden waren. Ein Bild wie aus einem Traume hatte sie Tag und Nacht bewegt: Düsteres Land! Ein einsamer See hoch in den Felsen. Graue Wolken, die darüber hinzogen, und seltsames, verwehtes Läuten der Herden auf windüberfegten Kurzgrasmatten. Und immer hatte sie an die Mutter denken müssen. Als sei ihr etwas zugestoßen! Die Otti lächelte. Das war ja nun nicht schlimm. Das war ja wohl eine Freude, daß die Mutter so — wie sie schrieb — so glücklich wurde! Aber sie war doch froh, daß sie zu ihr heim durfte; denn im Grunde: Man wußte aus Briefen so wenig voneinander. Und — und — seit einiger Zeit wie gesagt nur — hatte sie hier im Kloster keine rechte Ruhe mehr. Die Mutter hatte immer geschrieben, hier habe sie, Otti, den Frieden, der in der Welt voll Unrast und Sorge nicht sei. Aber dem war nicht so. Seit einiger Zeit zog es sie immer mächtiger fort zu Frau Sixta und in ihr merkwürdiges Reich, das wie auf einem Turm der Welt lag. Erinnerungen tauchten auf, wie sie auf den Weiden zwischen dem Vieh gegangen, auf dem See gerudert, dem Pfiff der Murmeltiere gelauscht und hoch am Ballmott Edelweiß gepflückt hatte. Und die Mutter stand vor ihr, dunkel, ernst, fast zum Fürchten. Sie küßte nicht auf den Mund wie hier die verliebten Schulmädchen, auch nicht so fromm auf die Stirn wie die ehrwürdigen Schwestern, sondern nur auf die Wange, kurz, fast gebieterisch, als enthielte die Liebkosung auch gleich eine Forderung: Tu deine Pflicht. Seltsam, daß sie nun liebte, die Mutter, einem Mann sich wieder angelobte! Sie, Otti, konnte sich das nicht vorstellen. — Aber — wie würde es nun mit ihr selber kommen? Immer hatte die Mutter geschrieben, daß sie im Kloster bleiben solle. Nun endlich rief sie sie heim. Ob das auf immer gemeint war? Sie hoffte es. Sie mußte zur Mutter zurück. Sie fühlte sich auf einmal so verloren. Heute besonders. Bei Frau Sixta aber war man geborgen. Wenn ein Gewitter mit Krachen und Blitzen über den Paß zog, wenn der Wintersturm Berge von Schnee vor die Türen türmte und einem im Heulen und Sausen des Windes der Weltuntergang nahe schien, was tat das, wenn die Mutter da war! Wenn man krank wurde oder wenn einem im Gemüt schwer war, die Mutter wußte Rat. Wenn sie einem nur die Hand gab, wurde man ruhig. Sie war wie ein Fels, die Frau Mutter. Der Mann indessen — der fremde Mann! Was — wie wurde es mit ihm? Sie konnte sich davon kein Bild machen. Es kümmerte sie auch nicht weiter. Wenn nur erst Reisetag war. Wenn — — —

Als die lesende Kameradin ihr Buch beiseite legte, sah sie die Otti mit weiten, heißen Augen sitzen. „Was hast du?“ fragte sie ganz erschreckt.

„Ich gehe heim,“ sagte die Otti. Und es war, als ob sie sogleich aufbrechen wollte.

*

Der Talammann Furrer war sehr übler Laune. An den zwei Anschlagsbrettern an der Kirche und am Rathaus zu Bergmatten stand noch immer die Zivilstandsnachricht, daß die Witwe Sixta Rotmund des Xaver, des Lands, und der Markus Graf, Bereiter von Konstanz, die Ehe miteinander eingehen wollten. Und morgen sollte hier in der großen Dorfkirche die Trauung sein. Es hatte nichts genützt, daß Furrer wußte, Graf habe sich als Sohn eines angesehenen Vaters nicht eben durch besonderen Ehrgeiz, seiner Familie sich würdig zu erweisen, ausgezeichnet, nichts genützt, daß er, der Talammann, da und dort erklärt hatte, die Rotmundin werde sich noch vor der Hochzeit eines Bessern besinnen, nichts geholfen, daß er, der doch ein kluger Mann war, mit einer törichten Halsstarrigkeit darauf gewartet, es werde von irgendeiner Seite ein Einspruch gegen die Ehe kommen, die seine eigenen Aussichten wider alles Erwarten zunichte machte. Es hatte auch wenig gefruchtet, daß er im Rat, im Wirtshaus und auf der Straße, vom

eigenen unruhigen Herzen getrieben, immer wieder auf die Rotmundin zu sprechen gekommen und die Meinung verfochten hatte, ein Weib, das nicht mehr wisse, was es Würde und Stellung schuldig sei, müßte eigentlich bevormundet werden. Die Lästerzungen von Bergmatten waren zwar ausgiebig in Bewegung. Aber offen wagte sich niemand an die tatkräftige und bisher unbescholtene Frau, und die morgige Hochzeit hatte kein Hindernis gefunden.

Der Talammann ging mit großen Schritten in seiner Arbeitsstube im Rathaus auf und ab. Er regierte seit Jahren mit Umsicht und Glück, aber auch mit hartköpfiger Eigenwilligkeit die Talschaft. Er hatte nach und nach viel Widerstand besiegt und seinem Willen überall Geltung verschafft. Darum kam es ihn nun doppelt schwer an, daß ein Weib sich herausnahm, andere Wege zu gehen, als er ihr hatte vorzeichnen wollen. Da aber auch sein Herz, nicht nur sein Ehrgeiz im Spiel war, so befand er sich in einer Erregung, wie er sie in seinem Leben noch nicht gekannt hatte. Sein Gesicht mit dem fuchsigen Bart und der hohen Stirn, die sich bis unter zwei, den kahlen Schädel nur noch wie Bänder überspannende Haarsträhnen fortsetzte, war gerötet. Die kleinen Augen zückten den Blick hierhin und dorthin, als wollte er irgendeine Waffe erspähen und seine starken Hände zitterten merklich, während er sie auf dem Rücken ineinandergeschlungen hielt. Er grübelte und grübelte. Sollte das wirklich Tatsache werden, was er immer noch nicht hatte glauben wollen? Plötzlich fiel ihm ein, daß die Rotmundin eine Tochter hatte. Unwillkürlich verhielt er den Schritt. Ein Kind erster Ehe! Hm! Sie war solange schon fort, daß man ihre Existenz beinahe vergessen hatte. Ob die sich über den Stiefvater freute? Über den jungen Stiefvater? Neue Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Er erblickte die Angelegenheit, die ihn so schwer beschäftigte, von neuen Gesichtspunkten aus. Eine Waise! Da hatte die Behörde die Pflicht zum Aufsehen. Wenn auch Frau Sixta selbst mit der Vormundschaft über die Tochter betraut worden war, so mußte doch der Waisenrat die Sache im Auge behalten. Vielleicht — man wußte es nicht — schlummerten da Konflikte — vielleicht — — —

Furrers Stirn furchte sich tiefer. Seine Lippen wurden schmal. Dann ging er aus, um mit andern davon zu reden, daß ja der Xaver Rotmund eine Erbin hinterlassen habe und unklar sei, wie sich die Stellung dieses Mädchens gestalte, wenn morgen die Heirat vollzogen werde.

Er und die Bergmattener warteten darauf gespannt auf die Heimkehr der Ottilie Rotmund.

Auch Frau Sixtas Erwarten auf ihr Kind war inzwischen gestiegen. Und selbst in des Markus Gleichmut fiel jetzt einige Male der Gedanke, daß er bald eine neue Verwandte kennenlernen sollte. Aber seine Neugier war nicht groß.

Am Tage von Ottiliens Ankunft sandte Frau Sixta ein Gefährt ins Tal, sie abzuholen. Gegen Abend konnte das junge Mädchen auf der Paßhöhe eintreffen. Frau Sixta war den ganzen Tag geschäftig. In der Küche mußte Anleitung gegeben werden für die Speisung des Gesindes und das Festessen des Hochzeitspaares. In ihren Wohn- und Schlafstuben hielt sie letzte prüfende Nachschau. Von einer plötzlichen Eingebung gedrängt, stellte sie noch einige Möbel um. Erinnerungen sollten ausgelöscht, Vergangenheit vergessen werden. Drüben lag Leibwäsche für Markus. Ein dicker Hausrock hing am Türhaken. Der Winter stand vor der Tür. Man mußte sich warm halten. Auch still wurde es dann. Man rückte im Hause näher zusammen. Sie und Markus würden viel allein sein. Ein neues Leben begann! Sie spürte das Klopfen ihres Herzens am Halse. Dann hob sie selbstvergessen die Arme und streckte sich. Leben! Noch einmal das Leben haben! Es überlief sie heiß. Erwartung schwoll zu drängender Ungeduld. Dann sah sie nach der Uhr. Bald — bald kam die Otti. Sie freute sich! Gewiß freute sie sich! Es war ja eine Ewigkeit, seit sie ihr Kind nicht mehr gesehen hatte. Aber — nun legte sich ihr auf einmal etwas auf die Brust. Was war ihr nur? Konnte sie sich denn nicht restlos freuen, daß die Otti kam? Und sie hatte auf einmal einen Zwiespalt in sich. Es beklemmte sie etwas. Sie sträubte sich und wurde doch nicht Herr darüber. Aber zu Markus sagte sie: „Ich bin neugierig, was du zu Otti sagen wirst.“

Er erwiderte sorglos: „Ich bin neugierig.“ Nebenbei dachte er, es wäre auch ohne weiteren Zustoß ganz gemütlich gewesen. Und dann fiel ihm ein, ob die Stieftochter Frau Sixta oder ihrem Vater ähnlich sehen werde? Von Rotmund hatte ein Bild in der Schlafstube gestanden. Es war jetzt entfernt.

Frau Sixtas Blick lag auf ihm. Wie jung und schlank er war! And in vielem verschieden von den Männern hier herum! Die Otti würde erstaunt sein, sich ihn nicht so vorgestellt haben! Die Otti — hm! Ein Seufzer entschlüpfte ihr.

Aber der Abend kam. Es war schon sehr herbstlich. Die Sonne schien nicht mehr heiß,

doch ihr Schein war von einer unerhörten Klarheit. Wo sie sank, war der Himmel eine Weile fast golden. Die Schneeberge, die im Süden die Hochebene von Bergmatten abschlossen, schienen ferner gerückt, ihre Ränder hoben sich mit einer sanften, aber messerschnittfeinen Schärfe vom Himmel ab. Die Stunde fiel ein, da im Rotgold des Himmels die Silberblüten der ersten Sterne aufbrechen. Der Wind setzte aus. Die Stille war so groß, daß man das Sirren jeder Schwalbe hören konnte, die, auf dem Weg nach Süden begriffen, sich ein paarmal durch die Luft warf und vorüberschoß. Hie und da ertönten Menschenstimmen an einer Lehne. Auch verlorene Herdenglocken wurden zuweilen hörbar. Am Ballmott schmolz das letzte Abendglühen zum Gipfel empor.

Markus hatte noch nach Sperber, dem Pferd, gesehen, auf dem er einen weiten Ritt gehabt und für das er mit Hingebung sorgte. Als er vom Stalle gegen das Haus zu schritt, trat ihm aus der Tür Frau Sixta entgegen. Sie war barhaupt. Tiefe Erregung nahm ihrem Gesicht die Farbe. Sie hatte ein Tuch um die Schultern geschlungen und hielt es mit der Linken vor der Brust zusammen. „Ich will der Otti entgegengehen," sprach sie Markus an. „Kommst du mit?"

Ihre innere Unruhe war von Stund' zu Stunde gewachsen. Plötzlich hatte sie sich entschlossen, das große Ereignis des Abends zu beschleunigen. Nun trieb sie ein unbewußtes, dunkles Empfinden, Markus inzwischen nicht von ihrer Seite zu lassen, als könnte noch in letzter Stunde etwas zwischen sie treten, und der unklare Wunsch erfüllte sie, das Zusammentreffen zwischen Ottilie, Markus und ihr selbst den Augen der Gaffer im Hause zu entrücken.

„Natürlich komme ich," antwortete Markus und trat neben sie.

Sie legte ihren Arm in den seinen. Mit erhobenem Kopf, immer noch mehr Herrin als Geliebte, ging sie neben ihm. Sie gab kein Schauspiel. Es drängte sie, des Markus Hand zu nehmen, ihm zu sagen: ‚Denkst du auch daran, daß morgen unser großer Tag ist?' ihm sich anzuschmiegen, aber sie hielt sich fest im Zaum. „Nun wird die Otti schon ganz heiß sein vor Freude," sagte sie im Dahinschreiten. „Ich hätte nicht geglaubt, daß sie noch so sehr an der Heimat hängen würde. Sie war doch schon so lange fort. Aber das ist mit uns wie mit den Sträuchern, die hier wachsen. Mit den Wurzeln saugt man das Salz dieser Erde ein."

Markus nickte. Er sah in den Abend hinaus. Die Berge traten mit Schneefeldern und Felsenzacken immer mehr, immer schärfer aus dem Himmel heraus. Es war kein Wunder, wenn man an diese Welt festwuchs. Er selbst war hier daheim geworden, und er empfand heute abend mit besonderer Stärke, daß er die neue Heimat Frau Sixta verdankte. Auch an ihr schien ihm etwas von der Klarheit und Kraft dieser Berge zu sein. Frei und herzlich begegnete er mit den Augen ihrem dunkeln Blick. Die Befriedigung darüber, daß er sie an seiner Seite hatte, war so groß, daß er kaum an den Zweck ihres Ganges und die Stieftochter dachte. Einmal nur schien ihm, als dränge eine frohe Ungeduld sie vorwärts, und er war bereit, ihre Freude fröhlich zu teilen.

Während sie sich vom Hause entfernten, stand die Anna, die Kellnerin, unter der Wirtsstubentür und schaute ihnen nach. Groll, Neid, Neugier und Spannung lagen ihr im Gemüt.

Drüben am Alpenausgang war Pankraz, der Hirt, neben andern Knechten beschäftigt, das noch im Freien grasende Vieh zu melken.

Frau Sixta ließ des Markus Arm los und trat zu dem Alten. „Gibt es wohl aus?" fragte sie freundlich.

„Nicht schlecht," antwortete er ihr. Er sah sie stehen, reif, stattlich, den Körper geschwellt von der Kraft ihrer Jahre und neu ausbrechender Jugendlichkeit. Und er sah den schlanken, unbäurischen Mann neben ihr. Es fiel ihm ein, daß sie auf die Otti warteten, von deren Ankunft heute schon das ganze Haus gesprochen. Seltsame Dinge schienen ihm zu geschehen. Auf seiner Stirn lag es wie Bedenklichkeit.

Da ertönte Peitschenknall.

Frau Sixta zuckte zusammen. Flüchtig brannte ein Blutfleck auf ihrer Wange. In der Erregung des Augenblicks vergaß sie Markus und eilte über die Straße. „Das ist sie," rief sie.

Markus gewahrte ihre Eile. Es lag ihm auf der Zunge, ihr fröhlich nachzurufen: „He, nimm mich mit; ich bin auch noch da." Aber er tat es nicht und folgte ihr nur lächelnd.

Pankraz ergriff die Zicken der Kuh wieder, unter der er saß. Über seinem Geschäfte aber lauschte er nach der Straße hinüber. Er wendete aber den Kopf nicht. Die Menschen mußten ihr Leben leben, dachte er, er konnte es nicht ändern.

Am Ende der Paßebene tauchte jetzt das mit zwei Pferden bespannte Wägelchen auf, auf dessen Gepäckbrett der Koffer der Ottilie Rotmund festgeschnallt war. Frau Sixta hatte geschrieben, die Tochter möge alles Entbehrliche im Kloster lassen, da sie ja in kurzer Zeit wieder dahin zurückkehren werde. Aber der Koffer war schwer und so voll, daß der

dicke Klosterknecht sich hatte darauf setzen müssen, damit das Schloß hatte zugemacht werden können. Und die Otti hatte nichts zurückgelassen. Ihr Herz klopfte ein wenig, wenn sie jetzt an ihren Ungehorsam dachte. Nicht sowohl, weil sie Schelte fürchtete, als weil sie dachte, es würde ihr vielleicht nichts helfen, ihre ganzen Habseligkeiten mitgeschleppt zu haben. Ihres Bleibens daheim würde vielleicht doch nicht sein. Und doch hatte sie auf dem ganzen Weg schon nur mühsam ein Jauchzen unterdrückt. Was war das allein schon für eine Fahrt gewesen?! Höher, immer höher ins Gebirg hinein! Sie kannte den Knecht auf dem Bocke nicht. Er war bei ihrem Weggang noch nicht in Frau Sixtas Diensten gewesen. Aber sie war froh, daß sie nicht reden mußte. Sie saß ganz in die Polster einer Wagenecke gedrückt und ließ die Wunder der Heimat über sich kommen. Mit scheuen, großen Augen schaute sie an den Felswänden empor, die immer näher an die Straße herantraten. In ihrer Erinnerung lebten nur nebelhafte Umrisse. Die Einzelheiten erlebte sie alle neu und mit einer Eindringlichkeit ohnegleichen. Ihr schmales Gesicht war blaß vor innerer Ergriffenheit. Jeder Wasserfall, der neben der Straße stob, jede Wolke, die hinter einem Gipfel hing und im Abendlicht ins Glimmen kam, der Schnee, der weiß und nah in den hohen Schrunden lag und die glührote Steinnelke, die an den Geröllhalden wuchs, waren ihr wie eine Entdeckung.

Und schon erfaßte sie die Spannung, daß jetzt die Paßhöhe sich auftun, der stille, dunkle See erscheinen müsse, mit der Umzäunung von Stein und Firn, und das starke, festungsähnliche Wirtshaus, die Herden der Mutter, der alte, weißbärtige Pankraz und Frau Sixta selbst, die sie, Otti, seltsamerweise so lange ferngehalten, obschon sie früher Tag und Nacht beisammen gewesen.

Noch saß die Otti so und schaute und spintisierte, da spürte sie, daß die Pferde in raschere Gangart verfielen. Der Knecht knallte mit der Peitsche, um schon von weitem dem Gasthause die Ankunft anzuzeigen. Unwillkürlich hob sie sich aus der Tiefe ihres Sitzes und sah sich nach ihren Habseligkeiten um. Lag auch alles zum Aufgreifen bereit?

Dann erblickte sie, scharf von der freien Klarheit des Abends sich abhebend, wo die Straße die letzte Kurve beschrieb, zwei Gestalten. Sie erkannte die Mutter auf den ersten Blick. Noch ganz dieselbe, groß, aufrecht, ernst! Und — und neben ihr — die Otti erschrak ein wenig, fühlte sich befangen und war ungewiß, wie sie sich benehmen sollte. Das mußte der Mann sein, der — sie hatte ihn ganz vergessen gehabt und daß sie eigentlich zu einer Hochzeit kam.

Aber dann stand sie, am Kutscherbock sich haltend, auf und winkte erregt mit dem Taschentuch.

Die Mutter winkte mit der Hand entgegen. Auch der Mann zog den Hut und schwang ihn.

Die Tränen traten der Otti in die Augen. Es drang so viel Neues auf einmal auf sie ein. Aber schon machte sie sich fertig, aus dem Wagen zu springen, während dieser in wenigen Augenblicken Frau Sixta und Markus erreichte.

Markus sah, daß der beiden Frauen Freude hoch aufschlug, daß sie in diesem Augenblick an nichts anders dachten als an das Glück, einander jetzt wieder zu haben. Da trieb es ihn, daß er im Bestreben, ihr Fest des Wiedersehens mitzufeiern, ein Jauchzen ausstieß. Er war sonst stumm, kein Jodler wie die Hirten der Wirtin, aber er versuchte gutmütig, es denen gleichzutun.

Frau Sixta hörte es. Sie reichte ihm lächelnd die Hand, während die Otti erstaunt und ein wenig belustigt war über die Unbeholfenheit der Freudebezeugung. Dann flog das junge Mädchen in einem Sprung der Mutter an den Hals.

Frau Sixta stand fest. Sie hatte keine Mühe, das kleine Ding zu halten. Sie umfingen sich mit den Armen.

„Ich bin so froh," sagte die Otti schluchzend.

Aber Frau Sixta dachte an Markus und war ungeduldig, ihn vorzustellen. Und doch hatte noch etwas anderes Raum in ihrer Seele. Warum weinte die Otti? War es nicht wie eine unausgesprochene, vorwurfsvolle Frage: ‚Warum hast du mich so lange ferngehalten?' Und wie die andere: ‚Mutter, warum gehörst du nicht mehr mir allein?'

Frau Sixta empfand beschämt, daß sie in letzter Zeit, was sie sonst nie getan, zu viel an sich selbst gedacht hatte. Eine leise Unsicherheit bebte in ihr. Aber dann überwältigte sie wieder die Freude, daß sie Markus gefunden und löschte alle Bedenken aus. Sie streckte ihm die Hand hin und zog ihn heran. „Das ist Markus Graf," sagte sie. Sie brachte das andere noch nicht heraus, was sie sagen wollte, daß Markus Ottiliens neuer Vater sei.

Die Otti sah auf. Sie hatte gar nicht mehr auf Markus geachtet. Aber sie war glücklich. Die Mutter war noch die alte! Sie fühlte, wie bewegt sie war. Und nun liebte sie den Mann da, weil die Mutter ihn liebte. Sie nahm ihn mit kindlich arglosem Sinn hin

wie und als was man ihn ihr bot, lächelte ihn an und war bereit, ihn zu umarmen, falls der Augenblick danach sein sollte.

Aber Markus war plötzlich ein wenig steif. Er gab sich zwar ehrlich Mühe zu sprechen, wie er sich vorhin mit Jauchzen Mühe gegeben hatte. „Das ist schön," sagte er; aber die Worte klangen ihm selber fremd. Er konnte sich in diese Dritte in seinem Bunde mit Frau Sixta noch nicht finden. Er umfing jedoch Ottiliens Erscheinung mit seinen Blicken. Wie zierlich sie war, dachte er. Wie dunkel und schwer ihr Haar, ganz wie das der Frau Sixta! Und wie schmal und fein das Gesicht! Eine leise Teilnahme blühte auf.

Da fiel Frau Sixta ein, daß die beiden sich eigentlich einen zärtlicheren Willkomm bieten sollten. Sie hatte es auf der Zunge zu sagen: ‚Küßt euch doch.' Aber plötzlich versagte etwas in ihr, und sie sprach das Wort nicht. Dafür legte sie selbst den Arm um Ottiliens Hüfte, steckte den andern durch den des Markus und indem sie den Knecht mit dem Gefährt vorausfahren hieß, sagte sie zu den andern: „Kommt, laßt uns die paar Schritte zu Fuß gehen."

So bildeten sie nun eine Reihe, schritten aus und hielten Einzug auf dem Brückegut. Frau Sixta fühlte den Höhenwind, der ihr entgegenstrich, und sie wuchs in seinem kühlen Hauch. Ihre Brust dehnte sich. Aber auch das Herz war ihr befreit und verspendete Liebe nach beiden Seiten. Es war ihr, als sei ein gefürchteter Augenblick auf einmal überwunden. Die Otti war da; es schien gar nicht nötig, daß sie bald wieder ging. Es war, als hätten Gründe keine Gültigkeit mehr, die vorher wichtig geschienen hatten. Ottis ganzes Wesen verriet, wie sie sich heimgesehnt hatte. Nun, warum sollte sie nicht eine Weile bleiben? Zuletzt würde sie wohl selbst sich das stille Kloster wieder wünschen. Und Markus! Was für ein ehrlicher, gutwilliger Mensch er war, sichtlich bestrebt, dem Mädchen väterlich freundlich zu begegnen, und doch naturgemäß ihr noch fremd und sie noch sich fern empfindend. Alles klar! Alles ganz in Ordnung! Sie, Frau Sixta, hatte etwas recht Fröhliches sagen oder irgend jemand etwas zuliebe tun mögen. So vergnügt und zufrieden war ihr zumut. Sie sprach auch mehr als je ihre Art gewesen. Zu Otti, sie werde gewiß manches verändert finden, sie solle aber wissen, daß sie nun erwachsen sei und ein wenig mitwünschen und mitregieren dürfe. Und zu Markus: sei nicht die Tochter groß und selbständig geworden? Merke man ihr, Frau Sixta, nicht das Alter an, wenn so die Jugend neben ihr gehe? Und wieder zu Otti: Was sie denn gedacht habe, daß ihre Mutter ihr noch einen Vater gebe? Und ja, ja, morgen werde ein bedeutsamer Tag für sie alle sein. Und zu Markus zuletzt: Sie müßten nun gemeinsam das Kleine, das Schwarzköpflein da betreuen! Dazwischen preßte sie die Otti eng an sich und drückte des Markus Arm, suchte Ottis Augen und Markus' Blick und entzündete an ihrer eigenen frohen Erregung die Freude der andern.

Diese hatten nicht ganz Zeit, alle ihre Fragen zu beantworten, aber sie waren bestrebt, sie die Antwort in ihren frohen Mienen lesen zu lassen. Sie nickten und gaben dann und wann einen Händedruck eifrig zurück. Eitel Zustimmung erfüllte sie. Ganz versteckt nur und uneingestanden flackerte manchmal in der Seele der Otti der Verdacht auf, ob nicht etwelche Hast an Frau Sixta sei, und es schien ihr, es sei am Bilde der Mutter, an dem kein Makel gewesen, vor dem sie manchmal mit einer Art Andacht gestanden, ein kleiner Schatten bemerkbar, irgend etwas, was man nicht bezeichnen konnte, ja selbst etwas so Unwirkliches und schwer Faßbares, daß es ihr gleich wieder verflog, als ob es nicht gewesen.

*

Pankraz wurde auf dem Wege zum Hause begrüßt. Er stand mantelumschlungen, auf seinen Stock gestützt drüben in der Matte. Man konnte nicht an ihm vorübergehen.

„Da ist Pankraz," sagte die Otti. „Sein Bart ist jetzt wie Silber."

Damit trat sie auf den Alten zu und streckte ihm die Hand hin.

Er nahm den Hut ab. Der weiße Haarkranz umgab wie Schnee sein erdbraunes Gesicht. Er hatte keine knechtische Art. Zu lange schon hatte er hier oben gedient und zu wohl wußte er mit allem Bescheid, als daß er sich bückte und sein Dienstmanntum fühlte. Auch war er eigener Wünsche ledig und auch äußerlich — er hatte sich ein gutes Stück Geld erspart — so unabhängig, daß er bei Frau Sixta mehr als ein Freund und Berater und auch beim Gesinde als ein Mann von Achtung galt. So begrüßte er die Otti mit einer ruhigen Würde. Seine Augen musterten sie, während er ihr die Hand reichte. Nun war die auch schon erwachsen, dachte er, erwachsen und fein hübsch geworden. Der Mutter reichte sie freilich nicht das Wasser.

Darauf glitt sein Blick über das Mädchen hinaus und traf auf Markus. Warum störte ihn der Mann auf einmal? Warum sah er irgendwo einen Schatten? Und war doch keiner! Er zwang sich und sagte zu Frau

Sixta: „Das Kind ist erwachsen, Frau. Ihr werdet froh sein, es wieder einmal zu haben."

Als er es gesagt hatte, löste sich die Hemmung in seinem Innern. Die Frau da hatte immer ihren Weg gewußt. Da brauchten andere nicht zu sorgen.

Frau Sixta nickte ihm zu und ging mit den beiden andern weiter.

Pankraz schaute ihr nach. Sie mußte es wissen, wiederholte er vor sich selbst.

Die drei näherten sich dem Wirtshause. Immer neue Dienstleute liefen ihnen in den Weg. Es gab immer neue Aufenthalte und Begrüßungen.

In der Gaststube hatten neben einer Anzahl fremder Reisender auch ein paar Leute aus Bergmatten und Viehhändler aus Bünden gesessen, die Frau Sixta seit langem kannten. Die traten jetzt, von der Kellnerin über die Ankunft der drei verständigt, vor das Haus. Es ging an ein Gratulieren und Danken, an ein Reden und Staunen und heimliches Forschen. Der eine sah die Otti und daß sie verdammt hübsch war. Der andere beachtete mehr Frau Sixta, die Witwe und Braut. Wie sie sich gab und hielt! Und sappermentsstattlich war! Ein dritter, der Markus noch nicht kannte, starrte den an und dachte, daß er einen Schick mache. Nicht jeder könne so hereinsitzen.

Die Kellnerin Anna gab der Otti die Hand. Aber das Herz war nicht dabei. Sie war wirr im Kopf; sie konnte nicht in des Markus Nähe sein, ohne daß sich in ihrem Innern das Unterste zu oberst kehrte. War es wirklich, daß der morgen Hochzeit hielt? Und hatte sie, die Jüngere, die doch auch keine Vogelscheuche war, ganz übersehen.

Endlich gelangten die drei in den oberen Stock und in die Eckzimmer, wo Frau Sixtas neue Zweibettenstube und daneben der Otti Kammer lagen. Von morgen an sollte da auch Markus wohnen! Jetzt verhielt er den Schritt und sagte zu den Frauen: „Ihr werdet noch vieles einander zu sagen haben nach so langer Zeit." Er war in diesem Augenblick dessen ganz bewußt, daß er morgen nicht umkehren würde. Es erregte ihn nicht. Ein ruhiger Wille zu nehmen, was war, und zu erwarten, was kommen wollte, erfüllte ihn. Frau Sixta war ihm vertraut wie ein Kamerad. Und die Otti? Er mochte der Mutter gönnen, daß sie das feine Ding, die Tochter, wieder hatte. Und er schüttelte beiden Frauen die Hände.

„Bis nachher, bei Tische," sagte Frau Sixta.

Aber er erwiderte, es gebe, wie sie wisse, noch so viel von dem am Nachmittag eingetroffenen Säumertransport abzuladen, umzupacken und für die Weitersendung bereitzustellen, daß er des morgigen Festtages wegen gehörig dahinter sein müsse und lieber nur im Vorbeigehen zu ihm gelegener Zeit aus der Küche sich einen Imbiß holen werde.

Frau Sixta drängte ihn nicht. Sie hatte mit sich selbst noch viel zu tun an diesem letzten Abend. Es war ihr nicht unlieb allein zu sein. Vielleicht, dachte sie, ging es ihm ähnlich. Und vielleicht, überlegte sie weiter, wollte er sie auch mit Ottilie noch allein lassen, sie beide, die sich nahe gewesen, noch ehe er gekommen war. Und sie rühmte ihn vor sich selbst darum.

Auch die Otti fand nichts Besonderes an seinem Weggehen. Sie hatte so viel Neues zu sehen und Altbekanntes wiederzufinden, daß sie nicht Zeit gewann, lange an Markus zu denken.

So begab sich dieser zu den Stallgebäuden hinüber. Zwanzig Pferdetraglasten von Waren lagen da, Säcke, Kisten, Fässer, Häute. Ein Schreiber hielt in der Hand die Listen und nahm den Bestand auf, während Arbeiter mit dem Umbinden einzelner Ballen, dem Vernageln von Kisten und dem Neuverschnüren von Säcken beschäftigt waren. Markus betrat die Ställe und bestimmte die Pferde, die morgen die Weiterreise nach Welschland antreten sollten. Dann überwachte er die Zusammenstellung der Einzellasten. Die Arbeit nahm ihn vollkommen in Anspruch. Es war nichts Mächtigeres in ihm, das ihn herausgerissen hätte. Manchmal nur flitzte ein Gedanke zu Frau Sixta und der Tatsache, daß morgen Hochzeit war. Auch das schmale Gesicht der Otti tauchte dann und wann aus dem Leeren auf. Sie war merkwürdig zart und gebrechlich, dachte er, man sollte sie eigentlich nicht immer in fremden Händen lassen. Er begriff Frau Sixta nicht ganz, daß sie die Tochter wieder fortgeben wollte, und nahm sich vor, ihr gelegentlich zum Gegenteil zu raten. Aber er vergaß alles wieder über der Arbeit.

Die Knechte nahmen ihn schon ganz als den Herrn, der er morgen werden wollte. Er spürte die wachsende Verantwortung. Und er nahm sich kaum Zeit, sich aus der Küche ein Abendbrot zu holen. Darüber wurde er gründlich müde. Auch spät wurde es. Er dachte an die Frauen. Die Otti war sicher schon schlafen gegangen. Und Frau Sixta? Er mußte noch hinüber zu ihr! Natürlich! Aber — ach, sie hatte ja noch hunderterlei Pflichten! Und er war müde und von der Arbeit unsauber und — und —

Er ging nach seiner Kammer und setzte sich aufs Bett. Sein Herz drängte ihn nicht. Aber die Augen fielen ihm mehrmals zu.



*Siegfried*
*Bildwerk von Prof. Ernst Seeger*



Fast unbewußt entledigte er sich seiner Kleider und warf sich aufs Bett. Dumpf kam ihm noch einmal der Gedanke, daß er sich zum letztenmal hier auf das Lager strecke. Die Erscheinung Frau Sixtas tauchte auf und zerfloß. Er schlief ein.

Frau Sixta hatte die Otti auspacken und einräumen geheißen. Dann war auch sie ihren Pflichten nachgegangen, deren sie nicht minder denn Markus hatte. Sie machte im Hause die Runde. Sie trat in die Kellerräume, in denen ein alter Küfer zum Rechten sah, in die Küche, wo sie den drei Mägden die letzten Weisungen für das Festessen des andern Tages gab, und stieg in die Fremdenstubenstockwerke, die mit Gästen zur Hälfte gefüllt waren. In den Trinkstuben sah sie nach den Besuchern, die im Vorbeigehen eine Erfrischung nahmen, und im großen Eßzimmer unterhielt sie sich mit dem und jenem der Speisenden, die für die Nacht im Wirtshaus abgestiegen. Einige Überwindung kostete sie der Eintritt in den Raum der Stammgäste, wo die Anna ihres Amtes waltete. Hier saßen die Bergmattener und die Leute aus den nächsten Ortschaften, lauter Menschen, die ihr bekannt waren und sie kannten. Sie scheute sich vor anzüglichen Reden, vor zudringlichen Blicken. Sie fürchtete die Meinung der Leute nicht. Sie wußte auch, daß allzufreier Scherz sich nicht an sie wagte. Aber die gewohnte Sicherheit verließ sie einen Augenblick. Sie fühlte, daß sie das Außergewöhnliche zu tun im Begriffe stand. Und sie war eine Sekunde lang beklommen, weil sie noch nicht wußte, wessen sie sich darob von den Menschen zu versehen hatte. Merken ließ sie sich nichts. Auch ging die leise Schwäche sogleich vorbei. Zwei Dinge waren brennender in ihr, die Erwartung des kommenden Tages und der Gedanke an Markus. Morgen, sagte unablässig etwas in ihr. Und ihr Herz war ungeduldig wie es nie gewesen war. Sie hatte Xaver Rotmund genommen, weil man sie überredet, fast gezwungen hatte. Sie war jung und unwissend gewesen, wie es jetzt die Otti war. Den Markus liebte sie. Sie fühlte mit jedem Augenblicke mehr, daß sie sich an den art- und stammfremden Menschen verloren hatte und mit jeder Stunde fast noch mehr verlor. Und sie bangte schon um ihn, noch ehe sie ihn besaß. Ihr Herz war auf steter Wacht. Sie fühlte, daß ihr die öffentliche Meinung wichtig war, nach der sie sonst nie gefragt hatte. Jetzt erinnerte sie sich, daß sie gestern von der Anna erfahren, der Talammann Furrer habe sich abfällig über ihre Heirat geäußert. Dann fiel es ihr plötzlich wieder aufs Herz, daß die Otti heimgekehrt war, als liege darin irgendeine unbestimmte Gefahr. Und sogleich quälte sie sich mit Selbstvorwürfen und sagte sich, daß sie für ihr Kind nicht die frühere ruhevolle Liebe, Geduld und Teilnahme hätte. Immer wieder aber lauschte sie nach Markus aus. Jedes Fenster zog sie an, daß sie hintrete und nach ihm Ausblick halte. Mehr als einmal stand sie im Begriff, ihn wieder aufzusuchen. Nur das Gefühl, daß sie sich etwas vergebe, hielt sie zurück. Als sie schon spät am Tage bei der Otti saß, die früh zu Bett gegangen war, fiel es ihr schwer aufs Herz, daß Markus nicht kam. Es war doch Feierabendzeit! Aber noch während sie das würgte, erwachte ihre Liebe zu der Tochter und die Furcht, sie vernachlässigt zu haben. Sie beugte sich über das Bett und legte den Kopf neben den der Otti auf das Kissen, wie sie früher dem Kinde getan. „Nicht wahr," sagte sie, „ich habe dich noch gar nicht daheim gemacht?"

Die Otti rückte dicht zu ihr und legte ihren Arm um sie. So sei sie freilich daheim, flüsterte sie, noch betäubt von allem Neuen.

„Es liegt vieles auf mir," fuhr Frau Sixta mit unterdrückter Erregung fort. Es war ihr, als müßte sie der Tochter vieles sagen und erklären. Hundert Dinge wollten ihr auf die Lippen.

„Natürlich," bestätigte Otti und hielt die Mutter vollständig entschuldigt. Da spürte sie, wie Frau Sixtas Körper von heftiger Bewegung durchzittert wurde. Sie hatte sie nie schwach gesehen und war wie alle, die mit ihr lebten, gewöhnt, in ihr die aufrechte Säule zu sehen, auf der das Haus stand. Wieder ergriff sie ein leises Befremden und schob sich etwas Trennendes zwischen sie und die Mutter.

Frau Sixta spürte das instinktiv. Vielleicht war nur ein Händedruck Ottiliens schwächer geworden. Wieder drängten Worte zum Ausdruck. Es war doch wohl die Stunde, der Tochter von Markus zu sprechen und ihr zu sagen, wie alles gekommen sei. Aber Brust und Hals waren ihr wie zugeschnürt. Sie konnte nicht reden; es war ihr, als müßte sie sich demütigen, wenn sie sprach. Alles, was sich der Not ihres Innern entrang, war, daß sie sagte: „Du mußt Markus Graf gut werden, Otti. Er verdient es."

Ebenso rasch aber brach sie wieder ab. War das nicht töricht, was sie sagte? Verteidigte sie nicht Markus, als ob er es nötig habe, verteidigt zu werden?

Während sie sich jedoch noch umschlungen hielten und beide empfanden, daß Dinge zwischen ihnen unerklärt blieben, gewann ihre Liebe zueinander neue Gewalt und umklammerten sie sich fester wie aus Angst, sich zu verlieren.

Erst nach einer Weile machte Frau Sixta sich los und küßte die Tochter. „Nun mußt du schlafen,“ sagte sie. „Du hast eine lange Reise gehabt und wirst müde sein. Auch ist ja morgen ein strenger Tag.“

Otti hielt ihre Hand in ihren beiden fest. „Ich wünsche dir auch noch Glück, Mutter,“ sagte sie plötzlich. Ohne unglücklich zu sein, nur aus einer Art Verlorenheit heraus, schluchzte sie auf.

Frau Sixta richtete sich auf. Sie nahm sich gewaltig zusammen. Sie strich der Otti über die Stirn. „Bis morgen,“ sagte sie und ging aus dem Zimmer. Sie war nicht zufrieden mit sich, als sei sie vor einer Pflicht geflohen.

Die Otti staunte eine Weile noch in die Luft. Heimkehrfreude, Liebe zur Mutter, Verwirrtheit ob all des Neuen machten ihr die Gedanken unklar und den Kopf müde. Bald aber übermannte sie der Schlaf.

Frau Sixta trug in ihrem stärkeren Herzen den heftigeren Sturm. Warum kam Markus nicht mehr? War das die rechte Liebe, fragte sie sich. Dann beruhigte sie sich, indem sie sich selbst zusprach, daß nur Bescheidenheit Markus zurückhalte, daß das so seine Art sei, sich nicht aufzudrängen. Aber die Vergangenheit stand auf. Erlittenes und Erlebtes gewannen wieder Gestalt. Dann bohrten die Gedanken in die Zukunft. Die späte Leidenschaft, die sie erfaßt hatte, regte sich stärker als je vorher. Dazwischen mußte sie an Otti denken und was sie eben mit ihr erlebt. Selbst allerlei Alltagssorgen meldeten sich mit ihren nüchternen Stimmen in all dem Wirrwarr. Es sauste und brauste in ihr. In einer Art Trotz warf sie sich endlich aufs Bett. Aber erst gegen Morgen unterlag sie der Ermüdung und verfiel in einen qualvoll unruhigen Schlummer, von dem sie in der Dämmerung des neuen Tages unerquickt, aber durch den jähen Gedanken aufgeschreckt erwachte, daß der Hochzeitstag angebrochen sei.

Sie erhob sich. Und nun war es auf einmal, als falle alle Sorge und jeder Zweifel von ihr. Plötzlich überwand der Gedanke, daß sie heute mit Markus Graf vereinigt, mit ihm ein Ganzes werden sollte, jede andere Erwägung. Wie ein Flutschwall überfiel sie die Gewißheit. Und nichts anderes hatte mehr daneben Raum. Die alte Kraft durchrieselte ihre Glieder. Was sollten die Bedenken? Hatte sie je nach den Leuten gefragt? Und die Otti? Ei, sollte sie nicht ihr Kind zu beglücken vermögen, wenn sie selbst glücklich war? Sie begann sich anzukleiden. Nicht mit überstürzter und ungeduldiger Hast, sondern mit überlegter Sorgfalt, nicht eitel, aber unwillkürlich bedacht, auch äußerlich sich die Würde zu geben, die sie innerlich zurückgewonnen. Eine leise Freude erfüllte sie, als sie ihr schweres Haar aufsteckte und sah, daß in dem dunkeln kein einziger weißer Faden sich zeigte. Der Spiegel sagte ihr, wie weiß und glatt ihre Haut war. Es war ein schönes Gesicht, das sie anschaute. Eine bräutliche Hoffnung blühte in ihr auf. Vielleicht, nein, gewiß geschah es um ihrer selbst willen, daß Markus sie zu sich nahm.

Nun lauschte sie an der Tür des Nebenzimmers. Ottilie regte sich noch nicht. Gut, mochte sie noch schlafen! Ohne Hilfe legte sie ihr schwarzseidenes Hochzeitskleid an, steckte den Kranz ins Haar und den Schleier dazu. Sie wollte bereit sein. Viel Zeit blieb ihr nicht für sich selbst. Und wie sie stets allein gewesen war, mußte sie auch jetzt allein fertig werden. Damals, am Tage des Xaver Rotmund, hatten zwei Freundinnen sie geschmückt. Sie war jung, ganz jung gewesen. Aber seither hatte niemand sich ihrer angenommen. Allein hatte sie entscheiden, allein den Weg finden müssen. Und wie sie das Fest des heutigen Tages allein hatte vorbereiten müssen, so würde sie auch die Zukunft allein bauen und verantworten müssen. Warum aber nicht? Sie fühlte sich stark und froh. Jetzt erst freute sie das Leben.

Plötzlich befiel sie Ungeduld. Markus! Bald mußte er nun kommen! Ob er sie hier oben aufsuchte oder sie unten in der Gaststube erwartete, der Sonderling? Nun, sie konnte ihm ja entgegengehen. Es wurde ohnehin Zeit, daß sie noch an einigen Orten zum Rechten sah. Hm, still würde es unten wohl hergehen! Nicht wie damals, als vor dem Hause die Bergmattener Blechmusik schon am frühesten Morgen dem reichen Rotmund und seiner Frau ein Ständchen gebracht. Die — die Bergmattener waren heute nicht so glückwunscheifrig.

Der Kopf fiel ihr steifer in den Nacken. Was tut alles? Markus und die Otti, die zwei genügten! Sie schritt aus der Tür, klopfte im Vorbeigehen an die der Otti und rief ihr zu, daß sie sich nicht verspäten solle. Dann stieg sie, festgerüstet wie sie war, die Treppe hinunter. Mit Befriedigung überzeugte sie sich, daß das Frühstück bereitgestellt war und in der einen Gaststube für das Festessen gedeckt und mit dem Bekränzen der Tische und Wände begonnen wurde. Im Wirtslokal saßen frühausbrechende Gäste. Sie grüßte sie mit einem Nicken ihres umkränzten Kopfes. Die Fremden betrachteten die Wirtin im Brautkranz mit verwunderten Blicken, aber an die strenge, stattliche Frau wagte sich auch jetzt kein Spott.

Die Anna, die Kellnerin, gab sich Mühe, ein glattes Gesicht zu zeigen. Sie war lange im Hause und wurzelte fest. Aber ihr Inneres krampfte sich zusammen. Wurde es nun wahr? Die Meisterin ging noch einmal in die Kirche und mit einem, der ihr selber gefallen hätte? Der Zorn stieg ihr auf. Aber der Respekt vor Frau Sixta dämmte ihn ein. Und nur der Neid blieb. Und die Sucht, von dem, was jetzt geschah, zu reden, hier, hier, dort, hämisch: „Ja, ist es nicht zum Lachen? Ob der einen Schick macht, der Markus? Ob die Frau sich ihn ziehen wird, daß er tanzt, wie sie geigt?"

Frau Sixta trat zu ihr hinter den Schanktisch. Sie wollte ihr das Regiment der Stube für die Zeit ihres Fortseins übergeben, und sie erinnerte sich in diesem Augenblick, wie lange die Anna schon im Hause war. In einer Aufwallung von Freude und Dankbarkeit streckte sie ihr die Hand hin. „Mache deine Sache gut, bis wir zurück sind," sagte sie. „Es ist ein großer Tag für mich. Für dich wird er auch einmal kommen."

Die Anna war verwirrt. Die treue Dienerin, die sie gewesen, regte sich in ihr; aber der Neid krallte sich schärfer in ihr Herz. Sie stotterte etwas von Glück wünschen und schon ihr möglichstes tun. Dann sah sie ganz benommen Frau Sixta nach, die die Stube verließ, und vergaß die hämische Bemerkung, mit welcher sie die Gäste auf die Überreife der Braut hatte hinweisen wollen.

Die Rotmundin trat vor die Haustür. Markus hatte sich noch immer nicht blicken lassen. Ihre Unruhe nach ihm wuchs. Aber der Landauer, den sie für die Fahrt neu hatte herrichten lassen, stand schon vor der Tür. Der Kutscher, derselbe, der die Otti aus dem Tal geholt hatte, fuhr eben noch einmal mit der Wichsbürste den zwei Pferden über die Hufe. Er trug ein Zweiglein künstlicher Myrte auf dem Hut, wie es den Pferden an die Köpfe geheftet war, und er und die Knechte hatten einen Kranz aus Tannenzweigen um das zurückgeschlagene Wagenverdeck gebunden.

„Auf viel Glück dann," sagte der Fuhrmann, als er Frau Sixta erblickte.

Sie dankte ihm mit einem Lächeln. Das Blut trat ihr flüchtig in die Wangen; es war ihr, als liege ein leiser Spott in dem Glückwunsch zur späten Brautschaft. Aber sie blieb in jeder Bewegung die Meisterin, an die Nörgeleien nicht heranreichten. In diesem Augenblick sah sie Markus über den Platz kommen. Frei und mit hellem Gesicht schritt sie ihm entgegen.

Er bot ihr beide Hände. Es war ihm, als verdingte er sich erst jetzt mit rechter Freude bei ihr. Auch er trug Myrte im Knopfloch und steckte in dem neuen, schwarzen Anzug, den sie für ihn bestellt hatte. Die weiße Krawatte sollte die Sonntäglichkeit erhöhen. Auch sein Gemüt war sonntäglich. Er hatte die gute Laune vielleicht ein wenig mit dem Festkleid angezogen, als er nach traumlosem Schlaf erwacht war und ihm zu Bewußtsein kam, daß heute sein Hochzeitstag sei.

Der Tag war nicht allzu sonnig; dazu war es schon zu spät im Jahr, aber der Himmel trug ein sanftes, glutloses Blau, und es lag ein feiner Lichtschein auf den westlichen Tallehnen. Markus hatte beim Erwachen all das mit den Blicken umfangen, und wie immer, seit er in dieser Höhe lebte, war ihm der Atem frei und leicht gegangen. Seine Hand hatte nach der an der Wand hängenden Laute gezuckt. Die Lust zu singen kam einen an in diesem herrlichen Lande. Auch machte einem die Erkenntnis den Sinn leicht, daß man nun unabhängig, ein Herr auf eigener Scholle war. Der Gedanke an Frau Sixta war ihm eigentlich erst nachher gekommen. Dann freilich hatte auch dieser seine Fröhlichkeit eher erhöht als vermindert. Und als er nun Frau Sixta erblickte, ging sein Herz zu ihr auf. Er war ihr dankbar. Er liebte sie herzlich, und sie erreichend, küßte er sie auf den Mund, den sie ihm zum erstenmal bot.

Sie nahm seinen Arm und vergaß in der Freude über seine Herzlichkeit zu fragen, warum er sich gestern nicht mehr habe blicken lassen. „Alles ist schon bereit," sagte sie.

„Sapperment, was für ein nobles Gefährt!" lobte er im Vorbeigehen den wartenden Wagen und grüßte den Kutscher: „Guten Tag, Kamerad! Hast du dich aber schön gemacht!"

Arm in Arm, mit schwingenden Schritten traten sie ins Haus.

Auf der Treppe wartete die Otti. Sie war im Festtaumel, wie Kinder es sind, wenn ungewöhnliche Tage kommen und ihre menschliche Eitelkeit sich am neuen Kleid ergötzt. Ihr Kleid nahm die Otti stark in Anspruch. Die umsichtige Mutter hatte es ihr aufs Bett gelegt. Es war von weißer Seide und schmiegte sich eng um ihre schlanke Gestalt. Sie hatte nie zuvor ein seidenes Kleid besessen, und sie strich manchmal mit fast ehrfürchtiger Scheu über den feinen Stoff. Sie war noch so jung. Sie verlor alle ernsthaften Gedanken über der wichtigen Angelegenheit dieses Kleides. Auch jetzt beim Anblick der Brautleute dachte sie weniger an diese, als daran, was sie als erste zu ihrem Gewande sagen würden.

Es fiel nun freilich kein Wort darüber. Die Mutter prüfte zwar mit einem raschen Blick Schnitt und Wirkung des Kleides und Markus war überrascht von Ottis Erscheinung, ohne sich Rechenschaft zu geben, was ihn an ihr entzückte. Aber keines von beiden sagte ihr etwas, was ihre Eitelkeit befriedigt haben würde.

Frau Sixtas Liebe wallte auf. Sie öffnete die Arme. Da tat auch das Herz der Otti einen Sprung, und sie küßte die Mutter mit leidenschaftlicher Innigkeit. Dann reichte sie Markus zutraulich und vergnügt die Hand. Er gefiel ihr in seinem Feiertagsrock. Sein blasses Gesicht und der sinnende Blick fielen ihr wieder auf und machten ihr Eindruck. Etwas Ungewöhnliches zog sie an, ohne daß sie hätte sagen können, aus was es bestand. Zugleich fühlte sie sich schon viel heimischer mit ihm, und der Gedanke, daß er künftig nahe zu ihrem Leben gehören werde, machte ihr Vergnügen.

Auch Markus empfing sie mit Wohlgefallen gleichsam als Fest- und Lebensgefährtin.

Frau Sixta brannte das Herz. Sie war voll Verlangen, den zwei Menschen da neben ihr alle erdenkliche Liebe anzutun.

Man ging zum Frühstück. Es gab Kuchen zum Kaffee. Auf dem Tisch stand ein Strauß letzter müder Herbstalpenblumen. Knechte und Mägde benutzten die Gelegenheit, um ihre Glückwünsche anzubringen. Eines und das andere brachte ein Geschenk, Hübsches und Törichtes, Brauchbares und Unmögliches, je nach Geschick und Klugheit der Geber. Die Anna ging aufwartend ab und zu.

Die drei fanden untereinander keine Zeit zu Unterhaltung und Selbstbesinnung. Sie tauschten manchmal einen Blick. Die Augen der Otti leuchteten von Festfreude. Auch Markus strahlte von guter Laune. Frau Sixtas Blick war dunkler. Viel Tiefes war darin. Manchmal legte sich eine schwere Feierlichkeit über ihre Züge. Und die Herbheit, die manchmal um ihren Mund lag und die von bitteren Erfahrungen zeugte, war auch jetzt nicht ganz hinweggelöscht.

(Fortsetzung folgt)

## Die Gänse. Von Karl von Berlepsch

Verletzend klingt ihr törichtes Geschrei
Durch Frühlingsluft und sommerliche Stille.
Ihr Gang ist plump, als hinkten sie vorbei
Und schleppten kaum des weißen Leibes Fülle. –

Doch wenn der Herbst die feuchten Wiesen tönt,
Dann scheinen sie voll unruhbangem Leben,
Und ihre Flügel, längst des Flugs entwöhnt,
Versuchen sie vom Boden aufzuheben.

Sie ahnen, daß ein Gott sie göttlich schuf,
Eh' Sklavennot verdorben ihre Schwingen,
Sie hören in der Luft den wilden Ruf
Der freien Schwestern, die den Äther zwingen. –

## Oberlicht. Von Wilhelm Schussen

Ich wachte ohne Licht
Wohl eine halbe Nacht
Und las am Uhrgewicht
Und habe Schwerem nachgedacht.

Ich habe Schweres nur
Gedacht und keinen Weg
Und keiner Hilfe Spur
Gesehen, keinen Steg.

Ich lag und starb schon gar . . .
Und fühlte plötzlich dann,
Wie es so leicht mir war,
Daß ich's nicht sagen kann.

Ich war wohl nicht allein,
Es ging wohl durch die Nacht
Noch irgendwie ein Schein,
Der mich so hell gemacht.

## Allherbstlich. Von Hans Much

Allherbstlich, wenn die Sonne zieht,
Entfließt dem Bronn mir Lied um Lied.

Warum das wohl allherbstlich ist? –
Weißt du den Sinn von Frost und Frist?

Allherbstlich, wenn der Held sich neigt,
Wird innen Sang, was außen schweigt.

# Das Aufwertungsproblem

## Von Prof. Dr. Max J. Wolff

Schwere politische oder kriegerische Erschütterungen haben im Laufe der alten und neuen Geschichte vielfach zu finanziellen Katastrophen geführt, aber unter all den wirtschaftlichen Zusammenbrüchen kommt nicht einer an Umfang und Ausdehnung dem gleich, den wir in den Jahren 1919 bis 1923 erlebt haben. Daß die Währung eines Landes, und noch dazu die eines der ersten Kultur- und Industrieländer auf den billionsten Teil ihres Wertes sinken konnte, ist etwas so Ungeheuerliches und Unerhörtes, daß die Phantasie eines finanziellen Jules Verne nicht ausgereicht hätte, um es auszudenken, ehe es Ereignis wurde.

Finanzkatastrophen von der Furchtbarkeit wie die, die 1720 der geniale Schwindler John Law in Frankreich, die Assignatenwirtschaft der Revolution oder der militärische Zusammenbruch Deutschlands, Österreichs und Rußlands nach dem letzten Krieg herbeiführten, sind erst durch die Schaffung des Papiergeldes möglich geworden, aber gefehlt haben sie auch früher nicht. Nur das Mittel war ein anderes; es bestand nicht in der Ausgabe von Banknoten, denen man eine beliebige Zahl aufdruckte, sondern in der Verschlechterung der Metallmünze. Man fügte den Gold- und Silberstücken unedlere Metalle zu, so daß sie in manchen Fällen bis auf den zehnten Teil ihres angeblichen Wertes herabgesetzt wurden. Schon der weise Solon krönte seine Verfassungs- und Finanzreform mit einer Münzverschlechterung, indem er den Wert der Drachme um 27% verminderte; es geschah in der klaren Erkenntnis, die uns mit Ausnahme der Inflationsgewinnler gefehlt hat,, daß jede Geldentwertung dem Gläubiger Schaden, dem Schuldner Vorteil bringt und daß es nur darauf ankommt, möglichst viel schuldig zu sein, um möglichst viel dabei zu verdienen. Solon verfuhr aber, wie man das von einem der sieben Weisen erwarten kann, ehrlich und korrekt: er nahm seine Geldverschlechterung in aller Öffentlichkeit vor. Das war meistenteils bei seinen Nachfolgern nicht der Fall. Im Gegenteil suchten sie das Publikum darüber zu täuschen, daß der Wertgehalt der Münze nicht mehr der gleiche war, ein Betrug, der sich im Altertum um so leichter durchführen ließ, als die Stücke infolge des schlechten Prägeverfahrens sich an Gewicht sehr unterschieden. Um so größer war dann die Bestürzung und um so verhängnisvoller die wirtschaftliche Wirkung, wenn man bemerkte, daß die Goldmünzen sehr viel Messing enthielten und die Kaiserbilder auf den Denaren infolge des starken Kupferzusatzes prächtige rote Bäckchen erhielten.

Noch Friedrich der Große „finanzierte" den Siebenjährigen Krieg, als die englischen Hilfsgelder knapp wurden und aus dem ausgeplünderten Sachsen nichts mehr herauszuholen war, durch Verschlechterung des preußischen Talers. Die Münzen sind, da der König sie unmittelbar nach dem Krieg einziehen ließ, heute eine große Seltenheit. Das Verfahren Friedrichs wirkte aber beinahe schon als ein Anachronismus, denn unterdessen war das Papiergeld erfunden worden, das natürlich der Geldverschlechterung und der Inflation ganz andere Möglichkeiten bot als die Metallmünze.

Die Wirkungen eines finanziellen Zusammenbruches sind um so verheerender, je inniger ein Land mit anderen durch Verkehr und Handel verflochten ist. Die wachsende Bevölkerung, das Aufblühen der Industrie, die Schnelligkeit und Zunahme der Verbindungen haben die Länder in stärkste Abhängigkeit voneinander gebracht. Wenn das eine Nahrungsmittel und Rohstoffe aus dem Ausland beziehen muß, so das andere Industrieerzeugnisse. Jede Störung in der Währung erschwert diesen Güteraustausch und macht endlich den Bezug von Auslandswaren unmöglich, ohne die die Bevölkerung nicht leben kann. Doch nicht nur nach außen, sondern auch im Innern zieht der Geldentwertungsprozeß weitere Kreise als früher. Der Staat gibt heute nicht nur Papiergeld aus, sondern benutzt seinen Kredit auch zur Aufnahme langfristiger Anleihen. Die Länder, die Provinzen und Kommunen sind dem Reich darin gefolgt, der städtische und ländliche Grundbesitz ist durch Hypotheken und Pfandbriefe mobilisiert, und die Industrie hat Millionenbeträge in Form von Obligationen aufgenommen. Alle diese Effekten wurden in den Strudel der Geldentwertung hineingerissen.

Ein Vermögen bestand in der Zeit vor der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in der Hauptsache in Grundbesitz, in Liegenschaften und Häusern, der mobile Besitz spielte daneben eine untergeordnete Rolle; heute ist es gerade umgekehrt, das Vermögen des modernen Menschen besteht zum größten Teil in Forderungen an öffentlichrechtliche oder private Korporationen. Die Geldentwertung trifft daher heute viel ausgedehntere Kreise, so ziemlich die ganze Schicht der Besitzenden mit Ausnahme derer, die die vielgerühmten Sachgüter in den Händen haben. Diese, ob es sich dabei nun um Privatleute, Grundbesitzer, Industriegesellschaften oder Kommunen und Provinzen handelt, kamen durch die Inflation in die glückliche Lage, ihre Schulden, soweit sie kündbar waren, mit wenigen Pfennigen abzulösen zum Schaden des Gläubigers, der für sein einst hergegebenes Goldgeld ein paar Papierfetzen erhielt, auf denen allerdings dieselbe Zahl in Mark aufgedruckt war, die er früher in gutem Metall gegeben hatte. Schulden, die in der In-

flationszeit nicht fällig wurden oder nicht kündbar waren, konnten zwar nicht zurückgezahlt werden, aber sie entwerteten doch in demselben Ausmaß, und wenn die öffentlichen Anleihen, die Pfandbriefe und andere Effekten, soweit sie an der Börse gehandelt wurden, einen höheren Wert behielten, so geschah es in der Hoffnung, daß die Zeit kommen würde, wo die Gläubiger, sei es nun das Reich, die Einzelstaaten oder die Städte, aus Ehrgefühl oder unter Zwang ihre Schuldverschreibungen besser bezahlen würden als mit einer Rentenmark für die Billion. So konnte sich die Kriegsanleihe, um nur ein Beispiel zu geben, selbst in der schlimmsten Zeit auf etwa 0,08% halten, also 80 Pfennige für nominell tausend Mark, ein lächerlicher Kurs für den, der sie zum Vollwert gezeichnet hatte, aber auf der andern Seite ein sehr hoher Betrag im Vergleich zu dem von dem Reich ausgegebenen Papiergeld.

Der Tiefstand der öffentlichen Anleihen, der Pfandbriefe und Obligationen lockte die Spekulation. Zunächst waren es einzelne im In- und Ausland, die sich sagten, daß bei diesen Kursen zum mindesten nicht viel zu verlieren, möglicherweise aber beträchtlich zu gewinnen sei. Unter dem Einfluß ihrer Käufe begannen die Papiere etwas zu steigen. Man merkte, daß an ihnen etwas zu verdienen war, und dadurch wurden wieder weitere Käuferschichten angelockt. Der Kurs stieg im beschleunigten Tempo. Wenn an der Börse so viel Interesse für diese bisher mißachteten Effekten bestand, so mußte doch mit ihnen etwas los sein! Aber was? Niemand wußte etwas Genaues, aber einer flüsterte dem andern des Rätsels Lösung ins Ohr: sie werden aufgewertet!

Die Aufwertungsbewegung ist nachweislich nicht aus den Kreisen der früheren verarmten Inhaber der Renten, Anleihen, Obligationen usw. hervorgegangen, die sich längst schweigend an den Verlust ihres Vermögens gewöhnt hatten, sondern sie kam erst in Fluß, als sich in den Händen der Spekulation eine solche Menge der entwerteten Effekten angesammelt hatte, daß man eine Vorzugsbehandlung mit Nachdruck fordern konnte. Man wollte sich den erhofften Gewinn nicht entgehen lassen, und um ihn zu sichern, wurden zur Rechtfertigung einer Aufwertung die stärksten moralischen und juristischen Gründe ins Treffen geführt. Es ist selbstverständlich, daß sie von den Altbesitzern willig angenommen wurden, denen sich dadurch plötzlich die Aussicht bot, einen Teil ihres verlorenen Vermögens wiederzuerlangen. Vor allem im Mittelstande machte man sich die Forderung zu eigen, denn für diesen besitzt die Aufwertung neben der materiellen eine sehr erhebliche gesellschaftliche und politische Bedeutung.

Es gab in Deutschland schon vor dem Kriege sehr große Vermögen, aber die Stärke der Nation lag in dem mittleren Bürgertum, in seiner Verbindung von Bildung mit einem bescheidenen Besitz. Wenn man sich überlegt, wie wertvoll dieser Mittelstand für den Staat gewesen ist, so ist man gerade aus diesem Grunde besonders geneigt, den Plänen zuzustimmen, die die Aufwertungsvereine, deren Mitglieder angeblich 10 Millionen betragen, verfolgen. Aber die gesellschaftliche Struktur von ehedem läßt sich dadurch nicht wiederherstellen, daß man den Bedürftigen das in Löffeln zurückgibt, was man ihnen in Scheffeln genommen hat.

Die Agitation für die Aufwertung geht zunächst von der falschen oder übertriebenen Vorstellung aus, daß das ganze Deutschland in zwei große Gruppen zerfalle, in Inflationsgewinnler und Inflationsverlierer, daß der Besitz der einen in die Hand der andern gelangt sei und daß man den reich gewordenen Schiebern nur ihr Geld wegzunehmen brauche, um die alten Eigentümer in den früheren Stand zu setzen. In einzelnen Fällen mögen sich der verarmte Gläubiger und der bereicherte Schuldner so kraß gegenüberstehen. Aber diese Fälle dürfen nicht verallgemeinert werden. Der Besitz hat nicht nur seinen Herrn gewechselt, sondern ist vielfach überhaupt nicht mehr vorhanden; er ist rettungslos in dem Strudel der Inflation untergegangen, ohne daß ein anderer dadurch reicher geworden wäre. Man muß bedenken, daß das Reich und die Einzelstaaten seit Kriegsausbruch, zuerst zwar in sehr bescheidenem, seit 1916 in steigendem Maße und nach der Revolution ausschließlich von der Geldentwertung gelebt haben, daß der Krieg und die darauf folgenden Reparationen zum größten Teil nicht durch Steuern, sondern durch ungedecktes Papiergeld bezahlt wurden. Wenn wir vier Jahre dem Feind widerstehen konnten, wenn allmählich nach Aufhebung der Blockade sich die Mittel zu einer besseren Ernährung fanden, wenn die Beamten in den Jahren der Inflation regelmäßig ihr Gehalt, die Rentner und Zeichner der Kriegsanleihe ihre — später allerdings wertlosen — Zinsen erhielten, so war das nur möglich, weil die Notenpresse immer neue Massen von Papiergeld produzierte. Deutschland, das im Herbst 1923 an der Inflation beinahe zugrunde gegangen wäre, hat auch vier Jahre lang ausschließlich von ihr gelebt, und ebenso haben weite Kreise, die sich jetzt als Opfer der Inflation betrachten, in der schwersten Zeit allein durch sie eine Existenzmöglichkeit gefunden. Man lege sich nur die Frage vor: was wäre geschehen, wenn sich nicht als letzte Nothilfe der unbegrenzte Druck von Papiergeld geboten hätte? Die hungernden Beamten wären aus dem Dienst gelaufen, das Reich hätte seine Zahlungen eingestellt und wäre rettungslos der Auflösung verfallen.

Die Inflation war nach dem Krieg, der Niederlage und dem Umsturz unvermeidlich. Sie hätte sicher nicht diesen Umfang anzunehmen brauchen, wenn die Finanzverwaltung geschickter und der Eigennutz der Inflationsgewinnler weniger habsüchtig gewesen wäre,

aber sei dem, wie ihm wolle, sie war ein notwendiger wirtschaftlicher Prozeß, und es fragt sich nun, ob man einen derartigen wirtschaftlichen Prozeß rückgängig machen kann. Denn das ist es, was die Aufwertungsenthusiasten letzten Endes erstreben.

Das ist eine Utopie. Gewiß war es ein Mißgriff, den Grundsatz „Mark gleich Mark“ für alle Zeit aufrechtzuhalten, durch den das Schicksal aller Schuldforderungen mit dem der versinkenden Währung verbunden wurde. Aber so leicht diese nachträgliche Erkenntnis ist, so schwer wäre es in der Praxis gewesen, den geeigneten Moment zu seiner Preisgabe zu finden. Der Richter, der im Krieg erkannt hätte, daß die um 10—15% entwertete Mark keine Goldmark mehr sei, wäre mit Recht als Landesverräter gebrandmarkt worden. Auch später bestand immer noch die Hoffnung auf Besserung, genau so wie heute in Frankreich, wo man sich auch nicht entschließen kann, dem um 80% entwerteten Franken den Todesstoß zu geben. Erst unter dem Druck der sechsstelligen Zahlen erkannten unsere Gerichte, daß zwischen einer Papier- und einer Goldmark ein Unterschied bestände, aber da war es längst zu spät, da waren die Verheerung und der Vermögensverlust nicht mehr aufzuhalten.

Die Tatsachen lassen sich nicht ungeschehen machen. Bei allem Mitleid mit den kleinen Sparern, die ihr Geld, vielleicht den ganzen Ertrag eines arbeitsreichen Lebens, verloren haben, bei aller Würdigung der Not und des Elends, das die Inflation über Millionen von einst begüterten Familien gebracht hat: vom volkswirtschaftlichen Standpunkt ist die Idee der Aufwertung eine überaus unglückliche Verirrung. Selbst wenn man zugibt, daß es einem inneren Gerechtigkeitsgefühle entspricht, daß nicht der eine durch die Not des Vaterlandes reich, der andere arm geworden ist, so wird gerade dieses Gerechtigkeitsgefühl durch die Aufwertung nur in sehr mangelhafter Weise befriedigt. Weder trifft sie auf der einen Seite die Kriegs- und Nachkriegsgewinnler, die die spekulativen Möglichkeiten dieser kritischen Zeiten am schärfsten ausgenutzt, noch auf der anderen diejenigen, die am meisten verloren haben. Gerade die kleinsten Sparer haben ihre bescheidenen Guthaben von der Sparkasse längst abgehoben aus Angst, sonst alles zu verlieren, und aus demselben Grunde haben auch die bedürftigsten unter den Besitzern von Hypotheken, Pfandbriefen, Industrieobligationen, Staatspapieren ihre Werte entweder verkauft oder haben in eine vorzeitige Rückzahlung gewilligt. Sie alle gehen ihres Anspruches verlustig, denn die Aufwertung kann mit der einen Ausnahme der Hypotheken nur dort eintreten, wo die Forderung noch besteht. Darüber hilft kein soziales Mitleid weg, und wenn das Aufwertungsgesetz alten, verarmten und arbeitsunfähigen Zeichnern der Kriegsanleihe mehr als die geringe vorgeschlagene Abfindung gewähren will, so hat das mit der Aufwertung nichts zu tun, sondern ist eine Armenunterstützung, die sich auch auf andere Weise hätte herbeiführen lassen, ohne sie gerade auf Zeichner von Reichsanleihen zu beschränken, die ihre Stücke noch besitzen.

Überwiegend werden es Leute in besserer Lage sein, die ihre Stücke behalten haben und behalten konnten, also Leute, die auch ohne diesen letzten Notgroschen einen Lebensunterhalt besaßen. Immerhin haben sie die bescheidene Aufbesserung verdient. Das ist aber nicht der Fall mit dem großen Heer der nachträglichen Erwerber, die, selbst wenn sie nicht auf Spekulation gekauft haben, keinen moralischen Anspruch auf Aufwertung besitzen. Das Gesetz will zwar bei den Anleihen einen Unterschied zwischen Alt- und Neubesitz machen, aber wie dieser Unterschied schon bei der Aufwertung der Pfandbriefe aufgegeben werden mußte, so wird es auch bei den anderen Effekten geschehen. Er läßt sich praktisch nicht durchführen, und wenn er doch zum Gesetz erhoben wird, so wird er den beteiligten Stellen unsagbare Arbeit bereiten, ohne daß Betrug und Umgehung der Bestimmung verhindert werden können.

Als zweites und noch wichtigeres Bedenken gegen die Aufwertung ergibt sich die Unsicherheit, die durch sie in das Wirtschaftsleben getragen wird. Es mag unmoralisch gewesen sein, daß die Schuldner im ganzen Deutschen Reich durch die Geldentwertung aller ihrer Verpflichtungen ledig wurden, aber es war doch ein Vorgang, der sich im Rahmen des Gesetzes unter Unterstützung aller richterlichen Instanzen vollzog.. Der dadurch erzielte Gewinn ist längst in die Kalkulation der Betriebe einbezogen und als Grundlage des Wiederaufbaus der Wirtschaft gebucht worden. Das Wiederaufleben dieser erledigten Schulden bringt eine Umgestaltung der Wirtschaftslage mit sich. Kein Betriebsleiter weiß mehr, über welche Substanz er zu verfügen hat. Häuser sind als schuldenfrei veräußert worden, die auf einmal wieder mit einer längst verfallenen Hypothek belastet werden. Selbst das Grundbuch, die Unterlage des gesamten Realbesitzes, bietet keine Sicherheit mehr, und neu eingetragene Hypotheken müssen womöglich an die zweite Stelle rücken zugunsten von solchen, die plötzlich wieder den Vorrang einnehmen. Man kann verstehen, daß die Wirtschaft sich in schärfster Weise gegen die Aufwertung gewehrt hat, und mit Recht weist besonders die Industrie darauf hin, daß der Fortfall ihrer Obligationsschulden längst dutch die Lasten, die sie durch den Dawes-Plan übernehmen muß, ausgeglichen sind. Die Schuldenfreiheit war so ziemlich der einzige Aktivposten, den unsere Wirtschaft, sowie das Reich, die Länder und die Kommunen besaßen: ihm gegenüber steht aber auch eine völlige Entblößung von Betriebsmitteln, von baren Geldern, die heute nur im Ausland zu sehr hohen Zinsen aufgenommen werden können. Daraus ergeben

sich finanzielle Lasten, die eine Aufwertung sehr schwer zu tragen machen.

Die Regierung hat sich diesen Bedenken gewiß nicht verschlossen, aber sie hat es versäumt, der Aufwertungsbewegung zur rechten Zeit ein entschiedenes „Quod non" zuzurufen, im Gegenteil, sie hat sie in der dritten Steuernotverordnung vom Herbst 1923 grundsätzlich als berechtigt anerkannt. Ließ diese auch die Aufwertung nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Fällen eintreten und schloß die öffentlichen Anleihen völlig davon aus, so war doch damit der entscheidende Schritt getan. Aber statt zu befriedigen, erregte die Vorlage nur weitergehende Wünsche. Wollte man in einigen der krassesten Fälle Abhilfe schaffen, so zogen diese automatisch die minder krassen nach sich. Für einen Gläubiger, dem die Aufwertung zugesprochen wurde, sprangen zehn in die Bresche, die sich auf den Vorgang beriefen und sie auch für sich forderten. Wenn man sie heute denen gewährte, deren Besitz auf ein Billionstel entwertet war, so folgten morgen die, denen nur ein Millionstel und übermorgen die, denen nur ein Tausendstel ihrer einstigen Werte verblieben war. Und alle drei Klassen mit dem gleichen moralischen Recht, denn praktisch sind sie alle in gleicher Weise verarmt.

Da das Prinzip der Aufwertung anerkannt war, blieb nichts übrig, als auf dem eingeschlagenen Weg weiterzugehen, zumal da so ziemlich alle Parteien vor den Reichstagswahlen im Dezember sehr weitgehende Verpflichtungen in dieser Beziehung übernommen hatten. Die Regierung mußte nach langem Zögern ein neues Aufwertungsgesetz vorlegen, mochten auch der Reichskanzler und der Finanzminister des neugebildeten Kabinetts grundsätzliche Gegner jeder Aufwertung sein. Die neue Vorlage unterscheidet sich von der ersten in der Hauptsache dadurch, daß auch die öffentlichen Anleihen eine bescheidene Quote erhalten, daß die privaten Forderungen besser bedacht werden und daß die Aufwertung der Hypotheken sogar mit rückwirkender Kraft erfolgt, so daß selbst solche, die schon gelöscht waren, wieder eingetragen werden müssen.

Daß dieses Gesetz, selbst mit den Verbesserungen, die der Reichswirtschaftsrat und der Reichstag hinzugefügt haben, den Forderungen der Aufwertungsfanatiker in keiner Weise entspricht, war vorauszusehen. Sie beachten nicht, daß sich das Problem vom moralischen Standpunkt oder nach dem Gerechtigkeitsgefühl überhaupt nicht lösen läßt, sondern an die wirtschaftlichen Möglichkeiten gebunden ist. Was diese erlauben, ist durch die Vorlage schon reichlich erfüllt. Es sind eben nicht nur Millionen von Privatleuten verarmt, sondern das gesamte Volk. Das Nationalvermögen hat sich seit Kriegsausbruch in Deutschland etwa um die Hälfte vermindert, das jährliche Einkommen des Volkes ist schätzungsweise von 45 Milliarden auf 30 zurückgegangen, während die öffentlichen Lasten von 6 auf 11 Milliarden Mark gestiegen sind. Bei dieser Verschlechterung der Gesamtlage ist an eine Aufwertung in großem Stile gar nicht zu denken. Sie würde dem einzelnen zwar sein sogenanntes „Recht" gewähren, aber die Wirtschaft würde darüber zusammenbrechen, es schwände die letzte Aussicht, die Produktion und den Export wieder auf die Vorkriegszeit zu steigern, es bestände keine Möglichkeit, den Pflichten des Dawes-Planes nachzukommen, dessen recht erhebliche Beträge auch von der Wirtschaft aufgebracht werden müssen und dessen Erfüllung uns zurzeit die einzige Möglichkeit bietet, wenigstens so weit frei zu werden, als ein machtberaubtes Volk frei sein kann. Selbst die unter ungeheuren Opfern herbeigeführte Stabilisierung würde gefährdet durch eine Aufwertung, die dem einzelnen gibt, was sie der Gesamtheit nimmt.

Im einzelnen sind die Bestimmungen des neuen Gesetzes gewiß noch ergänzungsbedürftig, aber im ganzen bietet es das, was eben zurzeit geboten werden kann, gewiß herzlich wenig im Vergleich mit dem, was man aus Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl den Opfern der Inflation gönnen möchte. Der Betrag könnte vielleicht höher ausfallen, wenn die Frage auf eine wirtschaftlich bessere Zukunft vertagt würde. Aber damit wäre keinem der Beteiligten gedient. Die Aufwertungsschuldner müssen und wollen endlich genau wissen, was sie zu zahlen, die Gläubiger, was sie zu bekommen haben. Aber nicht nur in ihrem Interesse, sondern in dem des gesamten Volkes liegt es, daß ein Problem so schnell als möglich erledigt wird, das dauernde Unruhe in unsere Wirtschaft trägt und zu den vielen Gegensätzen, die unser Volk spaltet, einen neuen schafft. Das ist der Hauptgesichtspunkt bei der Regelung dieser Frage. Es kommt weniger darauf an, daß der oder jener ein paar Prozent mehr oder minder erhält, sondern daß die Angelegenheit endgültig verschwindet.

Freilich wird das sehr schwer sein. Auf der einen Seite sind zu weitgehende Ansprüche erregt, auf der andern hat die Regierung schon einmal dem allgemeinen Drängen nachgegeben, so daß die Aufwertungsbedürftigen mit Recht an der Hoffnung festhalten werden, wenn nicht dies Ministerium, so werde das nächste mehr Verständnis für ihre Wünsche zeigen. Ein derartiges Hinziehen wäre aber das Schlimmste, was sich ereignen könnte. Eine Aufwertung, die die Fehler einer falschen Finanzpolitik und einer wirtschaftlichen Katastrophe nachträglich gutzumachen sucht, kann nur Stückwerk bleiben. Das muß jeder der Beteiligten einsehen und er muß dementsprechend seine persönlichen Wünsche zurückstellen. Keine Gesetzesmaßregel kann die alte Wohlhabenheit, weder die des einzelnen noch die der Gesamtheit wieder herstellen, das kann nur fleißige, jahrelange Arbeit, und nur durch sie kann eine wirkliche Aufwertung erfolgen.



# Max Slevogt

## Von Prof. Dr. Fritz Wichert

Mit der Erfindung schneller Verkehrsmittel und der immer größer werdenden Geschwindigkeit der Fortbewegung von Menschen, Gütern und Gedanken hat sich ohne Zweifel auch die Bewegung im Wechsel der künstlerischen Ausdrucksformen ganz bedeutend verschnellert. Es ist fraglich, ob wir heutzutage noch von einem einheitlichen europäischen Kunststil, der alle ergreift und dem sich alle unterwerfen, reden können. Es ist auch fraglich, ob der Impressionismus, wie viele glauben, das Prädikat verdient, die letzte wirkliche Vereinheitlichung der europäischen Anschauung gewesen zu sein. Sicher ist dagegen, daß auf das Allgemeinwerden des Impressionismus in rasender Folge schon mehrere Wellen neuen Kunstwollens einander gefolgt sind und sich zwischen uns und jene großartige Epoche der europäischen Malerei gelegt haben.

Es gibt einen ausgesprochenen Nachimpressionismus. Eine Kunst, die aus dem oft skizzenhaften Vortrag der großen impressionistischen Meister eine neue Heftigkeit der Pinselführung entwickelt hat und die das perlmutterhaft Reiche impressionistischer Flächenbelebung zu aufgeregten Farbenkatastrophen zu steigern versucht. Farbenorgien, aus denen man schon Jahre vor dem Kriege den herannahenden schrecklichen Zu-



Landschaft. Gemälde. München, Sammlung Scharff



Aus der Reihe von Radierungen zur „Zauberflöte". (Verlag von Paul Cassirer, Berlin)

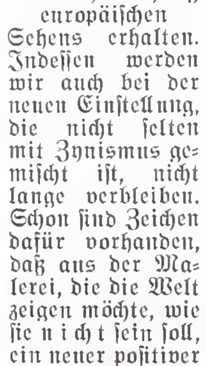
sammenprall der Völker hätte ablesen können. Es ist vornehmlich van Gogh, der als hinreißender Visionär die ekstatische Bewegung entfesselt hat. Aber auch von van Gogh entfernen wir uns mit großer Schnelligkeit, und wie auf einer Meerfahrt rückt ihn Welle auf Welle ins Weite. Mit den verschiedensten Abarten folgten auf diese Periode die sogenannten Expressionisten. Ihr Auftreten bedeutete eine weitere Steigerung des Subjektivismus in Linie, Farbe und Form und führte auf verschiedenen Bahnen schließlich zur völligen Verneinung des Gegenstandes und der gegenständlichen Welt. Linienmusik, Flächenmusik, Farbenmusik, also reines Spiel mit den Darstellungselementen war alles,

Orang Utan. (Sammlung Dr. Robert Goering-Passavant, Berlin)

was übrigblieb. Die Kurve der malerischen Entwicklung, auf das Gegenständliche bezogen, erreicht hier den tiefsten Punkt. Und nun geschieht das Merkwürdige: statt langsam wiederanzusteigen und sich der liebevollen Wiedergabe greifbarer Gegenstände allmählich von neuem zuzuwenden, klappt die Entwicklung plötzlich in ihr Gegenteil um. Auf das Spiel mit wenn auch ausdrucksvollen, so doch wesenlosen Darstellungselementen folgt plötzlich eine Malerei der neuen Sachlichkeit.

Man wendet sich von einer Darstellung ab, die den Pinselstrich zur Mitwirkung für den Ausdruck heranzieht, und will nur Raum, Dinge im Raum und Eigenschaften der Dinge. Diese Auffassung ist einstweilen noch häufig mit dem Drang verbunden, die Häßlichkeit und das Schaurige unserer Gegenwart mit harter Unerbittlichkeit herauszuarbeiten. Man könnte von einer Art negativem Idealismus sprechen, der zeigen will, wie die Welt nicht sein dürfte, ein Wahrheitsuchen, gegen das der Objektivismus der Richtung, zu der Max Slevogt zu rechnen ist, wie edle und liebenswürdige Verklärung erscheint. Dieser Umschlag ist noch in vollem Gange. Er hat sich bisher mit ungeheurer Heftigkeit vollzogen und wird ohne Zweifel große Bedeutung für die Vereinheitlichung europäischen Sehens erhalten. Indessen werden wir auch bei der neuen Einstellung, die nicht selten mit Zynismus gemischt ist, nicht lange verbleiben. Schon sind Zeichen dafür vorhanden, daß aus der Malerei, die die Welt zeigen möchte, wie sie nicht sein soll, ein neuer positiver







Aus der Reihe von Radierungen zur „Passion"

Idealismus entspringt. — Wie man sagen könnte, bisweilen vollzieht sich bei einem Menschen das Pauluserlebnis vor Damaskus mitten in einem Satz, so ist aus manchem Saulus der abstrakten Malerei mitten in seinem Leben ein Paulus peinlichster Gegenständlichkeit geworden. Die Frage, ob alle Künstler, an deren Schaffen dieser wie ein Naturereignis wirkende Bruch zu spüren ist, geringwertig seien, soll uns in diesem Aufsatz nicht weiter quälen. Max Slevogt, der Maler und Radierer, der nun schon an die Sechzig heranrückt und auf ein vierzigjähriges Schaffen zurückblicken kann, gibt uns jedenfalls keinen Anlaß, jene Frage zu behandeln. Denn bei ihm ist Einheit. Als Maler und Künstler wie als Mensch und Persönlichkeit ist er durchaus ganz. Für alle, die es lieben, sich dem Rausche wechselnder Gestaltungsweisen hinzugeben, die den Wandel ebenso genießen, wie die Entdeckung neuer gültiger Ausdrucksformen, wird es schwer sein, den Weg über „Malerei der Sachlichkeit", „abstrakte Malerei", Kubismus, Expressionismus, Nachimpressionismus zurückzufinden zu einer Künstlerschaft, die nicht mehr von heute ist und bald als jüngste Klassik gefeiert werden dürfte. Für alle anderen dagegen, die sich aus verschiedensten Gründen nicht so bereitwillig dem sausenden Schritt der Ausdrucksentwicklung hinzu-



Zum Volkslied „Schön ist die Jugend"
Lithographie aus dem „Liederbuch" (1918)



Die Göttertafel. Gemälde. (Sammlung Meißner, Honnef a. Rh.)

geben vermögen und schon deshalb, weil ihnen eine einmal begriffene und ergriffene künstlerische Anschauung Lebenselement geworden ist, gleichsam aus Selbsterhaltungstrieb nicht ablassen mögen von einem Wesen, dem sie soviel verdanken: für diese anderen wird Slevogts Gabe mit jedem Tage mehr ein selbstverständlicher Besitz. — Als die Malweise, wie sie von den französischen Impressionisten und auch von deutschen Meistern wie Liebermann, Corinth und Slevogt gepflegt wurde, anfing, sich durchzusetzen, konnte man über die Werke eines impressionistischen Künstlers nicht schreiben, ohne nach Worten zu suchen, die dem verständnishungrigen Betrachter einen Schlüssel für Wesen und Wert solchen Schaffens an die Hand lieferten. Heute ist dies nicht mehr nötig. Wir streuen allerhand Bilder und Wiedergaben graphischer Werke in den Text und würden es fast für aufdringlich halten, wenn wir es versuchen wollten, noch besonders mit dem Finger auf diese und jene Schönheit hinzudeuten oder lange Einführungen für eine möglichst fruchtbringende Betrachtung solcher Meisterdinge zu geben. Sind Reproduktionen auch natürlich noch nicht imstande, den ganzen Schmelz und tiefsten Zauber von Originalwerken wiederzugeben, so braucht dem Kunstfreunde von heute zu den Slevogtschen Abbildungen wirklich nicht mehr gesagt zu werden, wie bezau-



Tierstudie

bernd hier in dieser Landschaft das Farbenspiel jungen, frühlingshaften Blattwerks dargestellt sei und wie aus jener die Kühle des sommerlichen Tannenwaldes uns entgegenwehe. Es ist sicherlich nicht mehr angebracht, zu den beiden Raubvögeln am Ast einen Hinweis zu geben, wie es der Künstler verstanden habe, die beiden prachtvollen Kreaturen noch im entseelten Zustand als wahre Geschöpfe des ewigen Luftraumes zu kennzeichnen. Aus der Wiedergabe des einen Blattes der Zauberflötenradierungen spricht auch ohne kunstwissenschaftliche Wegleitung heiterste Phantastik und beinahe schwermütige Süße, ganz so, wie sie uns beim Anhören der Oper selbst im innersten Herzen ergreift. Wir sehen deshalb von weiteren Deutungen unseres Bilderschmuckes ab. Nicht über das, was diesen Abbildungen deutlich zu entnehmen ist, soll gesprochen werden, sondern über das, was sie nicht geben können.

Max Slevogt — als Mensch und Künstler ganz! In Unterhaltungen mit sehr erfahrenen Künstlern, solchen, denen das Schaffen eine unablässige, oft mit großen Qualen verbundene, ihr Innerstes erschütternde Auseinandersetzung mit dem eigenen Wesen, aber auch mit den Erscheinungen der Kunstentwicklung bedeutet, fallen gelegentlich die Worte: „Wie etwas gemacht wird, ist im Grunde genommen ganz gleichgültig: das Entscheidende ist der ‚Wesensvorrat', die Kraft, und außerdem die Echtheit, mit der diese Kraft sich äußert." Der Künstler unterscheidet sich von anderen Menschen durch die Intensität, mit der sein Fühlen auf die Erscheinungswelt zuströmt und, von dieser zurückgegeben, durch ihn gestaltet wird. Die Berührungsintensität mit der Umwelt ist eine der wesentlichen Seiten des Schöpfers. Die Fähigkeit, für diese in ungezählten Erlebnissen sich äußernde Kraft eine Niederschrift zu finden, ist die andere künstlerische Wesensseite. In tausend und abertausend Erlebnissen formt sich die Seele des Künstlers eine eigene Welt. Jeder Gegenstand, jeder Mensch, jedes Ding, alles nur Denkbare und Fühlbare, erhält durch den Künstler eine eigene, neue Gestalt. Wäre es ihm gegeben, er würde die ganze unendliche Mannigfaltigkeit, wie wir sie sehen, in eine Welt, wie er sie sieht, verwandeln. Die Künstler sind die Weltverdoppeler, die wahren Erzeuger neuer kosmischer Einheiten. Aber die einen bleiben im kleinen stecken: nur ein Schnipfel der Erscheinung wird von ihnen erfaßt und bereichert. Die anderen dagegen sind unerschöpflich, vielfältig und allseitig. Ihre Größe wird gemessen an der Vollständigkeit, mit der sie die von ihnen geborene Welt auszustatten und zu bevölkern vermögen. So einer war Balzac, war Daumier, war Menzel. Und wenn ein Künstler unserer Zeit zu eben dieser Gattung gerechnet werden muß, so ist es Slevogt.

Innerhalb der ganz einheitlichen Persönlichkeit dieses ungewöhnlich reichen und tiefen

Künstlers und seiner Entwicklung zur letzten Höhe läßt sich eine deutliche Zweiteilung der Wesensäußerung feststellen. Ein Schaffen im äußeren Daseinsbezirk und eines im inneren. Unter dem äußeren Bezirk verstehen wir die Umwelt, die wirklichen Erscheinungen: Landschaften, Blumen, Menschen, Tiere, Innenräume, Szenen; und dies alles in der Vereinigung. Der innere Bezirk ist das Reich der Träume, Phantasien und bunten Fabeln, wie überhaupt alles dessen, was Dürer mit dem Ausspruch meinte, ein wahrer Künstler müsse innerlich voller Figur sein. Wer den Lebensgang unseres Meisters mit aller Feinheit und Schärfe erfassen will, wird immer wieder auf die eben bezeichnete Zweiteilung stoßen, und es wird ihn in Begeisterung versetzen, zu erkennen, wie folgerichtig sich in der Entwicklung des Künstlers dieser Kampf und endliche Ausgleich vollzieht. Denn was wir hier als Entwicklung eines Meisters aus unseren Tagen erkennen können, ist in Wahrheit nichts anderes als der Typus der Entwicklung des bildenden Künstlers überhaupt.



Don Juan und der Komtur. Gemälde. (Ausstellung Caspari, München)



Aus der Reihe von Holzschnitten zu den „Nibelungen"

Bei äußerlicher Einteilung findet sich, daß im Werke des Künstlers die Erlebnisse des äußeren Bezirks vornehmlich durch das Mittel der Tafelmalerei, und zwar am häufigsten in der Ölfarbentechnik verewigt wurden. Die in rauschender Überfülle hervorquellenden Visionen des inneren Bezirks lassen sich sammeln und ordnen als graphisches Werk. Feder- und Bleistiftzeichnungen, Radierungen, Lithographien, Aquarelle, die der Fabulierer Slevogt geschaffen hat, zählen nach tausenden. Es gibt nun noch ein drittes Gebiet im Schaffen des Künstlers, das gleichsam die höhere Verschmelzung beider Schaffensweisen darstellt, das sind die Werke, in welchen das Geschöpf der inneren Vorstellung, seines illustrativen und andeutenden Charakters ganz entkleidet, mit der Schärfe und vielfältigen Deutbarkeit wirklichen Daseins als Tafelbild oder Monumentalgemälde festgehalten wird. Bilder, wie die Einkehr des barmherzigen Samariters von Rembrandt im Louvre oder andere biblische Szenen, wie Christus in Emmaus oder das Opfer des Manoah von Rembrandt stehen uns jetzt vor Augen als wirkliche Begebenheiten. Obwohl rein aus der Phantasie geboren, sind sie ein Stück wirklicher Welt und wirklichen erfüllten Weltgeschehens. Das ist das Höchste, was ein Maler erreichen kann.

Es ist sehr bezeichnend, daß Slevogt, als er anfangs der achtziger Jahre 17jährig nach München kam, um bei Wilhelm von Diez die Malerei zu studieren, und von diesem gerade wegen seiner reichen Phantasie begeistert aufgenommen wurde, zunächst gar nicht daran dachte, solche Erwartungen zu erfüllen, sondern sich hinsetzte und in harter Atelierarbeit Köpfe und Figuren malte. Es war zunächst, als sei die innere Vorstellung völlig erstorben. Heute läßt sich zeigen, daß dies Verhalten der Slevogtschen Natur von einem erstaunlich sicheren Instinkt für das entwicklungsmäßig Notwendige gefordert wurde. Denn was hilft uns alle „innere Figur", wenn wir nicht imstande sind, sie bei der Darstellung mit der Dichte und Fülle greifbaren Lebens auszustatten. Solange der Künstler diese Fähigkeit nicht besitzt, wird ihm das innere Strömen immer wieder mit einem qualvollen Gefühl des Unvermögens erfüllen. Die Intensität Slevogts äußert sich verschieden: Der Natur und dem sichtbaren Leben gegenüber als eigentliche Berührungsintensität; den inneren Visionen gegenüber als Fähigkeit zu greifbarem Vorstellen; auf seinen Werdegang bezogen als heiße, von immer wieder neuen Impulsen genährte Leidenschaft, im Darstellungsvermögen jene letzte Höhe der Verbindung von innerer Vorstellung und Wirklichkeitserfassen zu erlangen.

Von München aus machte Slevogt eine Reise nach Paris und im Anschluß daran nach Italien. Es zeigt sich, daß sich unsere Augen immer erst öffnen und mit Verständnis erfüllen, wenn unsere Stunde dafür ge-



Die Tänzerin. Gemälde. (Ausstellung Thannhauser, München)

kommen ist. Die Stunde Slevogts für die große Malerei jener Zeit, den französischen Impressionismus, hatte damals jedenfalls noch nicht geschlagen. Manet, Monet, Renoir und die anderen in Paris sagen ihm nichts: er geht in den Louvre und kopiert eine Madonna von van Eyck. In Italien entstehen einige Bilder, die zeigen, daß der Künstler einmal ein Maler der Helligkeit und glasklarer Atmosphäre werden wird. Aber der weitere Aufenthalt in München bringt ihm Mißerfolge; die Umwelt ist nicht günstig. Auf der Bahn zur Wirklichkeitsmalerei im höchsten Sinne kommt er nur langsam vorwärts. Es heißt, daß ihm der viel ältere Trübner in dieser schweren Zeit durch sein Vorbild in seinem Streben nach Selbständigkeit und Selbstbehauptung viel gegeben habe.

In die Zeit von 1895 bis 1898, die der Künstler in München verbrachte, fällt die allgemeine Begeisterung für Böcklin. Von die-

ser Begeisterung wurde auch Slevogt heftig ergriffen. Und wieder zeugt es von dem sicheren Instinkt dieser Natur, daß er sich vom Wesen des Schweizers nur diejenigen Seiten zunutze machte, die seiner Entwicklung förderlich waren. Es wäre auch mehr als verwunderlich gewesen, wenn Slevogt, der Künstler vielfarbiger Bewegtheit und gleitenden Lebens, auf die Dauer von der starren und glattflächigen Buntheit Arnold Böcklins hätte angezogen werden können. Was ihm indessen der Schweizer wirklich geben konnte und auch gab, war die Befreiung aus der Wirklichkeitsfessel, der Durchbruch zur farbenreichen Phantasie. An den Aufenthalt in München mögen sich für den Künstler eine ganze Reihe unerfreulicher Erinnerungen knüpfen. Trotzdem erlebt er während dieses Aufenthalts, wir wir glauben, die eigentliche große Entscheidung in seiner Entwicklung. Er lernt den Graphiker Rembrandt kennen. Wie es auch sein mag und was Slevogt auch selbst dazu sagen mag: nicht Dürer, nicht Daumier, nicht Ludwig Richter oder Menzel sind ihm Vorbild und Befreier gewesen. Als süddeutscher Mensch von



Pferde bei Gewittersturm. Gemälde. (Sammlung Ed. Fuchs, Zehlendorf)



Der Tanz. Aquarell. (Sammlung Ed. Fuchs, Zehlendorf)



Am Wannsee. Gemälde

barocker Beweglichkeit und Phantasiefülle, als ausgesprochen malerisches Talent, als Wirklichkeitsfanatiker und Traumgestalter konnte für ihn aus der ganzen Geschichte der Malerei nur ein einziger hinreißendes Vorbild werden: Rembrandt. Und wir fügen hinzu: wesensverwandtes Vorbild noch aus einem anderen Grunde. Betrachtet nur einmal die Geschöpfe Slevogts, ganz gleich, ob sie mit rasender Schnellschrift auf einen Papierfetzen hingeworfen oder ob sie als Bildnis oder große Monumentalfigur geboren wurden — was sie uns von der Seele Slevogts wissen lassen, wie uns diese Augen mitten in aller Schönheitsfülle der Natur schwermütig anschauen, wie ein Zittern vor den Schrecken des Daseins sich meldet und wie der erschütterte Kindergeist sich durch die Flucht ins Komische und Groteske zu retten sucht: das alles und mehr gibt Nähe zu Rembrandt. Ich glaube nicht, daß man ohne Tragik ein großer Künstler sein kann. Leiden durch die Welt und doch nicht müde werden, seine besten Kräfte immer wieder einsetzen in dieser Welt trotz aller Nackenschläge, mit einem Wort: der mit Güte und Gelassenheit gepaarte Heroismus, das bleibt schließlich auch das höchste Geschenk, das der bildende Künstler den Menschen bringen kann. Als Schöpfer neuer, ganz in sich gerundeter Welten ist er wie Gott. Als heldischer Kämpfer Prometheus.

Um 1900 beginnt Slevogts Berliner Zeit. Für den Impressionismus waren seine Augen inzwischen reif geworden. Wir können in diesem kleinen Aufsatz nicht sagen, was ihn an Manet begeisterte, und wieviel er von den anderen in sich aufnahm. Jedenfalls hebt mit der Übersiedelung nach Berlin ganz ähnlich wie in München, aber an einem viel höheren Punkt der Spirale, eine neue Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit an. Mit dem Erlebnis Manetscher Werke entwickelt sich des Künstlers Berührungsintensität nach der Seite der allerfeinsten Feststellung von Farbtönen. Die Schärfe, mit welcher Slevogt die farbigen Werte erfaßt, ist unübertrefflich. Sie dient ihm gleichzeitig zur Darstellung des Raumes und der Luft, Raum und Luft in ihrer ganzen geheimnisvollen Mannigfaltigkeit. Es entstehen köstliche Landschaften, Porträts, Stilleben, hin und wieder eine figürliche Komposition. Daß der Künstler inzwischen den inneren Bezirk seiner Anschauung



Jagdstück: Falken. Gemälde

nie wieder betreten hätte, wäre kaum anzunehmen gewesen. Im Gegenteil: in Mappen häuften sich Zeichnungen und Einfälle in großer Zahl. So gab es auch eine Mappe mit Blättern zu „Tausendundeiner Nacht". Ein Verleger, Bruno Cassirer, erbot sich, den Ali Baba mit Illustrationen von Slevogt herauszugeben. Das Werk kam zustande und wurde der Anfang einer Tätigkeit, die Max Slevogt zu einem der größten und fruchtbarsten deutschen Illustratoren werden ließ. Von nun an vollzieht sich bei dem Meister die Vereinigung von Realist und Fabulierer mit immer größerem Erfolg. Es entstehen ungezählte köstliche Werke nach der Natur; es entstehen ungezählte Zeichnungen und graphische Folgen, von denen noch ausführlicher gesprochen werden soll. Und hin und wieder entsteht eine größere gemalte Phantasie wie das Bild der Göttertafel oder jenes andere des Ferdinand





Aus der Reihe von Radierungen zur „Ilias"

Cortez vor Montezuma; es entstehen endlich die großen Aquarelle der „Weltreise", die mir in mancher Hinsicht als letzter Triumph dieser Künstlerschaft erscheinen.

Das Mittel, die Erlebnisse des äußeren Bezirks, also der Darstellung nach dem Leben, festzulegen, war für den Künstler gegeben im wesentlichen in der Tafelmalerei. Es ist ein Jammer, daß die deutschen Museen erst so spät daran gedacht haben, sich Werke dieser Art zu sichern, während einzelne Sammler mit begeisterter Habgier viele köstliche Stücke weggeschnappt haben, von denen die Allgemeinheit nichts mehr zu sehen bekommt. In einem einzigen Hause in Berlin waren noch vor kurzem etwa siebzig Werke des Künstlers vereinigt. Erst, wenn diese Sammlungen wieder aufgelöst und zerstreut worden sind, wird man erfahren, wieviel ausgezeichnete Bilder wir Slevogt verdanken. Aber auch vereinzelt begegnet man im Privatbesitz schöneren Stücken, als irgendein Museum besitzt. Zum Beispiel befindet sich in einer Karlsruher Sammlung ein Bild des Ätna, von Taormina aus gesehen. Schöner und beseelter, als es hier geschehen ist, hat noch kein Künstler jenen vielbewunderten Blick aufzufassen verstanden. Natürlich ist nicht alles gleichwertig. Die Höhe aber wird erreicht in guten Stunden, und was wir dann erhalten, ist immer köstlich. So gibt es aus den letzten zwanzig Jahren licht- und farbedurchflutete Landschaften vom Wannsee, aus der Pfalz, aus Italien, aus Ägypten. Stimmungen aus allen Jahreszeiten. In diesen Landschaften ist die malerische Einheit, das Gewebe der Pinselstriche auf wundervolle Weise verwandt, um das Stoffliche zu veredeln. Die Sinnenfreude des Künstlers, seine Lust an juwelenhaften Er-



scheinungen hat er in mannigfachen Blumenstücken und Früchtestilleben zum Ausdruck gebracht. Saftiger und glühender als in den Äpfeln und Trauben gewisser Bilder von Slevogt ist die reiche Fruchtbarkeit der Pfalz noch nicht besungen worden. Eine zum Geburtstag gebackene Hasenpastete kann nicht mehr gegessen werden, weil die Frische zu wünschen übrig läßt. Sie wird zusammen mit Trauben und Äpfeln auf einen Tisch im Garten aufgebaut, und was nicht mehr genießbar war, verwandelt sich in Augenlabe für ewige Zeit. Als eine der höchsten Leistungen Slevogtscher Bildnismalerei sei das Bildnis des ruhenden Pfalzwanderers in der Mannheimer Kunsthalle erwähnt. Ein Mensch, lässig und schwer, in sitzender Haltung mitten in die Landschaft gewälzt wie ein sinnender Berg, ganz natürlich und doch unbeschreiblich wesenhaft.



Ferdinand Cortez vor Montezuma. Gemälde (Bremen, Kunsthalle)

Von den großen Arbeiten des Graphikers Slevogt sind vor allem noch die Illustrationen zum Lederstrumpf, zur Zauberflöte, zum Cellini, das köstliche Werk der Insel Wak-Wak zu nennen; mir am liebsten ein kleiner Band, in dem der Künstler Volkslieder mit



Auf dem Anstand. (Hamburg, Kunsthalle)

anspruchslosen Federzeichnungen begleitet hat. „Schön ist die Jugendzeit, sie kommt nicht mehr.“ Ein Mann im schwarzen Überrock und Zylinder, vor dem die Lichtgestalt eines jungen Mädchens steht: verkörperter Traum der Sehnsucht aller derer, die fühlen, daß der Gipfel überschritten ist. Es ist so leicht zu erklären, wie Slevogt zur Graphik kommt. Wer mit solchem inneren Reichtum zu kämpfen hat, verlangt nach einem raschen Mittel. Dafür ist der Pinsel viel zu schwerfällig. Doch seltsam! Ob wir Bilder nach der Natur vor uns haben, oder Illustrationen oder Tafelwerke mit freien Phantasien, die Gegenstände des Bildes leben doch immer für sich und in einer Welt, die sich um den Beschauer nicht kümmert. Niemals sind sie illustrativ im schlechten Sinne, was nichts anderes heißt, als daß der Künstler mit seiner Anschauung in sich selber ruht. Wie die Bilder gleichsam nach ihrer Mitte zu gerichtet sind, so ist auch die Persönlichkeit geschlossen.

# Traum in den Herbst

## Novelle von Horst Wolfram Geißler

Lüring saß am Fenster und wärmte sich in der Morgensonne. Zwischen den Ulmen und über den Wiesen des Parks hing noch durchgoldeter Frühnebel, indes die satten Wipfel schon im klaren Lichte standen.

Zwar blühten dicht unter dem Fenster die Rosen — ‚Aber ich weiß nicht,' dachte Lüring, ‚es ist ein Herbstgeruch in der Luft, ganz heimlich und klein wie die erste vergilbte Stelle im Laub ... und dort liegt wahrhaftig schon ein zackiges Ahornblatt auf dem Wege. Ja, es will wieder einmal Herbst werden.'

Er sann in den Glanz der überreifen Welt hinaus, hörte weit jenseits der Bäume ein Fuhrwerk auf der Landstraße knarren und empfand, wie dieser strahlende Morgen in ihn rieselte, ihn mit ruhiger Klarheit erfüllte und eins wurde mit ihm; aber auch das leise, herbstliche Mahnen ging durch sein Herz.

Im Park draußen kamen Schritte heran.

Lüring wurde aufmerksam.

„Guten Morgen, Bernd!" sagte er und nickte zum Fenster hinaus. „Bleibe nur hier, ich denke, das Frühstück wird bald fertig sein. Willst du dich nicht zu mir setzen?"

Als Bernd eine Minute später in die Bibliothek trat, hatte Lüring einen zweiten Lehnstuhl ans Fenster gerückt. „Das ist hübsch von dir, daß du noch einmal heimgekommen bist. Wir waren überrascht! Ich wußte gestern abend wahrhaftig nicht, wer der junge Herr war, der da so plötzlich in der Türe stand. Oder — sage mal, mein Junge, ist dir vielleicht das Geld ausgegangen?" Lüring lächelte dabei.

Bernd nickte unbehaglich. — „Schulden?" — „Gott sei Dank: nein!" — „Na dann ist es ja gut!" sagte Lüring, „weiß es der Vater schon?"

Bernd antwortete achselzuckend: „Gesagt hab' ich's ihm nicht. Aber er wird sich ja wohl denken können, warum ich so schnell wieder Heimweh gekriegt habe. Jedenfalls habe ich ihm noch gestern abend im Vorübergehen beigebracht, daß ich keinen Pfennig Schulden habe; da war er genau so getröstet wie du." Dann schwenkte er lebhafter ein: „Aber lassen wir das dumme Zeug; es hat ja nichts zu bedeuten, denn wir sind doch ein anständiger und vernünftiger Kerl — was, Lüring?"

„Wenigstens habe ich mir große Mühe gegeben, dich dazu zu erziehen —"

„Hab' ich dich vielleicht schon einmal ernstlich blamiert? Hier? Oder während des ersten Semesters? — Wir können verlangen, daß du mit uns zufrieden bist. Apropos, Sabine ist hübsch geworden! Wenn ich denke, wie sie voriges Jahr durch den Park stelzte — ein Giraffenküken. Und jetzt —"

Die Tür ging auf.

Sabine, ganz in Weiß und Blond, knickste scheinheilig: „Wenn die Herren geruhen wollten, nunmehr den Kaffee einzunehmen?"

„Hat sich der Hausherr schon auf der Terrasse versammelt?"

„Papa ist schon um fünf Uhr zum Gutshof hinüber geritten, du Faulpelz!" sagte sie lachend und ging voran, „aber natürlich die feinen Leute, die in der Stadt nichts lernen als das späte Aufstehen —"

„Höre, Lüring, ich nehme alles zurück, was ich vorhin über Sabine —"

Sie wandte sich unversehens und packte Bernd bei den Ohren. „Was hast du gesagt? Wie? Heraus damit!"

„Nur, wenn du sofort losläßt!!"

Sie tat's. „Also?"

„Ich habe gesagt, daß du hübsch geworden seiest. Aber ich bin bereit, diese Bemerkung zu widerrufen, falls sie dir unangenehm ist."

Sabine legte das Köpfchen schief und seufzte. „Ach Gott — und wenn ich's wäre — wer hat was davon? Das Kleid hab' ich selber geschneidert, es ist auch danach. Vorn verpatzt und hinten verschnitten."

„Aber sonst sehr schön."

„Du bist unverschämt, Bernd. Wühle nicht in meinem Kummer. Huch — übrigens ist es ja ganz egal — ganz egal —!" Sabine tanzte die Stufen hinauf.

Auf der Terrasse war der Frühstückstisch gedeckt. Während des Kaffeetrinkens neckten sich die Geschwister noch eine Weile; aber dann sahen sie den Morgen so strahlend über dem Parke stehen, atmeten allen Duft, empfanden, wie draußen die Welt sich in gesegneter Weite der Sonne entgegendehnte, und wurden stiller. „Manchmal will es mir scheinen," sagte Bernd nachdenklich, „als ob ich nicht so recht hierher gehörte. Und dann wieder, wenn man fühlt, wie eigen das alles ist — dann weiß man doch wieder, wer man ist." Lüring nickte dazu sehr nachdrücklich. „In der Stadt ist alles wie losgerissen und schwimmt auf der Oberfläche herum. Aber bei uns hier — mein Gott, weißt du übrigens, Sabine, daß wir ein Museumsobjekt sind?"

„Ich?"

„Wir alle. Sagt doch neulich unser Kunstbonze im Kolleg: ‚Hier und da, meine Herren,

findet man im feudalen Besitz auf dem flachen Lande nach wahre Perlen der friderizianischen Architektur in Parks und hinter Mauern versteckt. Wenn Sie zum Beispiel der Zufall über Prenzlau führen sollte, so versäumen Sie nicht, die zwei Stunden Umweg zu machen und versuchen Sie, das Letzowsche Schlößchen zu Gesicht zu bekommen.' Hat er gesagt, Sabine!"

„Das ist richtig," nickte Lüring, „Gontard, der Klein-Letzow gebaut hat, war einer der Meister Friedrichs des Großen — was ihr übrigens von früher wissen solltet. Aber es ist hier wie überall: erst wenn's ein leibhaftiger Professor sagt, glauben die Kinder daran."

Sabine stand auf und legte dem Alternden die Arme um den Hals. „Sei still, Guter, dir glauben wir alles. Und es ist so schön hier."

„Warum sperrt Jochen die Einfahrt auf?" fragte Bernd.

„Weil er die Frühbeetfenster hereinfahren will. Die Nächte sind schon kühl, und mein Gemüse —"

„Ihr Gemüse! Hast du gehört, Lüring?"

„Jawohl, mein Gemüse! Lüring, sag' ihm, wie tüchtig ich bin!"

Lüring jedoch hob die Hand und lauschte in den Vormittag hinaus. Sie schwiegen und hörten von fernher ein feines Maschinensummen.

„Ein Automobil!" rief Sabine.

„Ein Automobil!" spottete Bernd, „jetzt kommt der Prinz mit dem goldenen Pantoffel, Sabine! Na, wenn der dich in diesem Mullkleidchen sieht!"

Lüring sagte: „Drüben an der Straßengabelung ist der Wegweiser umgefallen, seitdem verirren sich die Wagen häufig."

Das Summen kam näher und nahe, aber es huschte nicht vorüber, sondern es hielt an der Einfahrt.

Und plötzlich schob sich blitzblank ein großes braunes Coupé zwischen die Torpfosten und rollte leise murmelnd die Allee heran bis dicht an die Terrasse.

Die drei standen verdutzt an der Brüstung. „Ich sag's ja!" flüsterte Sabine und schob schnell eine Haarnadel zurecht.

Vom Chauffeursitz langte ein hellbrauner Ärmel nach hinten und öffnete den Schlag. Dann schwieg der Motor.

Aus dem Wagen stieg eine Dame. Bernd nahm die Hände aus den Hosentaschen.

Die Dame trug ein entzückendes Hütchen und einen wunderschönen, hellfarbigen Staubmantel, der sich zurückschlug und ein altblaues Seidenfutter sehen ließ.

Nun kam sie die zehn Stufen zur Veranda herauf. Sabine stellte Lackschuhe und seidene Strümpfe fest; sie wäre am liebsten davongerannt. Aber nun war es zu spät. Denn die Fremde stand schon auf der obersten Stufe, lächelte aus jungen Augen und sagte: „Guten Morgen!"

Bernd raffte seine Hausherrlichkeit zusammen, schlug die Hacken aneinander und sagte: „von Letzow!" Das war doch wohl unter allen Umständen richtig.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie beim Frühstück störe..." sagte die Dame, nun doch ein ganz klein wenig verlegen. Aber ihre Augen lachten immerfort.

„Womit — was wünschen Sie?" fragte Bernd voll Haltung.

Die Dame sah ihn an und überlegte eine Sekunde lang. „Ich könnte Sie nun um ein Glas Wasser bitten, Herr von Letzow, und ich bin sicher, daß Sie es einer verschmachtenden Wüstenreisenden nicht verweigern würden. Aber der Morgen ist so schön — warum sollte man ins Blaue hineinlügen? Ich will Ihnen die Wahrheit sagen: als ich dieses weiße Schlößchen zwischen den Bäumen schimmern sah, dachte ich, hier müßten gewiß furchtbar nette Menschen wohnen — und da habe ich den Wagen einfach hereinfahren lassen. Frech, nicht?"

„Jedenfalls ist Ihre Vermutung sehr schmeichelhaft für uns," sagte Lüring, da die Geschwister staunend schwiegen. „Vielleicht dürfen wir Ihnen an Stelle des Wassers eine Tasse Kaffee anbieten?" Sabine machte eine hastig nachholende Bewegung, und Bernd schob der Fremden einen Stuhl zurecht, weil ihm nichts Entscheidendes einfiel; was sollte man tun?

Sabine schien seine Hilflosigkeit zu fühlen, denn während sie mit nicht ganz sicherer Hand den Kaffee eingoß, sagte sie: „Mein Vater ist leider zum Gutshof hinübergeritten, er würde sich sonst gewiß freuen —"

„Ich heiße Lala Maja," sagte die Fremde.

‚Aha!' dachte Bernd weiterfahren. ‚Kino! Daher die Unverfrorenheit, obwohl —'

„Nein, mein Herr, nicht Kino," sagte sie.

Bernd fühlte, wie er blutrot wurde. Aber dann sah er in ihre immer lachenden Augen und lachte mit.

„Was Sie dachten, war nicht schwer zu erraten. Aber stellen Sie sich vor, Herr von Letzow: ich bin keine Filmdiva, sondern etwas viel Aufregenderes!"

„Was denn?" platzte Sabine los. (Lüring schüttelte den Kopf.)

„Eigentlich sollte ich gekränkt sein, daß Sie meinen Namen nicht kennen. Ich bin Tänzerin. — Nun werden Sie mir sicher die Tasse wegnehmen, Fräulein von Letzow?"

„Ich finde es rasend romantisch!“ antwortete Sabine. „Himmel, was einem alles passieren kann!“ (Lüring schüttelte wieder den Kopf und begegnete einem Blick der Fremden.)

„Du bist wieder einmal unmöglich, Sabine!“ sagte eine Stimme.

Herr von Letzow stand in der Türe.

So mußte ein Oberst des alten Fritz ausgesehen haben. Auf dem feinen, bartlosen Gesicht lag ein Lächeln. Er trat grüßend heran. „Da ich das Vergnügen hatte, den letzten Teil Ihrer Unterhaltung mit anzuhören, so brauchen wir das Gespräch nicht nochmals von vorn anzufangen. Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Ihr Chauffeur noch immer in der prallen Sonne bocksteif am Steuer sitzt?“

„O, der wartet stundenlang,“ antwortete die Tänzerin. „Er hat ja nichts weiter zu tun und wird dafür bezahlt.“

„Ihr eigener Wagen?“

„Ich fahre nach Misdroy. Ferien vor der Wintersaison, Herr von Letzow!“

„Sie werden uns die Freude machen, für heute mittag unser Gast zu sein?“

„Ich danke Ihnen, aber —“

Bernd und Sabine sprangen auf. „Ich will dem Chauffeur den Weg in die Remise zeigen!“ sagte Bernd. Und Sabine: „Ich will die Mamsell —“

Herr von Letzow nickte.

*

Der Vormittag verging Herrn Friedrich von Letzow schneller, als er gedacht hatte, obwohl die Kinder unsichtbar blieben und er mit Lüring dafür sorgen mußte, daß Fräulein Lala Maja sich nicht langweilte. Während der ersten Viertelstunde freilich kam ihm einmal der Gedanke: ob diese Gastfreundlichkeit der Fremden gegenüber nicht doch etwas übereilt gewesen sei. Eine Tänzerin war eine Tänzerin. Und sie kam aus Berlin... Indessen mußte sich Herr von Letzow ohne Vorbehalt gestehen: sie war eine Dame. Anders natürlich als die Damen der Nachbarschaft, die reichsfreiherrlichen, gräflichen und edelmannfreien, die alle jenen unnachahmlichen Schimmer hatten, wie ihn vielleicht ein uralter, verblaßter Wappengobelin aufweisen mochte. Nein, diese Lala Maja war gewiß aus einer anderen Welt — aus einer Welt aber, die einen ganz neuen Typ der Dame geschaffen zu haben schien, und in der man nicht mehr Ulrike oder Elisabeth hieß, sondern eben Lala... Weiß Gott, dieser Name fing an, Herrn von Letzow zu beunruhigen!

Und während sie über die Parkwege schritten — die Tänzerin in der Mitte, Letzow links und Lüring rechts — Rosenbeete und wunderschöne englische Baumgruppen auf gepflegten Wiesen betrachteten; während die Fremde über all dies hell entzückt war und verständig-unverständige Fragen stellte; während Lüring mit sonderbarer Lebhaftigkeit sein Wissen von alten Zeiten und Geschichten auskramte und mit möglichster Eleganz zur gefälligen Benutzung darbot — während dieser ganzen immer mehr dem gewohnten Alltag entrückten Entwicklung der Dinge drehten sich Herrn von Letzows Gedanken ständig um den höchst merkwürdigen, ihm wegen seiner Neuheit und ersichtlichen Echtheit geradezu verdächtigen Typ einer Dame, der hier zu spüren war. „Hören Sie, Lüring,“ sagte er schließlich, um sich Luft zu machen, „finden Sie nicht auch, daß der Park, ja daß wir alten Knackstiebel selber etwas Romantisches bekommen durch das Erscheinen des gnädigen Fräuleins? So etwas hat uns, glaub' ich, immer gefehlt.“

„Etwas Mondänes!“ antwortete Lüring lebhaft.

„Richtig! Das war es, was ich eigentlich sagen wollte; immerhin kann das Mondäne auch romantisch sein. Schon der Name: Lala Maja...“ Nun war es heraus. Friedrich von Letzow hatte das unbedingt sagen müssen, jetzt war er entspannter.

Die Tänzerin sah einen Augenblick geradeaus; dann sagte sie ganz ruhig: „Der Name scheint Sie zu irritieren, Herr von Letzow. Aber Sie werden zugeben, daß ich als Emilie Meier nicht gut zur Bühne gehen konnte.“

Letzow fühlte die im Laufe der letzten Minuten nur mit Mühe aufrecht erhaltene Weltordnung neuerdings und sehr heftig gefährdet. ‚Nur jetzt keine Gesprächspause!‘ dachte er und sagte recht ruhig: „Das ist selbstverständlich!“

„Obwohl man auch mit dem amtlichen Stempel Emilie Meier nicht nur ein ehrlicher Mensch, sondern sogar eine gute Tänzerin sein kann.“

„Das ist selbstverständlich!“ echote Lüring.

„Allerdings kam bei mir als erschwerender Umstand außer dem wenig künstlerischen Namen noch meine Abstammung aus einem Gemüsekeller in Berlin N hinzu.“ Und dann mit einer lachenden Wendung nach links und rechts: „Meine Herren — Ihre Gesichter sind klassisch. Solche Eröffnungen scheinen Ihnen nicht alle Tage gemacht zu werden? Nun, trösten Sie sich: es dringt ja auch nicht alle Tage eine Emilie Meier aus Berlin N in Ihre durch andere Traditionen geweihten Kreise!“

Sie waren stehen geblieben. Die Tänzerin den beiden gegenüber, als hätte sie

etwas zu verteidigen. Friedrich von Letzow sah ihr junges, unregelmäßiges, aber hübsches Gesicht, das ganz von einem raschen und energischen Verstande geformt zu sein schien; er sah ihre braunen Augen, in denen sich die Heiterkeit eines Kindes mit der weichen Schwermut eines irgendwann in diese „Familie“ getropften Slawenblutes mischte; er sah den schmalen, bis in die geringste Bewegung durchgearbeiteten Körper, die schlanken, hohen Beine auf Fesseln, deren spielende Biegsamkeit an die Noblesse eines alleredelsten Derbysiegers erinnerte — diesen letzten Eindruck ließ er immer bildhafter werden und sagte aus tiefer Bewunderung heraus: „Sie sind ein Outsider! Dreihundertfünfzig zu zehn — mindestens! So etwas muß natürlich einen Turfnamen haben. Lala Maja... ferner liefen...“

„Wenn Sie wollen: auch das!“ sagte die Tänzerin; „seit Ihre Ahnen hier Bauern schikanierten, ist die Welt anders geworden. Sportlicher. Aber denken Sie: ich weiß, daß ich trotzdem nicht hier herein passe. Man hat das im Gefühl. Mir ist immer — lachen Sie nicht — als ob Sie mich über den Stock springen lassen könnten.“

„Aber —!“ sagte Friedrich von Letzow, fast verlegen. „Sehe ich so aus? Und sehen Sie so aus?“

„Nein. Immerhin haben Sie die Weltgeschichte hinter sich, und ich — nun ja, in unserer Stube neben dem Laden — das Licht fiel durchs Kellerfenster herein — stand auf dem Vertikow ein goldbronzierter Trompeter von Säckingen; das war unser Kunstgegenstand. Haben Sie vielleicht einen Trompeter von Säckingen? Ganz gewiß nicht. Ich hab' auch keinen mehr, aber Sie — Sie haben überhaupt nie einen gehabt. Das ist der Unterschied.“

Lüring nickte.

Herr von Letzow war höchst nachdenklich. Es fiel ihm ein, daß er an dem Trompeter von Säckingen bisher durchaus achtlos vorübergegangen sei. Was ihn hier umgab, war für ihn selbstverständlich, es war Familie. Und er empfand plötzlich einen ganz klaren Stolz, er empfand eine Art von Dankbarkeit gegen diese Fremde, die ihn unter freimütiger Preisgabe ihres persönlichen Nimbus darauf hingewiesen hatte, wer er eigentlich war. Was er stets nur gefühlt hatte, wurde ihm nun zum Bewußtsein. „Ja —“ sagte er, „Sie haben wohl recht: wir sind die Alten, unsere Zimmer sind mit Weltgeschichte tapeziert.“

„Richtig!“ antwortete sie, und mit einemmal schien eine Klinge in ihren Augen zu blitzen, „deshalb riecht es auch ein bißchen stockfleckig bei euch.“

Er sah sie verdutzt an: „Finden Sie? Das wäre! So nach Strohblumenkränzen und Familiengruft?“

Sie hob die Schultern: „Jeder Baum blüht einmal ab!“

Dann dehnte sich diese Lala der Sonne entgegen und lachte. Friedrich von Letzow hatte ein leises, erschrockenes Frösteln im Herzen.

*

Unter keiner Bedingung! Nein, Lala mußte bleiben! Sie versäumte ja wohl nichts in Misdroy? Und hier war es doch mindestens ebenso schön? Wenigstens hatte sie selbst es gesagt!

Gut: nur für eine Nacht.

Der Chauffeur brachte den Koffer in ihr Zimmer, sie kleidete sich um, und nachmittags wurde Tennis gespielt. Lala spielte gegen Bernd und Sabine und gewann mit der linken Hand. Die Kinder gerieten ob ihrer dauernden Niederlagen in lachenden Zorn und weigerten sich, aufzuhören; man müßte doch wenigstens mit e i n e r Partie die Ehre des Hauses retten!

Herr von Letzow saß mit Lüring auf der Bank am Rande des Platzes, rauchte eine Zigarre und — hetzte: eine solche Niederlage könne man sich freilich nicht gefallen lassen! Er hetzte nach Kräften, wiewohl ihm das Tennis bisher stets gleichgültig gewesen war. Aber man konnte ja nicht ablassen, dieses Geschöpf zu betrachten! Wie eine stählerne Feder schnellte sie auf; lag, ganz gelöst, für Augenblicke schräg in der Luft, von einer herrlichen Bogenlinie umschnitten; lauerte wie eine Wildkatze auf den Ball; brach plötzlich die Bewegung mit einer gleichgültigen Geste mitten entzwei —

Die einsamen Augen des Herrn Friedrich von Letzow ruhten auf diesen lebendigen Kurven, auf dem wechselnden Spiel des Körpers — und wurden immer abgesonderter, als wären nur er und die Tänzerin hier, und als wäre dieses Spiel ein Geschenk, für niemanden bestimmt als für ihn. Aber Lala warf plötzlich das Racket hinter dem Ball her: „Schluß!“

Die beiden auf der Bank erinnerten sich mit Bedauern in die tatsächliche Welt zurück.

„Schon fertig?“ fragte Letzow.

„Sehen Sie denn nicht, daß die Sonne untergehen will?“

„Das ist erstaunlich. Haben Sie wahrhaftig drei Stunden gespielt? Sie werden todmüde sein.“

„Ich?“ fragte sie. „Aber baden möcht' ich.“

Sabine, überglücklich, sagte: „Wir gehen zusammen in den Teich!“ Sie hängte sich in den Arm der Tänzerin und führte sie tiefer in den Park.

Letzow sah den beiden nach. Sehr lange. Neben ihm machte jemand „Hm —!“, und als er sich umwandte, mußte er seinen Sohn Bernd bemerken. Bernd nickte hinter den beiden her. „Bei d e m Vergleich rutschen wir aus!“ sagte er sachlich.

„O du Grünschnabel!“ antwortete Herr Friedrich von Letzow, und die väterliche Überlegenheit gelang ihm gut. „Stecke deine weise Nase lieber ins bürgerliche Gesetzbuch! Oder lerne wenigstens anständig Tennis spielen; wenn man d a b e i verliert, so kostet es zum mindesten nichts — aha, da zieht er die Fühler ein…!“ Sie wanderten durch den rotgoldenen Park nach dem Schlosse. Zur Sicherheit hängte sich Herr von Letzow bei Bernd und Lüring ein; so konnten sie ihm nicht davonlaufen. Im Schlosse besprach er einiges mit der Mamsell.

*

Abends brannten im Speisezimmer nicht die elektrischen Lampen, sondern in geschnörkelten Silberleuchtern standen Wachskerzen auf der Tafel und ließen ein mildes, goldenes Licht um sich rieseln — einen Duft von Licht, wie Friedrich von Letzow sagte, als Lala sich über all dies freute.

In stillschweigendem Einverständnis waren alle in Gesellschaftstoilette erschienen; Lala trug ein Kleid, das völlig aus Silber gewebt zu sein schien, und die Feierlichkeit des Anzuges, das alte Porzellan, die Leuchter und Kerzen gaben dem Ganzen etwas Außergewöhnliches, weit über den Alltag Erhobenes und Sinnenfreudiges.

Man unterhielt sich gut, aber mit einem Anfluge von jener gewissen zierlichen Grandezza, die in das Bild gehörte. Bernd platzte einmal mit einer Studentenhaftigkeit dazwischen, fühlte im Augenblick, daß er eine schlechte Figur machte, und schwieg begossen; dadurch war er unsicher geworden und benutzte die erste Gelegenheit, sich zurückzuziehen; Sabine folgte ihm auf dem Fuße.

„Findest du es nicht schrecklich langweilig da drinnen?“ fragte sie aufatmend.

„Nicht langweilig,“ antwortete er, grimmig über sich selber, „sondern man übersieht uns wie Kinder! Es ist infam, aber ich gestehe, daß ich nicht gut abgeschnitten habe. Wir sind verbauert — ich möchte bloß wissen, woher Papa plötzlich dieses ganz feine Lächeln hat? Im Umgang mit unsern Krautjunkern hat er's gewiß nicht gelernt.“

„Papa ist so klug und gut!“ sagte Sabine schwärmerisch, „— und ich bin schrecklich müde.“

„Ich auch!“ nickte der Bruder. „Nach dieser dreistündigen Tennisblamage kein Wunder! Wie s i e es nur aushält?“

„Ach — sie!!“ erwiderte Sabine noch viel schwärmerischer. Und daraufhin beschlossen die Geschwister, nun wirklich schlafen zu gehen. —

Herr Friedrich von Letzow hatte seinen guten Tag; auch Lüring wunderte sich, wieviel Geschmeidigkeit und Witz die Gesellschaft der Tänzerin bei ihm aufwachen ließ.

„Sie werden,“ sagte Letzow schließlich, „in diesem Raume außer der Wandverzierung, ein paar Bildern und dem Tafelschmuck nichts aus der Zeit des Rokoko finden. Aber ich denke, wir heben die Galatafel auf und verfügen uns nebenan in die Bibliothek, das eigentliche Reich Herrn Lürings; dort ist alles noch so, wie es ein genießerisch gelehrter Vorfahr geschaffen hat — eine Mischung aus Voltaire und Fridericus.“

Sie gingen hinüber.

Auch hier schimmerten Kerzen und ließen das spiegelnde Braun der Bücherschränke in der Höhe verdämmern. Schwere gelbe Seidenvorhänge falteten sich vor den Fenstern, und an den Wänden reihten sich anmutig goldumrankte Panneaus aus blauem Damast aneinander.

In der Kaminecke waren drei große Lehnstühle um ein Tischchen geschoben, auf dem Estrich schauten zwei große goldene Flaschenhälse aus dem Silberkübel.

„Das ist verheißungsvoll!“ sagte Lala; „hier ist gut sein. Die ehrwürdige Grazie einer sorgloseren Zeit lächelt von den Wänden.“

„Eine bemerkenswerte Prägung!“ erwiderte Letzow, „und — verzeihen Sie — gar nicht aus dem, hm, Gemüsekeller…“

„Warum auch? O, glauben Sie nicht, daß mir die Empfindung für Ihre Kultur fehlt. Was ihr in den Fingerspitzen habt, das habe ich in den Fußspitzen. Es ist ein Unterschied zwischen einem Parvenü und einem Arrivé, mein Herr!“

„Wieder bemerkenswert!“ nickte Letzow; dann sagte er mit prüfend halbgeschlossenen Augen: „Finden Sie es nicht kühl? Wir werden die Scheiter im Kamin anzünden, Lüring. Und das Spiel des flackernden Feuers wird über unseren schönen und klugen Gast noch mehr Schönheit und Lebhaftigkeit ausschütten. Trinken wir auf das Wohl der großen Tänzerin, von deren Vorhandensein wir Hinterwäldler vor zwölf Stunden noch keine Ahnung hatten!“

Als die Buchenklötze knisterten und das unstete Geleucht aus dem Kamin gaukelte, sagte Lala: „In meinem Zimmer steht ein großer, alter Schrank. Wissen Sie, was darin ist? Nein? Kleider! Wundervolle Kleider aus schwerer Seide — die Garderobe der Urahne, die sie vielleicht auf einem Gartenfest in Rheinsberg trug.“

„Ich erinnere mich,“ antwortete Letzow, „meine Frau wollte sie nicht hergeben; sie dachte daran, daß diese Kleider einst Maskenkostüme für Sabine werden könnten. Und man hebt alles auf bei uns. Vielleicht unterscheiden wir uns eben dadurch von den Neuen; bei uns geht die Tradition bis zum Unterrock — übrigens ein ungewollt boshaftes Wort.“

„Schade!“ sagte Lala.

„Was?“

„Ich dachte daran, Ihnen die Kleider abzukaufen.“

„Wozu?“

„Himmel —: für die Bühne! Es gibt nichts Zierlicheres für mich als Rokokokleider.“

Herr Friedrich von Letzow sah sie an und schwieg eine halbe Minute. „Sie würden mir eine Freude machen,“ sagte er dann, „wenn Sie eines oder das andere von mir als Erinnerung an diesen unverhofft schönen Tag annehmen wollten.“

„Wahrhaftig?“

Er lächelte. Es war das Lächeln des Grandseigneurs von damals. „Aber unter einer Bedingung. Wissen Sie denn, ob die Sachen Ihnen passen? Sie müssen sie probieren — gleich jetzt.“

„Und hier?“

„Lüring und ich ... wir gehen solange ins Musikzimmer.“

Die Tänzerin verstand, daß es Letzow nicht angenehm gewesen wäre, wenn jemand sie in den alten Kleidern gesehen hätte; offenbar wollte er deshalb vermeiden, daß sie sich in ihrem Zimmer umkleidete und dann herunterkam. Sie sah zwischen leicht gesenkten Lidern von ihm zu Lüring, von Lüring zu ihm. „Gut!“ sagte sie dann, „geben Sie mir einen von den Leuchtern und gehen Sie hinüber ins Musikzimmer. Nein, niemand braucht mich zu begleiten.“

Die Herren gingen schweigend durch die Bibliothek. Lüring schlug die alte Damastportiere zurück: „Bitte!“ Herr von Letzow sah ihn scharf an. „Alter Freund!“ sagte er, „was denken Sie jetzt? Ich fürchte, es ist wenig schmeichelhaft!“

Aber Lüring schüttelte den Kopf. „Es gibt Gedanken, die sich — sonderbarerweise — nicht mit Worten ausdrücken lassen. Aber seien Sie gewiß: es war nichts Unartiges. — Sind wir nicht ungefähr im gleichen Alter?“

Letzow sah ihn wiederum an.

Und Lüring nickte melancholisch: „Aber bei Ihnen ist es etwas anderes ...“ Dann streifte er die Flügeldecke zurück, klappte das Instrument auf und setzte sich. „Der gute, alte Kasten. — Was wollen Sie hören?“

Herr Friedrich von Letzow hatte den Kopf in die Hand gestützt und antwortete nicht.

Ein paar Akkorde breiteten sich aus, gar nicht aufgewühlt, sondern unendlich beruhigt und abendstill, eingehüllt in den Mantel heraufträumender Dämmerung. Dann sang Lüring mit einer klaren, leisen, ganz in sich schwebenden Stimme, die dennoch über der sanften Ebene seiner Sehnsucht weithin klang:

> Weite Wiesen im Dämmergrau.
> Die Sonne verglomm, die Sterne ziehn ...
> Nun geh' ich hin zu der schönsten Frau
> Weit über Wiesen im Dämmergrau
> Tief in den Busch von Jasmin,
> Durch Dämmergrau in der Liebe Land —

Das wiegende Schreiten des Liedes verstummte. Herr von Letzow blickte auf, sah, wie Lürings Blick seitwärts gefesselt hing.

Die Tänzerin stand in der Tür.

Sie trug ein Oberkleid aus taubengrauem Taft, dessen auseinanderschweifender Spitzensaum das zierliche Dreieck eines lachsfarbenen Unterkleides offenließ. Stand vor der goldbraunen Dämmerung des Hintergrundes und hielt eine matte Rose, unbewegt, mit verschlossener Schwermut.

Der letzte Ton verstummte zaghaft in einem Winkel.

Lala blickte fragend auf.

Letzows Hände lagen beruhigt, fast andächtig auf den Armlehnen des Sessels. Lüring, halb über den Flügel hinweg, vermochte sich nicht abzuwenden. Aber seine Finger glitten, leichter bewegt, über die Tasten. Mozartisches, G-Moll-Süßes, klang auf; Hirtenflöten vor rosenrotem Abendhimmel, heimziehende Barken mit stillen Wimpeln auf dem Schimmerspiegel eines Flusses.

Lüring, mählich seinem Spiele zugewendet, fand in den Tönen einen Halt für die bittersüße Stunde.

Aber Letzow war ohne Ablenkung dem wundersamen Bilde und seiner stets verhohlenen Sehnsucht überliefert, blickte selbstvergessen auf die Tänzerin; sein Herz schwebte wie eine unbegreiflich leichte Abendwolke der Sonne nach — immer erdenferner, immer mehr nur Wunsch nach letztem Licht, immer rührender in seinem Verlangen, von dem warmen Strahle des ewig jungen Weibtums gestreichelt zu werden — und immer einsamer in seiner traumverlorenen Höhe.

So waren die drei weltenfern voneinander, und doch mit Fäden seltsamen Gespinstes verbunden. Die Tänzerin, regungslos in ihrer Schönheit ruhend; Letzow, ganz in abendsüßem Schweben; und Lüring, an die Grazie rosenvioletter Dämmerung sich verschwendend und immer tiefer versinkend in stilles Abschiednehmen ... nicht wie hingewehte Wölkchen im Goldrot, sondern wie der

Schein des späten Tags in den Sensen heimkehrender Schnitter... und mit einemmal, über einen Dreiklang hinweg, der lang in Einsamkeit verhallte, stieg eine neue Weise auf, sammelte sich zu brahmsischer Feldblumenschlichtheit und Größe — die C-Dur-Sonate: Es ist ein Schnitter —

Lalas Hand sank, mit ihr die Rose.

In Letzows Augen erlosch der Glanz.

„Spielen Sie weiter," sagte Lala und setzte sich still in eine Ecke; und als Lüring mit dem Satze zu Ende war: „Es ist — ich habe mein Tuch vergessen —"

Ein Schauer lag in ihrer Stimme.

Lüring stand auf und ging, das Tuch holen.

Nach einer Weile hörte Letzow sich reden: „Wollen wir uns nicht wieder an den Kamin setzen?" Sie nickte nur. Sehr bald war Lüring zurück und legte das Tuch um ihre Schultern.

Aus benommenem Sinnen heraus fragte Lala mit einem Blick über die matten Goldschnörkel: „An solch fremden Abenden... kommt Ihnen nicht bisweilen ein Grauen, wenn Sie über das Alter dieser Dinge und über alles Vergangene grübeln?"

„Sie sind sehr jung," sagte Letzow verhalten; „dies alles gehört ja zu mir, zu uns; ich bin nur ein Blatt an dem großen Baume, der Jahrhunderte überdauert. Eines Tages werd' ich freilich ins Nichts geschüttelt werden. Je nun — in unserer Gruft ist Raum für viele Geschlechter, und ich werde in guter Gesellschaft sein."

„Sie — ja," nickte Lala, „und eben das gibt euch die Haltung, die w i r unser Leben lang lernen müssen; ihr habt sogar dem Tode gegenüber Haltung."

„Das ist das einzige, was man dabei tun kann," antwortete er. „Aber, mein Gott, wovon reden wir denn? Statt Ihnen zu sagen, wie schön Sie sind, bereiten wir uns aufs Sterben vor! Hören Sie doch: Sie waren schön! Niemals, glaube ich, ist eine schönere Frau in diesen Kleidern über diesen Boden gegangen. Schön wie ein Traum —"

„— und traurig wie ein Traum!"

„Nicht traurig —" Er stockte. „Ein bißchen Herzweh freilich — wie, Lüring?"

Der wiegte den Kopf mit melancholischem Lächeln: „Mir ist so abendlich zumut..."

Herr Friedrich von Letzow füllte die Gläser. „Leben wir nicht? Geht nicht morgen die Sonne wieder auf?"

„Ja! Ja!!" sagte Lala befreit. Mit einer starken Bewegung schüttelte sie unsichtbare Fesseln ab.

„Die Sonne geht wohl auf," sagte Lüring, „aber die Tage werden kürzer..."

Die Tänzerin jauchzte fast: „Laßt sie kürzer werden — nach dem Winter kommt ein neuer Frühling. Und wir leben!!"

Lürings Blick streifte über Lala hin zu Letzow und blieb in seinen Augen haften. Ganz ruhig sahen sie einander an und wußten, daß sie beide dasselbe dachten: i h r Kalender kannte nur noch das eine große Jahr des Lebens, dessen weite Kurve sich langsam zu neigen begann. Die Uhr schlug. Friedrich von Letzows Augen wanderten weit über das Jetzt hinaus. Um seinen Mund spielten Empfindungen als unmerkliche Schatten. Es wurde ein feines, kleines, ironisches Lächeln daraus, mit dem er nach der gewohnten Haltung suchte. Und während Lüring still das innere Aufklaren in seinen Mienen beobachtete und Lala fühlte, daß hinter diesem beherrschten Gesicht ein Vorhang sich langsam schloß — während dieser sonderbaren, bedeutenden Augenblicke hörte Herr Friedrich von Letzow immer noch den längst verhallten Silberklang der kleinen Uhr und sagte: „Es ist schon spät — wir haben heute so viel Schönes gehabt..." Die Tänzerin stand auf. „Darf ich Sie bitten, dieses Kleid zu behalten?" fragte er, „wir sind Ihnen wohl größeren Dank schuldig." Er neigte sich über ihre Hand.

Der Ausbruch streifte alle Benommenheit von ihnen. Lala warf einen Blick in den Spiegel. „Glauben Sie, daß ich um diese Stunde noch jemandem im Hause begegnen werde?"

„Gewiß nicht!" antwortete Letzow. „Ist dies das Kleid, das Sie vorhin — darf ich es tragen? Löschen Sie noch die Lichter aus, Lüring. Und gute Nacht."

⋆

Er ging einen halben Schritt voraus und hielt den dreiarmigen Silberleuchter. Wie ein Mantel aus gelber Seide wallte der Kerzenschein mit ihnen, die breite Treppe hinauf und den Flur entlang; durch die Fenster malte der Mond grüne Vierecke auf Boden und Wände.

Vor Lalas Zimmer blieben sie stehen.

Letzow hob den Leuchter ein wenig höher und betrachtete Lala mit einem leisen, lieben Lächeln; sie senkte die Augen vor dem Lichte. „So jung, so wundervoll jung sind Sie in diesem alten Kleide!" sagte er, „ja — so jung, daß man meinen möchte, Sie hätten der Zeit ihre Runzeln genommen, und das Jahrhundert des Rokoko sei noch lebendig. Seit heute nacht will ich an Gespenster glauben — freilich nicht an schreckliche!"

„Wecken wir niemanden auf?" fragte sie.

„Außer Ihnen wohnt hier niemand."

Das Licht flimmerte wohl in ihren Augen.

Herr Friedrich von Letzow hob ihre Hand

an die Lippen. „Gute Nacht — Sie zittern? Fürchten Sie sich?“

„Nein,“ sagte Lala und sah ihn an, „ich fürchte mich nicht. Nur —“

Wunderbares schwang in diesem schüchternen Wort — und in dem Schweigen, das sich wie ein blütenschwerer Fliederbusch nun über beide neigte. Als eine selige Welle, in der sein altes Selbst versank, schlug purpurdunkel Augenblick und Erkenntnis über Letzow zusammen.

„Lala —!“

Ein Huschen, ein Geräusch stieß ihn zurück. Er stand allein, taumelnd fast. Nachtstille häufte sich um ihn, um das Rauschen und Singen in seinem Herzen.

Ohne zu denken, klopfte er an die Tür.

Drinnen blieb es still. Da drehte er den Griff und trat ein. Lala, halb auf das Bett geworfen, verbarg zuckend ihr Gesicht.

„Mein Gott —!“ sagte Letzow erschrocken, stellte den Leuchter auf ein Tischchen und beugte sich über sie. „Kind! Kind!“ Er richtete sie auf, setzte sich neben sie auf die Bettkante und streichelte ihr hilflos über das Haar. Das Schluchzen verstummte.

„Ich wollte Ihnen ja nicht wehe tun! Hätt' ich ahnen können ...“

Sie entzog sich seiner Hand und sah beiseite.

„Sprechen Sie doch — sagen Sie mir, wie töricht ich war, oder was Sie wollen — nur schweigen Sie nicht!“ bat er.

Sie wandte ihm die schmerzlichen, beschämten, traurigen und zornigen Augen zu. „Als ich das Kleid hier holte,“ sagte sie, „wollte ich tanzen. Sie hätten ein Recht gehabt, mich darum zu bitten. Aber als ich hinunterkam — Lüring spielte die Träume seiner späten Einsamkeit, und Sie saßen in Wehmut und Sehnsucht — eine Frau fühlt das doch — da glaubte ich, Ihr Herz sei alt und jung zugleich, wie alles hier. Und ich, die ich nur jung bin — laßt ihr euch denn gar nichts schenken von uns?“

„Kind —“ sagte er wieder und zog die Weinende an sich.

Aber sie machte sich ruhig los und stand am Fenster, schlank und einsam vor dem Silberblau. Winkte ihm, zu gehen, und blieb allein.

*

Zum ersten Male zog der Diener das rot und weiß gestreifte Sonnensegel zurück, als er am Morgen den Frühstückstisch auf der Terrasse deckte. Zwar blendete das Vormittagslicht, aber die Kühle der Nacht und eine herbstliche Atemstille der Bäume wollte nicht weichen.

Die Kinder kamen mit Lala, neckend und bettelnd, daß sie bleiben solle. Herr Friedrich von Letzow war freundlich und heiter, niemand sah ihm eine schlaflose Nacht an. Lüring hielt sich in höflicher Wortkargheit.

Mit dem eintönigen Singen einer zuverlässigen Zivilisation rollte der frischgewaschene Wagen Lalas vor die Treppe.

Bernd von Letzow erschrak, als er dieses Zeichen eines unabänderlichen Entschlusses sah. „Nun sind es genau vierundzwanzig Stunden, seit das gnädige Fräulein angekommen ist!“ sagte er. „Hätt' ich doch noch vierundzwanzig Stunden Zeit, um Ihnen zu sagen, wie schön Ihr Besuch war!“

„Seit wann verlegst du dich auf Komplimente?“ fragte Herr Friedrich von Letzow lächelnd, aber mit forschenden Augen.

„Fahren Sie ein Stück mit?“ fragte Lala schnell. Bernd und Sabine jubelten; sie würden sich vom Vorwerk zurückkutschieren lassen.

Und dann stieg Lala mit ihnen in den Wagen, nahm von dem Herrn des Hauses noch einen Strauß später Rosen auf den Schoß, winkte aus grauen Polstern hinter den geschliffenen Scheiben ...

Herr Friedrich von Letzow wartete, bis der Wagen aus dem Parktor gebogen war.

*

Dann ging er langsam durch die Ulmenallee, bog auf einen abseitigen Pfad ein und kam schließlich an den Teich, der ganz dunkel und still vor sich hinträumte.

Hier stand, unter einer alten Blutbuche, eine Bank. Letzow setzte sich. Er lauschte auf die Stille. Sah, wie ein welkes Blatt herabsank auf das schwarze Wasser, und wie flammende Flecke in den Baumwällen des jenseitigen Ufers gegen den allzuklaren Himmel brannten.

Nicht lange, und auch Lüring kam des Weges, wandelte gemächlich und las in einem altroten Büchelchen.

Er sah auf, als er Letzows leisen Ruf hörte, trat heran und setzte sich neben ihn.

„Da wären wir nun,“ sagte er nach einer geraumen Weile. „Wollen Sie Horaz lesen?“

Herr Friedrich von Letzow hörte, wie hinter seinem Rücken der Herbst zwischen den Stämmen hindurchschritt. Er sah nicht auf und wandte sich nicht um. Denn der hinter ihm stand —

„Sehen Sie, Lüring!“ sagte Letzow mit einem leisen Frösteln der Seele zu dem Freunde, „so war es: Nicht als ob ich — nun ja. Aber daß ich es nicht w a g t e, ja daß ich eigentlich gar nicht einmal auf den Gedanken kam — daran erkennt man, wie herbstlich das Herz wird. — Nun ist sie fort ... ein Traum, der meiner allzukühlen Hand entglitt ...“



Der Michelkonzern
Gemälde von Prof. Hermann Groeber





# Die Reise durch die Luft. Von H. Grevenstett

Mit Zeichnungen von Ed. Thöny und W. Wellenstein

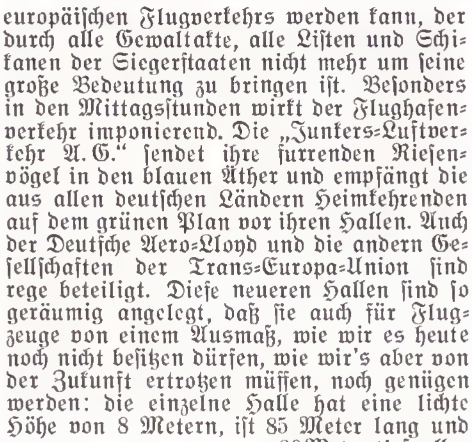
Zentralflughafen Berlin! — Zwischen der Hasenheide und dem Paradeplatz des Tempelhofer Feldes, der in vergangenen Glanzzeiten beim hellen Klang der Armeemärsche unter dem dröhnenden Gleichschritt der Garderegimenter zu erzittern schien, liegt der neue Flughafen. Ein Werk des Friedens und des wiedereinsetzenden deutschen Aufbaus. Mächtige Flugzeughallen, Werftgebäude, Scheinwerferturm, Werkstatthallen, Motorprüfstände, Radiohaus, Verwaltungsgebäude . . . Von einem Besuch zum andern scheint sich die stattliche Anlage zu vergrößern, zu vervollständigen. Die Zufahrtstraßen werden vorbildlich ausgebaut; allerlei Neubauten sind noch geplant: das Reichsluftmuseum, wohl auch ein Gasthof. Die deutschen Architekten haben in dieser Anlage nach Lageplan und Baubild einen neuen, eigenen Formwillen zum Ausdruck gebracht. Die Zweckmäßigkeit hat den Stil bestimmt, praktische Erfahrung hat bis in die letzte Einzelheit mitgeholfen. Und wieder zeigt sich an diesem Ergebnis, daß auch die Technik, die nur ihren logischen Gesetzen folgt, neue Schönheitsbegriffe schafft. Dieses große Feld mit der harten Grasnarbe, dessen Mittelstück wie auf einem flachen Kreisbogen die neuen Baulichkeiten aufnimmt, bietet mit dem Fernblick auf das Häusermeer Berlin ein stimmungsvolles Ganzes. Auch der Laie erkennt sofort das Walten klugerfaßter Lehren der Betriebstechnik und der Flugwissenschaft. Alle Ge-

bäude tragen hellen Anstrich. Schon von weitem entdeckt der nach Berlin strebende Flugzeugführer, dem als ragendes Mal der Reichshauptstadt zu allererst der Riesenturm des Charlottenburger Messegeländes aus den blauen Waldkränzen der Mark aufgetaucht ist, die feinen hellen Gebäudestriche am Rand des grünen Flughafens. Die Landung ist hier stets leicht und glatt zu vollziehen, auch bei Nacht, dank der Orientierung durch den Scheinwerferturm.

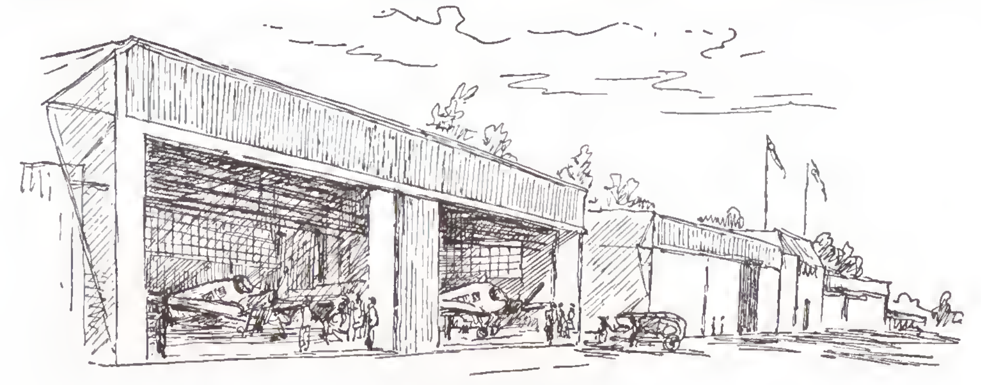


Zentralflughafen Berlin

Aber ist es zu glauben, daß von den vier Millionen Einwohnern Groß-Berlins bisher nur ein ganz geringer Bruchteil den Zentralflughafen überhaupt kennt? Nur bei den Veranstaltungen des „Deutschen Rundflugs" Ende Mai sah das grüne Feld größere Besuchermassen. Und auch da waren es noch mehr die volkstümlichen Belustigungen, die lockten, die Sturzflüge, der Schokoladeregen der Reklameflugzeuge, die spannenden Jagden auf bunte Gasballons. Unendlich vielen Berlinern ist bis jetzt noch gar nicht klar geworden, daß sie alle Ursache hätten, durch fortgesetztes wärmstes Interesse ein wichtiges Gebiet zu fördern, zu unterstützen, zu verteidigen, ein Gebiet, das dem deutschen Unternehmungsgeist, der deutschen Technik unendlich viel verdankt — und das von einer früheren schwächlichen Regierung fast völlig dem Spiel- und Spekulationswillen unserer Feinde überlassen war. Ein paar Stunden Aufenthalt im Zentralflughafen Berlin klären darüber auf, daß dieser Flugplatz tatsächlich ein Mittelpunkt des



europäischen Flugverkehrs werden kann, der durch alle Gewaltakte, alle Listen und Schikanen der Siegerstaaten nicht mehr um seine große Bedeutung zu bringen ist. Besonders in den Mittagsstunden wirkt der Flughafenverkehr imponierend. Die „Junkers-Luftverkehr A. G." sendet ihre surrenden Riesenvögel in den blauen Äther und empfängt die aus allen deutschen Ländern Heimkehrenden auf dem grünen Plan vor ihren Hallen. Auch der Deutsche Aero-Lloyd und die andern Gesellschaften der Trans-Europa-Union sind rege beteiligt. Diese neueren Hallen sind so geräumig angelegt, daß sie auch für Flugzeuge von einem Ausmaß, wie wir es heute noch nicht besitzen dürfen, wie wir's aber von der Zukunft ertrotzen müssen, noch genügen werden: die einzelne Halle hat eine lichte Höhe von 8 Metern, ist 85 Meter lang und 30 Meter tief, alles besteht aus Eisen, dabei sind die Tore leicht beweglich konstruiert. Zu jeder Flugzeuglandung findet sich ein Beamter der Zollbehörde ein. Aber die Formalitäten werden so flink erledigt, daß der Fluggast nur mit einem mitleidigen Lächeln der Umstände und Plackereien sich erinnert, denen er bei Eisenbahnreisen auf den Grenzstationen ausgesetzt war. Pagen flitzen herbei, um den Ankömmlingen das Handgepäck zu tragen, für prompte Weiterbeförderung zur Stadt im Auto zu sorgen. Da tauchen Weltreisende auf, die noch vor wenigen Stunden in Stockholm, Amsterdam, Genf, Helsingfors oder London weilten; die flinken Metallflugzeuge der Junkers-Werke bieten Gelegenheit, in einer Stunde Leipzig oder Dresden zu erreichen. Was den Neuling am meisten staunen macht, das ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Flugleitung auf die minutengenaue Innehaltung des Flugplans rechnet. Der Luftverkehr hat ja für die Eingeweihten alle kribbelnde Romantik der



Zentralflughafen Berlin

Unsicherheit, der Gefahr längst verloren. — „Sind Sie nicht seekrank geworden?“ Diese Frage wird dem Luftreisenden nach der Landung immer wieder von Außenseitern gestellt. Wer Angst hat (die durchaus überflüssig ist), der kann wohl bei böigem Wetter in einem kleineren Luftfahrzeug die Sicherheit über die Magennerven verlieren. In dem neuen zwölfsitzigen Junkers-Großverkehrs-Flugzeug wird wohl nur der zu leiden haben, der auch auf See bei der leisesten Dünung Opfer bringen muß. Über die Ängstlichkeit der Neulinge wird man in einigen Jahrzehnten gerade so herzlich lachen, wie heute über die Ovationen, die man vor ebenso langer Zeit den „kühnen“ ersten Eisenbahnreisenden von Nürnberg nach Fürth, von Berlin nach Potsdam darbrachte. Es ist im erziehlichen Interesse nicht eben sehr überlegt gehandelt, wenn Tageszeitungen eine immer wiederkehrende Rubrik für Flugunfälle unterhalten. Aus der ganzen Welt werden da alle Nachrichten über solche Geschehnisse getreulich zusammengetragen, gleichviel ob es sich um Unfälle fremder Militärflieger bei verwickelten Luftmanövern am Kanal, um solche von rekordhungrigen Sportfliegern bei irgendwelchen neueren Kunststücken handelt. Auch Meldungen vom Überfälligwerden eines Reiseflugzeugs finden den Weg in die Tagespresse (und sind meist längst überholt, wenn die Zeitung am Frühstückstisch auftaucht). Man stelle sich doch vor, daß heute noch jede einzelne Zugverspätung zwischen Alexandrien und Kairo, zwischen Bobadilla und Madrid, zwischen Genf und Grenoble durch die ganze Welt telegraphiert würde. Die Statistik hat einwandfrei bewiesen, daß der Luftverkehr der sicherste und gefahrloseste im gesamten Weltverkehr ist.

Nicht nur der stets Eile habende Geschäftsmann, der Diplomat, der Kongreßteilnehmer, der Zeit ersparen will, kann sich heute ohne die leiseste Sorge dem Flugzeug anvertrauen, sondern auch der Vergnügungsreisende darf ihm mehr und mehr seine Aufmerksamkeit zuwenden. Und — wer nur erst ein paar Flüge ausgeführt hat, der ist dem Flugverkehr ja meist für immer gewonnen! So sind neben den von Berlin ausgehenden Flugstrecken der deutschen Hauptgesellschaft, Junkers-Luftverkehr A. G., auch die des Aero-Lloyd und neuerdings des Süddeutschen Aero-Lloyd, zu beliebten Versuchsstrecken für Neulinge geworden. Der Flugplatz München-Oberwiesenfeld hat sich in überraschend kurzer Frist zu einem neuen kleinen Zentrum des Luftreiseverkehrs zahlreicher süddeutscher Sommergäste entwickelt. Man fliegt von München in drei Viertelstunden nach Innsbruck, in einer knappen Stunde nach Bad Reichenhall, von Reichenhall in einer halben Stunde nach Berchtesgaden. Oder man unternimmt von Baden-Baden aus einen Orientierungsflug nach Stuttgart, nach Karlsruhe, nach Frankfurt, nach Konstanz. Mit Junkersflugzeugen gab es in diesem Sommer auch einen gern benutzten Seebäderdienst: von Bremen nach Borkum, Wangeroog und Norderney. All diese Unternehmungen werden dazu beitragen, dem Reiseverkehr durch die Luft neue Anhänger in Deutschland zuzuführen. Damit kommt dann selbstverständlich auch die Verbilligung, die das rasche Verkehrsmittel auch dem Mittelstand erreichbar machen wird.

Als ich das erste halbe Dutzend Fernflüge hinter mir hatte, konnte ich verstehen, daß mein Vetter, der im Flugzeug nach Genf gereist war, aber mit der Bahn hatte zurückkehren müssen, die „Bummelei eines solchen D-Zugs“ nervenquälend nannte. Und die mir befreundeten Mitglieder eines westfälischen Hauses, das jüngst seinen Familientag abhielt, erzählten schmunzelnd die Tatsache, daß ihre 87 jährige Seniorin, die die Strapazen einer langen See- und Eisenbahnreise wohl kaum mehr gut überstanden hätte, sich in London ins Flugzeug gesetzt habe und mit kurzer Zwischenlandung in Amsterdam in knapp fünf Stunden in ihrer alten deutschen Heimatstadt gelandet sei, in



bestem Wohlsein, entzückt von dem wundervollen Erlebnis dieser Blitzreise.

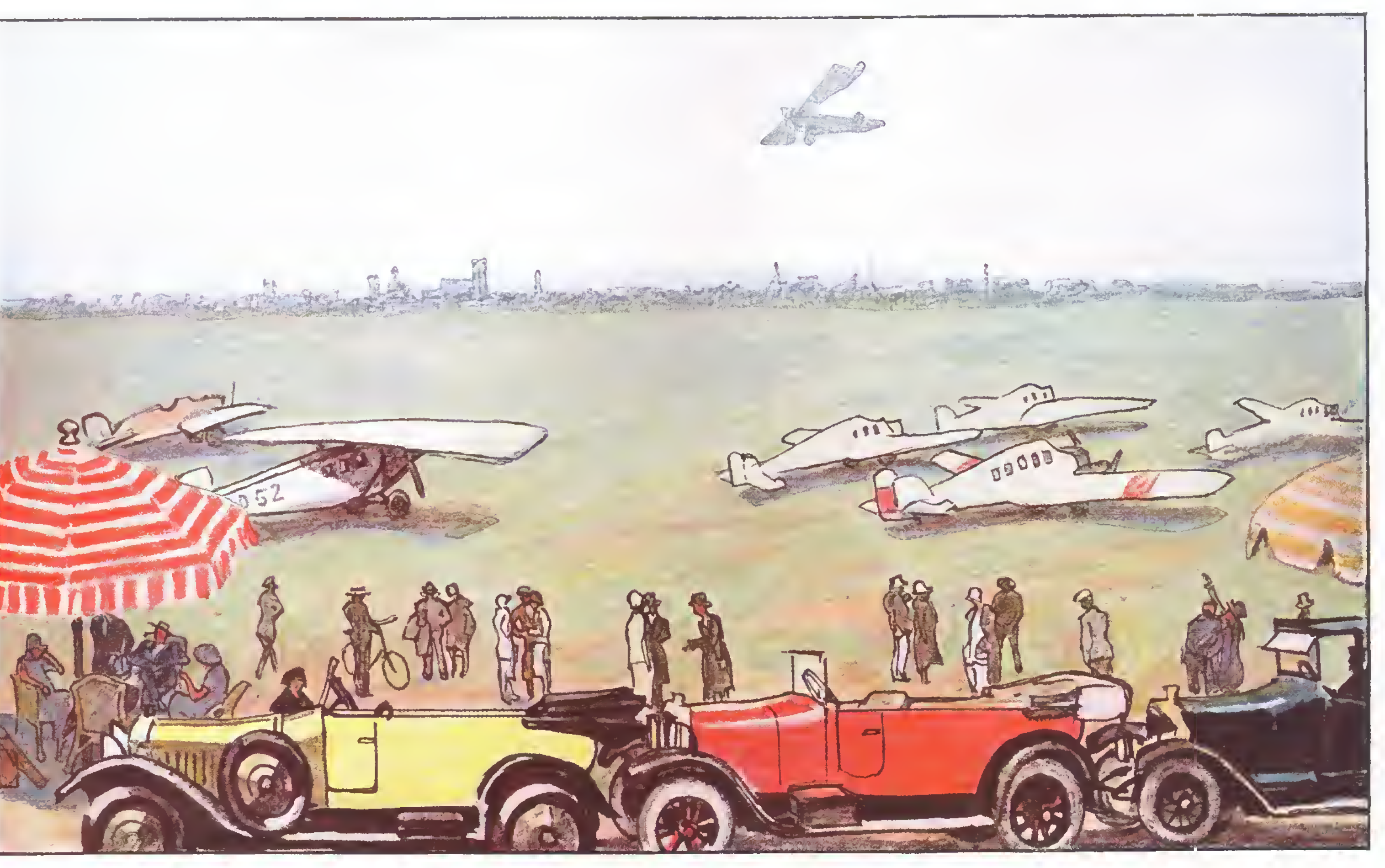
*

Welche Strecke wollen wir wählen, um die oft geschilderten Eindrücke eines Fernflugs in einem der modernen Metallflugzeuge nachzuprüfen? Wir können über Danzig nach Stockholm in sechs Stunden Flugzeit gelangen, über Leipzig und Nürnberg-Fürth in viereinhalb Stunden Flugzeit nach München.

Fliegen wir zunächst einmal nach München, um unsere Ferienwanderungen in den deutschen Alpen anzutreten. Auf dieser Strecke gewinnen wir Einblicke in die verschiedensten Geländeformationen Mitteldeutschlands. Es ist der schönste, praktischste und rascheste Geographieunterricht, den wir uns wünschen können.

Im Zentralflughafen Berlin herrscht reger Verkehr um die Mittagsstunde. Flugzeuge starten und landen. Das unsere hält in einer Reihe mit drei oder vier andern großen Vögeln, schön ausgerichtet, vor der Junkers-Luftverkehr-Halle. Ein Treppchen mit drei Stufen wird angesetzt. Wir steigen ein und nehmen Platz. Die Kabine hat die Ausmaße eines geräumigen Autoviersitzers. Der Pilot sitzt in seiner halboffenen Koje davor; der Platz neben ihm ist oft besetzt von einem Kollegen, der zu neuem Dienst auf anderer Strecke mitfliegt. Der Propeller wird versuchsweise angedreht. Der Lärm ist stark. Wir stellen es uns zunächst nicht angenehm vor, daß er uns nun stundenlang begleiten wird. Die vier Plätze in der Flugkabine sind bequem; man sitzt wie in gemütlichen Klubsesseln. Links und rechts ist an jedem Platz ein breiter Ledergurt mit Hakenverschluß angebracht. Man schnallt sich beim Starten wie beim Landen fest — für den kaum anzunehmenden Fall, daß eine Bodenunebenheit den glatten Verlauf stören sollte. Der Flugleiter oder sein Vertreter, der rasch die Flugscheine, die Begleitpapiere des Piloten und die übliche Fracht (meist Tageszeitungen) nachprüft, wünscht gute Reise, die Tür wird geschlossen, ein Fenster bleibt halb offen, das Flugzeug setzt sich in Bewegung, rollt in rasch wachsender Geschwindigkeit über die Grasnarbe, genau gegen den Wind, die kleinen ruckenden Stöße und Erschütterungen hören auf, wir haben den Erdboden verlassen, das Flugzeug macht eine Kurve, legt sich dabei wie ein Segelboot auf die Seite, gewinnt den vorgeschriebenen Kurs, richtet sich wieder auf, und nun geht's mit einer Gesetzmäßigkeit, die uns doch einige Bewunderung auslöst, obwohl wir von der festen Erde aus solche Riesenvögel schon tausendmal haben über uns das Luftmeer zerteilen sehen, schnurgerade auf das Ziel in der Ferne zu. Wir sehen die Welt unter uns aus etwa fünfhundert Meter Höhe. In tieferen Lagen, über den Wäldern, ist die Luft heute böig, in dieser höheren Schicht fliegen wir also am besten, von Böen, die seitliches Schwanken oder ruckweises Absacken hervorrufen, am wenigsten behelligt. Die großen Metallschwingen des Junkers-Flugzeugs, das ja ein Eindecker ist, liegen unterhalb der Kabine. Unmittelbar senkrecht hat man deshalb durch die drei Fensterscheiben rechts und links keinen Ausblick, nur ein wenig voraus und ein wenig zurück. Darum ist es nicht jedem leicht, sich zu orientieren. Aber wer das Kartenlesen beherrscht, setzt bald seinen Ehrgeiz darein, die Strecke genau zu verfolgen. Seltsam verschoben wirken diese Geländebilder, die wir von der Eisenbahn oder vom Auto aus bis in alle Einzelheiten zu kennen glaubten. Niveau-Unterschiede sind kaum mehr festzustellen. Wir rasen mit einer Geschwindigkeit über die Landkarte hinweg, die uns fast unwirklich vorkommen will. Da unten ein gerader Strich mit blinkenden Schienen, eine Eisenbahn, ein schachbrettartiges Ackerland, blaugrüne Wälder, Städte, Dörfer, ein See, ein Wasserlauf. Aber die charakteristischen Merkmale des Profils einer Landschaft fehlen. Sie wirkt wie von oben nach unten zusammengepreßt. Der Pilot muß also geübt sein, ganz andere Haltepunkte ins Auge zu fassen, als sie der Flächenwanderer kennt. Den wichtigsten Dienst versieht dabei wohl immer die Magnetnadel. Wittenbergs Schloßkirchturm erscheint als winziger Aschenbecher in Sternform, erkenntlich hauptsächlich durch die Nachbarschaft der Elbe. Bitterfelds Charakteristikum ist die trostlose Anhäufung grauer Industriebauten. Leipzig wird ausgemacht durch die grünen Anlagen des Völkerschlachtdenkmals. Der dicke Dunst der Großstadt liegt über diesem Häusermeer. In großem Bogen stoßen wir auf den Flughafen zu. Gleitflug zur Erde. Es ist ein schönes, sicheres Gefühl, so bei abgestelltem Motor wieder in die Tiefe zu kommen. — Wir haben von Berlin bis Leipzig nur fünfzig Minuten gebraucht. Mein Nachbar verabschiedet sich, besteigt das telephonisch bestellte Auto und erreicht pünktlich seine Generalversammlung — anderthalb Stunden, nachdem er sein Büro im Berliner Bankviertel verlassen hat.

Neue Fluggäste. Kurzes Aufwinden nach Norden gegen den Wind. Kurve um Leipzig herum. Dann geht's zwischen dem Vogtland und Franken auf tausend Meter Höhe empor. Die Welt ist eine Reliefkarte geworden. Aber der Pilot vermeidet die zahlreichen Überschneidungen der kalten Waldtäler, er hält das Flugzeug über den Kämmen des Gebirges, da sind wir ohne Böen und baden in herrlicher Sonne. Erst bei Bamberg tauchen wir wieder tiefer. Und die fürstbischöfliche Residenz zeigt im kurz gedrungenen Aufbau ihre Silhouette über den roten Stadtdächern. Der Main — die Donau — die Isar blinken als Silberstreifen. Spielzeugschachteln sind da unten ausgepackt. Die Schachbretter der Ackerwirtschaft sind grün und gelb und lehmbraun. Nun hebt sich links Schloß Schleißheim mit seinen grünen Gärten und Parks aus dem leicht überdunsteten Land. Und weiße, scharfgegliederte Wolkenballen, die im



Flughafen München-Oberwiesenfeld



Süden aufsteigen, bedeuten die Kette der bayrischen Alpen.

Es ist ein starker Eindruck, jedesmal ist's eine Erfrischung des Geistes und der Nerven, wenn man einen solchen Fernflug unternimmt, der in ungeahnter Schnelligkeit zum Ziele führt, frei von allen Belästigungen des Eisenbahnverkehrs, auch von seinen viel größeren Gefahren — aber zum Schwärmen kommt auch der romantischer Veranlagte nicht. Diese Flüge sind eben kein Abenteuer mehr, sondern eine fast auf die Minutendauer festgelegte Prestoreise. Ein Wunder nur noch für ältere Menschen. Die Jugend von heute bekam die Geschenke der größten Errungenschaften von Wissenschaft und Technik in die Wiege gelegt und hat gar keinen Anlaß mehr, sich zu wundern. Man fliegt eben, wie man Auto fährt oder wie man im Radio mithört, Riesenschiffe ohne Mann am Rad durchs Weltmeer steuert, unter Wasser weitreichende Signale gibt ...

*

In keinem Lande hat die Technik seit dem Kriege soviel ernste Führungsarbeit geleistet wie in Deutschland. Kein Land war ja auch so grausam eingeengt, auf eigenes Forschen und Ausprobieren angewiesen. Die Mittel waren nicht vorhanden, um die gutgeglückten kleineren Ergebnisse sofort im höheren Grade durchzuprüfen, die Erfolge auszunutzen, geschäftlich auszukosten. Viel deutsche Versuchsarbeit ist dadurch dem ausländischen Konkurrenten, der mit seinen reicheren Mitteln darauf aufzubauen wußte, zugute gekommen. Es hat auch Verräter genug gegeben, die in den Jahren der deutschen Hundedemut dem angebeteten Dollar — zum unermeßlichen Schaden des Volksvermögens — jedes Geheimnis gern verkauften. Großtaten wie der Zeppelinflug über den Ozean waren erst nötig, um der Welt — und Deutschland — zu beweisen, daß der besiegte Deutsche stärker ist, als er selbst es ahnt.

Das im Mai dieses Jahres zum erstenmal in den Auslandsverkehr gestellte Dreimotoren-Eindecker-Großflugzeug von Junkers hat das deutsche Publikum überrascht. Ein zwölfsitziges Flugzeug! — Doktor Fausts Zaubermantel!

Jeder, der den Ernst und die Gewissenhaftigkeit und den Unternehmungsgeist dieses großen Dessauer Hauses kennen gelernt hat, der wußte, daß die führenden Männer der Wissenschaft und der Technik sich bei diesen Ergebnissen noch immer nicht bescheiden würden. Schon tauchte die Hoffnung auf: bei





wiedergewonnener Freiheit sollten wir es noch erleben, daß einmal ein deutsches Junkers-Flugzeug hundert Fluggäste im friedlichen Verkehr von Erdteil zu Erdteil beförderte. Da kam im Hochsommer dieses Jahres die anmaßende Note der Botschafterkonferenz, die eine unerhört demütigende, raffiniert ausgeklügelte Knebelung der deutschen Luftschiffahrt in die Wege leiten will.

⋆

„Die Engländer sagen Jesus und meinen Kattun."

Fontane, der Dichter, hat die Mentalität des Inselvolkes in diesem Satz so schlagend dargetan, daß die ganze „dichterische Versonnenheit" unserer Diplomaten und Volksvertreter im letzten Menschenalter dazu gehörte, um ihn in seiner gefährlichen Nüchternheit nicht zu begreifen.

Der deutsche Michel, der sich vor den gerissensten Halunken der Weltgeschichte in seinem biederen schwarzen Bratenrock hinstellte und von Schluchzen unterbrochen erklärte, das deutsche Volk wolle gewissenhaft Buße tun für alle Schäden, die der teuren Mitwelt durch den Weltkrieg erwachsen seien, — der deutsche Michel, der seine Hand eher verdorren lassen wollte, als daß er die infamen Forderungen seiner siegestrunkenen Feinde unterschreiben werde, und der hernach unter dem Druck der friedliebenden Philister alles zu erfüllen versprach, was nicht im Traum erfüllbar ist — der deutsche Michel steht nun wieder einmal an einem Wendepunkt.

Die ehrenwerte Botschafterkonferenz — beileibe nicht etwa eine Konferenz der industriellen Flugzeugkonkurrenz — erklärt kurzer Hand alle deutschen Flugzeuge als „Kriegsgerät", die imstande wären, ihnen den Profit am Reiseverkehr durch die Luft zu schmälern.

„Die Botschafter sagen Pazifismus und meinen Dividende."

Die Entwicklung der deutschen Luftverkehrstechnik soll durch die neuen Bestimmungen vollkommen erdrosselt werden. Die „Sieger" fürchten die hunderttausend Männchen der deutschen Reichswehr gewiß nicht; selbst der feigste Pariser Rechtsanwalt wird das im Ernst nicht mehr behaupten wollen. Was man fürchtet — und beneidet —, das ist der deutsche Aufbaugeist. Der Kattun-Engländer, dessen Agenten in Indien, in China und in Ägypten gegenwärtig über Vorder-

und Hintertreppe hinausfliegen, zittert vor Angst vor dem Arbeitswillen der deutschen Konkurrenz, die trotz Versklavung und trotz Weißbluten sich wieder aus kleinsten Anfängen heraus zu einer Macht emporzuschwingen droht.

Alle Möglichkeiten der freien Forschung sollen Deutschland durch eine erbärmliche Industriespionage beschnitten werden. Die Botschafterkonferenz will keine deutschen Flugzeuge zulassen, die höher als viertausend Meter steigen können — weil sie ahnt, daß der Höhenschnellflug für den Reiseverkehr über den Ozean die größten Zukunftshoffnungen birgt, und weil sie weiß, daß deutscher Erfindergeist und deutscher Unternehmungsmut rascher zum Ziele gelangen als der eigene. Und sie hat es nach dem Amerikaflug des Zeppelin, dieser weltgeschichtlichen Tat deutscher Friedensarbeit, gewagt, den Bau von Luftschiffen mit mehr als dreißigtausend Kubikmetern Gasinhalt zu verbieten — wo jedes Schulkind weiß, daß ein großes Luftschiff überhaupt keine Kriegswaffe mehr ist und daß ein Zeppelin als Fernverkehrsmittel zwischen hunderttausend und hundertfünfzigtausend Kubikmeter Gasinhalt braucht.

Selbstverständlich verlegt die deutsche Industrie neue Fabrikations- und Versuchs-Zentren ins neutrale Ausland. Amundsens Dornier-Flugzeug ist bekanntlich deutsches Fabrikat, daran kann Neid und Mißgunst nun einmal nichts ändern. — Ein paar lächerliche Versuche französischer Verkehrsinstitute, wichtige Flugstrecken unter Ausschaltung der deutschen Flughäfen über die Schweiz, Italien oder die Tschechoslowakei nach dem Osten zu führen, sind bereits gescheitert. Deutschland bildet das Herz Europas. England hat das kindische Blindekuhspiel, wie Frankreich sich an Deutschland vorbeizudrücken, auch gar nicht erst mitgemacht. — Das kommende Frühjahr wird wohl zeigen, inwieweit die Rechtsanwälte an der Seine, die das Schicksal der armen Franzosen in die Inflation des Militarismus und des Papierfranken gepeitscht haben, ihr Brett vor dem Kopf zu lüften gesonnen sind.




Bei den Teilungen der Erde pflegte der deutsche Träumer stets zu spät zu kommen. Nun wird das größte Weltenreich neu verteilt: das Reich der Lüfte. In fünfzig Jahren sollten unsere Urenkel uns nicht vorwerfen dürfen, daß wir uns bei diesem Riesenunternehmen abermals so kurzsichtig michelhaft benommen haben!

# Aufblick, von Karl Foerster

## Welthumor

Vom echten Humor, vom Welthumor gilt, was Goethe von Shakespeare sagt: Er gesellt sich zum Weltgeiste.

Humor! Überströmen des Ernstes! Ein Erblühen von Feuer, Kraft und Blume des innersten Wesens, Kopernikustat des Gemüts!

Gottgewährte, königliche Kraft des Menschen zur Erhebung über alles und zu geheimnisvoll sich hinabneigender Betrachtung der irdischen Welt.

Diese sonnigste Krönung aller Hoheit der Menschennatur wahrt eine Würde, die durch nichts anderes gewahrt werden kann.

Hier kommt alldurchdringende Festlust aus Verschmelzungen des Heroischen mit dem Jugendlichen, durch die beides tausendfältig und liebenswert an die Oberfläche des Lebens tritt.

Ein Witzwort läßt uns manchmal erkennen, in welche Bezirke der Weltwachheit ein Mensch aufreicht.

Seltsamer geistiger Phosphorglanz, immer tiefer entfacht von der Verwegenheit wachsender Welterkenntnis, immer reichere Weltfülle durchblitzend!

Kein ernster Fortschritt, der nicht die Sphäre des Gelächters erweiterte...

Ein Mitreisender der Zeppelinfahrt über der Schweiz schrieb in seinem Bericht von der Fahrt über den Bergen von Küßnacht: ... „von hier aus vielbeachteter Einblick in die hohle Gasse, durch die er kommen mußte."

Jüngst bei einem Neuyorker Radiokonzert der neunten Symphonie von Beethoven, die von Weingartner dirigiert und von mehreren Millionen Menschen in Stadt und Land gehört wurde, setzte plötzlich in den großen Chören des Lieds an die Freude die Musik aus und der Präsident ließ sagen, die Katze seiner Frau wäre fort, die seit sechs Jahren bei ihnen sei, und man solle ein Auge auf sie haben; dann ging die Musik weiter. — Ein Leuchtturmwärter ferner, einsamer Küste, der auch mithörte, drückte Weingartner funkentelegraphisch seine Bewunderung für seine Dirigentenleistung aus.

## Eros und Prometheus

Erstaunlich, daß die Liebe der Eva zum Adam nicht merkwürdiger und tiefer von der schöpferischen Welttätigkeit des Mannes beeinflußt wird; vielleicht ist die Frau von früh auf zu sehr gewohnt, unter dem Einfluß der seelischen Ausstrahlungen männlichen Wesens zu leben; da dies viel stärker der Fall ist, als umgekehrt, so können wir Männer uns hierin schwerer in die Lage der Frau hineinversetzen.

Eigentlich, so denken wir, müßten sie doch bei jedem Ozeandampfer, jeder Masei-Lokomotive neben allen übrigen Gedanken noch einen besonderen Gedanken haben...

Aber da wird ganz vergnügt in unseren D-Zügen gefahren, unsere duftenden Gartenblumen im Knopfloch, unsere Melodien im Ohr und mit holdseligen Augensternen durch unsere Riesenfernrohre geguckt! Die Frauen und Mädchen scheinen uns in diesem Punkt noch halbverschlafene, verträumte Kinder, die nicht wissen, ob sie die Weihnachtsbescherung Vater, Niklas oder dem Christkind danken.

Natürlich gibt es überall weibliche Ausnahmewesen, die als verborgene Sonne hinter dem blühenden oder keimenden Werke des Mannes stehn; die erfaßt haben, daß der Mann, der so viele unwägbare Kräfte der Frau braucht, in seinem innersten Leben und Fortschreiten, das auf Verwegenheit ruht, nach kühner Kameradin seiner abenteuerlichen Sendung verlangt, die ihr Herz nah an seinem Kopf hat.

Im ganzen aber hat die Eva den Wunderknäuel Adam noch gar nicht recht ausgepackt; ihre Neugier versagt auf den höchsten Gebieten. Aber auch dies gehört nun wieder zum Wunderknäuel Eva. Würde uns manch Anderswunsch erfüllt, wär' der Rückwunsch vielleicht stärker.

## Der Filter

Zwischen dem Augenblick, in dem wir etwas sagen wollen, und demjenigen, in dem wir es sagen, liegt eine kurze, bedeutungsvolle Zeitspanne, die aber genügt, um die Tonart und den Charakter unserer Worte von Grund aus umzuschmelzen, sozusagen von oben zu taufen und mit den Gipfeln unseres Wesens in Einklang zu setzen.

Welche Schlacken unbewußten Spießertums können wir noch schnell geistesgegenwärtig und herzensgegenwärtig hinwegschmelzen, welche Reinigung von Kleinlichkeit, Staub und Schwere immer noch rechtzeitig unbemerkt vornehmen! Aus eigenem Vorwurf können wir Vergrätztheit, Säure und Pharisäertum, aus der Antwort auf fremden Vorwurf Empfindlichkeit oder leise Selbstgefälligkeit unserer Antwort entfernen; aus der Klage die Weichheit gegen uns selber, und aus der Bezeugung von Teilnahme und Hilfsbereitschaft ungerechtfertigten Überlegenheitsklang hin-

wegbrennen. An Stelle der Beeinflussung unserer Stimme und Haltung durch die voraussichtliche Tonart der Aufnahme und Antwort des anderen tritt der Wunsch, diese durch Friedenswillen, Humor, Mittlerkraft und Sympathie zu entwaffnen. — Dieser Filter ist um so notwendiger, als wir ja auch umgekehrt gar nicht in der Lage sind, unserer Liebe und Freundschaft, Zuneigung und Teilnahme so tiefen und mittelbaren Ausdruck zu verleihen, wie wir gern möchten. —

Allmählich wird dann diese Filtergewohnheit uns selbsttätig Stimme und Ausdruck, ja schließlich auch Gefühle und Gedanken ganz anderer Art filtrieren helfen. —

### Du lebst nicht, sondern wirst gelebt

Wir waren vor einem Festabend nach der Köpenicker Straße im Berliner Osten verschlagen und suchten dort für Festgenossen in Kostümen eines Maskenladens herum, der mit einem Eckfenster des ersten Stockwerks in den Hinterhof mündete. Da blickte ich zur erleuchteten Reihe der Hintertreppenfenster hinüber, auf deren matter Glasscheibe der Schatten einer schwerbeladenen Frau sichtbar ward. Jetzt erschien der Schatten wieder im Fenster darüber, wie ein ergreifendes Bild, vom Fensterrahmen schön gefaßt, Inbegriff alles Leidens, äußerstes Südkap der Alltäglichkeit, die arme Frau in der Köpenicker Straße mit schwerer Last ihre Hintertreppe hinaufleidend.

Ein paar Sterne des großen Bären brannten über dem dunklen Mauerschacht.

Da ward es mir plötzlich benommen, Leiden ganz für bare Münze zu nehmen; und schien mir, als sei alles eine Phantasmagorie ungeheuerlichen Maskenspiels; und entspräche allem Leid einst seliges Triumphieren, wenn die Verwandlung in die große Verzauberung brach. O wir armen, dummen Kinder!

Noch einmal ward das Leidensschattenbild am obersten Fenster sichtbar; die Sterne funkelten groß und mild, wie ihnen befohlen, seltsames Licht hat den düsteren Schacht angeleuchtet.

### Jene Musik damals!

Und wieder sind uns Glückes- oder Leidenszeiten bereitet, in denen Musik mit schrecklicher Süße ans Herz greift und es durch alle Höhen und Tiefen reißt.

Schrankenlos verschmilzt das Feuermeer der Töne mit inneren Feuern. Unverlöschliches wird geprägt. — Und Duft und Glut jenes Damals hangt dieser Musik auf ewig an. Ein Jahrzehnt ist ein Hauch vor ihr. Erschauernd unter ihren Klängen sinken wir wieder in jene Welten, überströmt von heiligen Lebenswellen erschütternden Gedenkens, spüren den unsterblichen Atem alles Erlebens, das Bange, Duftige, Unausgelebte, das ewig nach Erhöhung und Vollendung drängt und über alle Erlösung hinaus glühend sehnen und leiden will.

### Brahms' Variationen über ein eigenes Thema

... Uralte verschüttete Seligkeiten und vergessene Hoffnungen quellen taufrisch empor, leis und verzehrend weht Blütenduft aus Gestaden der Vergessenheit heran — und zitternd neigt sich die Seele über den Rätselbrunnen ihres Selbst. —

Die Panzer und Rüstungen des Ältergewordenseins schmelzen und sinken in Blumen — verzaubert blickst du in dies seltsame Heut, wie in eines anderen starkes Leben, erschüttert empor und zurück zu den Firnen der Jugend, über denen herrlich kommendes und scheidendes Licht wechselt. Ach diese Musik ist keine Lösung und Antwort ...

Sie ist die ewige Jugend und Lebensglut selber, getaucht in das uns selber süßgeheime, fremdartige Aroma unserer höchsten Lebensseligkeiten, das hier zum erstenmal aus unsagbarem Duft zu Klang und Stimme erblüht ...

### Bach, Sonate 6, Opus 17

Du erdenstilles Wandern im roten Abendlicht, Geisterschreiten aller Sternengeheimnisse voll!

Aus welchen Sphären quillt und stürmt es hier über weggeschmolzene Schranken zwischen Gottestiefen und Seelengründen?

Was redet hier mit Wem? Demütig und triumphierend, tränenschwer, selig und allwissend?

Weißt du noch, Seele?

Todestraurig glüht jenes Einst durch Schmerzensgitter mit flehender Süße ins Heute:

Bleibst deinem Leidensernten treu, mit unermüdetem Herzen schmiedend an Erlösungskronen?

Vorüber, klingendes Wunderschiff, fernhin verzitternd, verschwindend!

Die nächtlichen Wasser der Seele leuchten in tiefen Furchen und Schauern. —

*

Die Menschen sind meist klüger als ihr Schicksal; sie geraten in schwere Schicksale oft nur durch eine einzige kleine, fahrlässige Seite ihres Wesens hinein; auch ahnen sie im voraus viel mehr Folgen, als es scheint, glauben

aber, durch ihr Voraussehen eines Ungemachs werde dem Schicksal der Reiz genommen, es geschehen zu lassen.

Wir Weichensteller des Schicksals unterschätzen die Fernwirkungen unscheinbarer kleiner Weichenstellungen; ein geringer, vollständig im Bereich unseres Wesens liegender täglicher Mehraufwand an Energie auch nur der Ordnungs- und Gesundheitspflege, der Einfühlung in andersgeartete Mitmenschen unter Aufgebung eigener Wesensrechthaberei, würde genügen, unser Leben schon in Wochen auf eine ganz andere Plattform zu heben.

*

Die meiste Reue kommt zu früh. Sie überschätzt Unwiederbringlichkeiten, deren meiste eingebildet oder verfrüht sind im Verhältnis zum sofortigen und späteren Lebensspielraum für Rettung, Abhilfe, Heilung und Wiedergutmachung. Reue und Sorge, soweit sie nicht außer unserer Gewalt liegen, sind Zerrbilder der Einkehr und Vorsorge, kraftlähmende, elektrische Kurzschlüsse zwischen Seele und Körper.

*

Viele Menschen befolgen Ratschläge des Himmels oder der Menschen halb oder verspätet, machen aber den Ratgeber für die Folgen ganz mitverantwortlich. Die Lücke ist das Schicksal.

*

Müßiggang hat Gold im Munde, aber die kleinen Zeitverzettelungen sind die schlimmsten.

*

„Alle Dinge sind ganz anders;“ diese Worte zwitschern wie ein Vögelchen, das plötzlich in den Himmel fliegt und Flügel auseinanderschlägt, gewaltiger als die blitzende Milchstraße.

*

Dummheit ist durch Affekt gesperrter Intellekt.

*

Ärger sieht den Wald vor Bäumen nicht. Kein Kartoffelfusel wirkt so verdummend, überall lockt Ärger auf Holzwege, die plötzlich aufhören. — Wird ihm ein Stoff genommen, so benutzt er die Pause nie dazu, das Ausmaß der eigenen Dummheit zu ermessen, sondern kaut schon wieder an einem neuen Ärgerstoff, der ihm die nötige Betäubung bei der Betrachtung des vom letzten Ärger Angerichteten liefert.

*

Das Leben ist halb Schwertertanz, halb Eiertanz.

*

Kleine Mißverständnisse berichtigt man, große läßt man laufen.

*

Suchet, und Ihr werdet noch ganz etwas anderes finden.

*

Auch die frömmsten Pferde scheuen die Dampfwalzen, die ihnen den Weg bereiten.

*

Vor keinem Rätsel stehst du allein.

### Bilder und Wachstum

Wer gerne viel mit Bildern lebt, wird nicht müde werden, nach jenen gar nicht so seltenen Wundern von Bildern zu suchen, die uns im Laufe der Zeit nicht älter, sondern eher neuer und jünger werden. Er wird sein tägliches Leben nach Möglichkeit in beständiger langsamer Abwechslung mit Bildern oder deren Nachbildungen aus allen Zeiten und Kulturvölkern umgeben, sie als Senklote in das Leben, das hinter ihnen steht, und als Teilerscheinungen eines großen, wachsenden Organismus betrachten, dessen Wachstum in den neuesten Zeiten für den Mitlebenden am bedeutsamsten ist.

Wie es Verschwendung ist, äußere Wände eines Landhauses ohne Berankungsschmuck, schöne Gartenplätze ohne edle Pflanzen zu lassen, so sollte man, wenn man jenen sechsten Sinn für Bilder hat, unter sorgfältigster Meidung von Überhäufungen alle guten Bilderplätze in Wohnräumen, im Flur und Treppenhaus für sich und für andere unter wechselndem, erlesenem Bilderschmuck halten.

Volles Wissen um die Abstände zwischen Bild und Nachbildung kann Hand in Hand gehen mit leidenschaftlicher Schätzung und eifrigster Verwendung auch der Nachbildungen.

Die zufälligen täglichen Blicke auf Bilder sind oft die aufschlußreichsten.

Musik mag mit brennenden Fiebern heilen und helfen, Malerei entwirrt mit kühlen, frommen Händen, Bilder drängen die Seele aus Dumpfheit und Schlaf in fruchtbare Weltsonne. Keine göttliche Lehre ist sanfter als ihre. Sie gießen in unruhevolle, heiße Herzen mitten in aller Unruhe etwas wie Seligkeit und Freiheit seliger Geister, die über der Welt schweben.

Keine andere Kunst senkt sich in so tausendstündige Breiten des Täglichen und gewährt ihnen so reiche, so leichte Verbundenheit mit Weiten und Höhen des Lebens.

Tiefe Bilderlebnisse stehen in enger, wechselseitiger Verbindung mit dem Wachstum jener magischen Mächte der Seele, die sie in schweren Leiden am wunderbarsten aufrechterhalten.

Bilder sind Dankaltäre.

Sie sind raumweitende Erker unseres täglichen Lebensgefühls.

# Rheinwein-Wanderung

## Von Josef Winckler

Es ist eins der wunderbarsten Naturgeheimnisse, darüber die Weingelehrten aller Länder sich vergebens den Kopf zerbrachen — die einen glauben, daß aus den Blüten ein ganz feiner Sporenstaub unter der Gewalt der Sonne hervorschleudere, in den Winden über Flüsse, Berge und Länder segele, sogar an Masten und Rümpfen der Schiffe den Ozean durchquere — andere sagen, es handle sich um die Folge eines aufrührerischen Geistes, daß alle Weinfässer der Welt sausen und brausen, ihr Inhalt sich trübt, wenn die Reben blühen, daraus ihr Saft gewonnen wurde! Denn es sei ein König gewesen im Morgenlande, der verbot aus finsterem Wahn allen seinen Untertanen den Wein. Aber diese tranken im geheimen weiter. Da belegte er jeden Zapfer, sofern seine Häscher ihn ertappten, mit schwerer Kerkerhaft. Doch die Weintrinker versammelten sich in tiefern Gewölben. Da ließ der König aus jeder Zechermitte durch Sbirren den dritten Zecher ergreifen und in Ketten enthaupten. Stiller wohl wurde sein Land, aber die Weintrinker kamen zusammen oben auf den Türmen und lagen vermummt auf deren Plattform in wehenden Mänteln, daß nur die vollen Gläser ins Sternenlicht glitzerten beim leisen Zusammenstoß, immer dann, wenn eine Viertelstunde der Glockenuhren erschallte. Doch der König vernahm es trotzdem, ließ wütender gleich seine Hatschiere die Eingänge der Türme sprengen und in einer einzigen Nacht alle Versammelten grausam hinabwerfen und auch die großen Herbergen an den Stadtmärkten wie die kleinsten Straßenschenken in den Gebirgen niederreißen. Ja, als dann der Wein wieder blühte, fiel er mit Pechfackeln selbst die herrlichen Stöcke an und vernichtete die ruhmreichen Pflanzungen, die seines Landes Reichtum einst erworben hatten. Darob empören sich noch heut alle Weingeister auf der ganzen Welt, wenn die Rebe blüht, und sprengen oft mit lautem Knall Faß und Flasche! Wie dem auch sei, an der Unruhe des Weins, der edlen wie unedlen Sorten, erkennt der Küfer genau: jetzt blühen die Trauben in Griechenland, jetzt in Spanien und jetzt am Rhein!

Unruhe ergriff mich selber, der ich so manchen Tropfen mir einverleibt in früheren Friedensjahren, und ich beschloß, den Wein blühen zu sehn und ihn an der Quelle zu erproben, und ob der Geist des Stroms noch lebendig zu meinem Herzen spräche.

Also wanderte ich in den Rheingau hinaus, talwärts an sonnigen Rebengeländen, und die knospende Weinfülle lachte mir verschwenderisch entgegen! Vielleicht schon zur Zeit der Merowinger wurde dies gesegnete Land zu einem einzigen Rebengarten, dieser Gau, der von allen Gauen hinauf und hinab am Rhein noch heut den Namen des Rheingaus trägt und rechtsrheinisch — ursprünglich königliches Gebiet — bis ans alte Weinstädtchen Lorch sich erstreckte. Als die feinschmeckenden Herren, die Rheingaugrafen, dann ins Gras beißen mußten, ernannten die Mainzer Erzbischöfe feierliche Vicedome zu Statthaltern, aber erst nach Niederschlagung des großen Bauernaufstandes herrschten die lebensklugen Gottes-Stellvertreter ohne Mittelsperson irdischer Stellvertreter als unumschränkte, purpurne Souveräne des Weins! Wechselvoll brauste zwar noch eine schwere Geschichte über die reichen Landstriche, aber kein mißratenes Rebjahr durch Regen oder Frost, kein Schwarmvolk von Insekten wie die Plage Ägyptens, keine der wüsten Plünderungen all der wohlhabenden, laubumheckten Winzerdörfer, nicht mal die gewaltige Pest schadeten dem Rheingau wie das endliche Verschwinden jener vielen schnurrig erlauchten Duodez-Herrschaften, denn diese eingeborenen und so durstigen Fürstenhöfchen mit ihren weinseligen Narren, Lautenspielern, Landsknechten, Mätressen, Ministern, Prinzen, Potentaten waren die bunten Strudel, darin der Weinstrom des Landes durch zahllose schluckende, schnalzende Kehlen versickerte. Hier wurden zahlreichere Wälder gefällt zu Faßdauben als zu Häuser- oder Schiffsbalken, Wiegen und Särgen zusammen. Alte Sprichwörter sagen: ‚Im Rheingau hätt' die Sintflut sich unversehens in Marcobrunner verwandelt!' So sehr hat Gott dieses Paradies bevorzugt, daß nicht nur Wasser Wein wird wie zu Kana, daß sogar Böses in Gutes sich verklärt, denn die letzte Räuberschar, die zu Brandschatzungen auszog, ging in Weinfröhlichkeit unter, und ihr Hauptmann wurde Zapfer in Johannisberg, der seine Moritaten wackern Stammgästen, Bürgermeister und Büttel, Pfarrer und Lehrer zum besten gab!

Unter solcherlei Erinnerungen, sonnenheiß gebadet, in leichtem Wanderschweiß, wie Mörike singt, erreichte ich Eltville und wollte von dort über Erbach am Marcobrunnen vorbei nach Hattenheim, um nach der einstmals glorreichen Benediktinerabtei Eberbach zu

gelangen, der weiß schimmernden, zwiebelbetürmten — hier im säulengeschmückten Kelterraum, dem früheren Refektorium, der weinkundigen Mönche hochberühmter Kreszenz Exzellenz Steinberger Reverenz zu erweisen und so weiter über Hallgarten nach dem stolz in Pflanzungen ragenden Schloß Johannisberg Seiner Majestät, dem König der Weine noch tiefere Ehrfurcht zu bezeigen und endlich über Geisenheims stromberauschte Ufer nach dem süß im Ohre lockenden Rüdesheim zu streifen, dort vom Rochusberg ins Tal zu schauen und bis Östrich und Winkel, wo nicht mindre leckere Weingeister hausen sollen!

Wie gedachte ich sie einzeln in Muße durchzuproben, die wohlgepflegten Bergherren erfahrener Jahrgänge und milder Weltweisheit, die wonnigen Hoheiten, die uns geblieben voll Feuerduft und Begeistrung auch in diesen trüben Tagen, die alle Adern schwellen lassen in Fülle des Daseins und den Anblick der ganzen Erde vergolden!...

Mithin schlendere ich erwartungsvollen Muts, ei, sieh: liegt da in einem kleinen Hause links der Gasse ein alter Mann im offenen Fenster, den grauen Bart herabgehängt, die Arme gekreuzt unters Kinn und die lange Pfeife mit der Hornspitze und den Fransentroddeln gar draußen auf dem Pflaster! Dies Bild freundlicher Beschaulichkeit ging mir zu Gemüte, und ich wußte gleich, dieser gute Alte muß des Ortes bester Weinkenner sein, und darum fragte ich ihn, wo man hierorts den edelsten Tropfen schänke. Er wies mich in einen Gasthof schräg gegenüber. An einem runden Tisch nahm ich gern Platz und bestellte meinen Schoppen. Bald trat ein Bürger ein und setzte sich zu mir, ohne Gruß; schon folgte ein zweiter, ohne Gruß. Sie zwinkerten und kehrten mir den Rücken. Darob wußte ich, daß ich einen jener ehrwürdigen Stammtische durch meine Person entweiht hatte, aber ich ließ mich nicht vertreiben, auch vom dritten, fünften, neunten, vierzehnten Stammgast nicht, obwohl in der ganzen Korona ich offensichtlicher geschnitten wurde. Zwar muß ich bekennen, der Schoppen schmeckte bereits nicht minder gut dem eingedrungenen Fremdling, aber er quoll erst fein wahres Gedüfte aus dem Glase, er verwandelte erst recht alles, als auf einmal jener alte Mann mit der riesigen Pfeife eintrat und behaglichen Handschlags mich begrüßte: „Nicht wahr, junger Freund — he, unser Tröpfchen ist was extra Feines?“ Und nun ging ein Erzählen los, daß alle Gesichter sich rosig und glänzend auch zu mir kehrten, die vollste Weinstimmung überkam mich in Zwiesprach und Gegentrunk und ich schlief diese Nacht nach einem Geschlürfe, wie seit Noahs Zeiten kein Zecher schlief! Doch in Herrgottsfrühe setzte ich meine Wanderung fort, begierig nach doppeltem Weistum auf solcher Entdeckungsfahrt!...

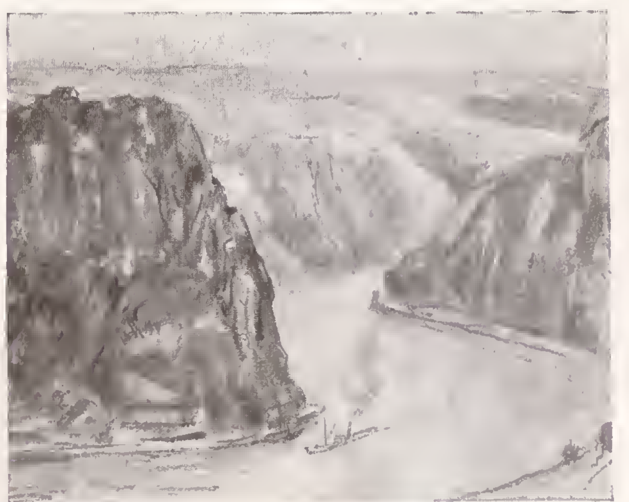
So gelangte ich mählich nach Hattenheim und schaute gerade wieder nach einer neuen Quelle um, da gewahrte ich, abermals richtig, einen noch älteren Mann mit greifem Bart, der auf einen Spaten das Kinn stützte und in den Abend träumte. Wieder faßte ich gleich Zutrauen, und er wies mich zurecht. Bald saß ich in einem tiefen Keller allein mit dem Küfer. Es ward mir etwas unbehaglich ob der modrigen Kühle, und Übermüdung, Schläfrigkeit ließen mich gähnen; ich zog ein Stück Käse aus der Tasche und nahm dazu den ersten Schluck — ha! plötzlich neben mir saß der alte Mann (er war mir offenbar nachgegangen), klopfte meine Schulter und flüsterte mit dem Küfer. Der schraubte sofort die Lampe lächelnd niedriger, daß es noch dämmriger ward, aber ich atmete nun erst, nun erst jenen unerklärlichen, sanft berauschenden Duft alter Weinkeller, drin die Fässer in drei Lagen übereinander gestapelt harren, nie bewegt und nie erschüttert in den Schimmelbahnen ihrer mächtigen Reifen, Geschlechter von Flaschen unter Krusten Staubes, den man nur wegwischen kann mit schwarzen Mohrenfingern. Denn es darf niemals auch eine grobe Ausfegung die Tempelstille stören, weil jeder Keller seinen eigenen Gärpilz besitzt, seinen Hauspilz, der just nur hier wohnt und die Weine reift und schönt unter Staub, Dämmrung und Stille! Wie im Traum hörte ich all diese Worte aus dem Munde meines zweiten Begleiters, indes die Lampe unter den Zaubergewölben geheimnisvolle Schatten gaukelte und der Kellermeister einen Schlauch in den Mund nahm — mit großem Geschick, so daß die Lippen seine Ausfluß-Spitze nicht berühren! — schnell saugte, und der Wein, der ein so feiner Lichtsammler und Lichtbrecher ist, in regenbogig irisierendem Flimmerstrahl aus der Düsterheit des Fasses beim Grabflämmern der Lampendämmrung ins Glas plätscherte. Gebannt seh' ich ihn hüpfen wie einen grüngoldenen Salamander, und wie ich so steh', die beiden Probiergläschen in den Händen, naht sich eine weiße Gestalt aus dem Hintergrund, schwebt auf mich zu, eine nacktarmige, hoch atmende Spukin — ich starre sie aus meiner Nische an — und sie reicht mir zum Willkommen einen Blumenstrauß: „Ich bin die Kellernixe —!“ Es war die Tochter des Hauses, die der alte Mann zu meiner staunenden Überraschung herbei gebeten! Und lachender löste der Wein die Zunge, und der Alte erzählte: „Also die Weine zu erproben, sind Sie auf Wanderschaft? Man brauchte gar nicht romantische Geschichten aufzutischen

und zu schwärmen, nur mit klarem Herzen dies Land anschauen, mein Freund! Wollen Sie kurz die Wein-Metaphysik von mir hören, setzen wir uns dort aufs Faß. Sie wissen, die besten Rheinweine zieht man zwischen Worms und Bonn. Die Rebe ist zwar die zarteste Tochter des Südens; an den Südwesthängen des Kaukasus wie in Kolchis wuchert sie in üppigster Wildheit wie Efeu die Fikusbäume empor und tropft den Wein aus dem Himmel herab! Hier steht die Wiege des Bachos, hier wohnte der Halbgott Dionysos! Aber es ist ja ihre Merkwürdigkeit, daß die Weinrebe überall aus neuem Klima neues Aroma saugt, überall sich wandelt zu noch unbekannten Eigenschaften, so daß die alten Weinländer von den jüngeren an vielfältigem Reichtum des Geschmacks übertrumpft wurden! Deutschland ist ausersehen zum nördlichsten Weinland der ganzen Erde, das jüngste Europas, und darum herbergt es Wein-Familien und Wein-Charaktere von Rebenvölkern, die jene alten Länder nicht kennen! Dies bedenken wir viel zu wenig! Bitte, ich bin noch nicht zu End'; ahnen Sie das Glück, daß nur die weiße Traube hier gedeiht? Die rote vermag unsre kühle Herbstwitterung kaum zu ertragen ohne leichten Rost. Rotwein entsteht nun ausschließlich durch Maischegärung auf den Beerenhülsen, die seine Röte bedingen, aber sie sondern auch die Gerbstoffe aus, die das Aroma verschleiern und bittern. Doch unser deutscher Weißwein, unser rheinischer Weißwein wird gekeltert durch Mostgärung aus dem gepreßten Traubensaft selber, und also bleibt der Erde und des Himmels reinste Sonnenvermählung in ihm schweben, der ätherische Duft, der Hauch Gottes, das Blutgeheimnis inwendigen Lebens hinter der Hülle, die Seele! Sie fragen nach dem Wachstum? Die Gebreiten des rheinischen Schiefergebirges mit ihren tiefen, geschützten Mulden und Tälern, dahin kein Streifwind gelangt, beherbergen die köstlichsten Sorten, und auch das schiefrige, dunkle Gestein, leicht voll Wärme gesogen, läßt die Regenschauer schneller verdunsten und wehrt somit ihrer Kälte; durch gelockertes Schiefergeröll aber erhält der Winzer dem Boden auch in kühlen Nächten die laue Temperatur. Der Atlantische Ozean atmet dazu in milder Ausgleichung seinen Golfstrom über das ganze Stromgebiet, daß die jungen Hölzer gut ausreifen, weil der Winter nicht zu früh beginnt und im Frühjahr das neue Getriebe zeitig sprossen kann! Nur die drei Eisheiligen hausen am heiligenbevölkerten Strom zuweilen wenig konfraterlich, und die langen Regenperioden — die Kehrseite des ozeanischen Klimas — waschen vielen Rebenvölkern die Wangen hohl. Aber gerade die reichsten rheinischen Traubenvölker siedeln am Moseltal, am oberen Rheintal, am Rheingau und Nahetal im Regenschatten der Eifel, des Taunus und Hunsrücks! Und selbst die Herbstnebel grüßt der Winzer als Magier, denn just diese nordischen Gespenster zaubern die Edelsäule der reifen Trauben; wie unter Weihrauch geschieht die Wandlung, welche all jene Verbindungen erst braut in geheimnisvoller Werkstatt der Natur, die das Wunder des Buketts erzeugen! Jetzt lernen Sie unsre Landschaft mit dankerfüllten Augen schauen, begegnen wissender dem edlen Riesling, dem gleich vollen Östricher wie gleich runden Burgunder, der Dreieinigkeit der himmlischen Weingötter unsres Stromlands! Wenn Sie so als Wein-Wallfahrer fromm um die Wingerte pilgern, gehen Sie ein in Entrückung und Gnade wahrer Auserwählung. Amen!“

So schied ich abermals von einem heiterrheinischen in-sinnigen Wein-Philosophen, wie sie wohl heimlich hier im stillen wohnen. Ja, man soll nur die Alten fragen, denn die wissen am feinsten, wo ihre goldene Milch fließt!...

Getrost wanderte ich bereits Rüdesheim entgegen durch rankige Hohlwege, immer an neuen Wingerten entlang, und achtete auf Wink und Weisung, zerrieb ein Blättchen der zarten Stöcke, die doch so zäh sind und wie mit Bocksfüßen grauhaarig sich festklammern und spürte Lust, und Abenteuer wandelte mich an, gedenkend, daß erst Liebe des Weines rechte Würze sei! Wanderten nicht Brentano, Eichendorff, Heine, Freiligrath gleichen Rausches hell und taten wie brünstige Göttersöhne sich um unter den Töchtern am Rhein? Bin ich nicht hundertmal weltkindlicher noch wie einst Goethe zwischen Lavater und Basedow, da ich jüngerer Torheit voll? Ich wische mit einer Rebranke den Staub der Straße von Kleid und Schuh und betret' mit der Witterung eines heißen Löwen die Stadt. Lausche auf silbernes Lachen, schau und schiele um alle Ecken und Giebel, klopfe an einen Laden, kauf' mir ein goldenes Ringlein als Angel, pfeif' eins daher — und wiederum begegnet mir ein alter Mann (noch viel älter als der Greis von gestern), der einen mächtigen Ochsenkarren gemächlich vor sich her lenkte. Der Bart reichte ihm schon bis zur Brustmitte hinab. Traulich aufgerührt von dieser Patriarchenerscheinung, frag' ich jetzt schon aus Gewohnheit: „Lieber Vater — wo gibt's den besten Trunk in Rüdesheim?“ Er deutete schweigend mit dem Peitschenstiel auf eine offene Tür, und es zog mich durstig hinein. Dort saßen zwei sehr schöne Schwestern hinter dem Schanktisch, lohend blonde Bubiköpfchen, im

Nacken scharf rasiert — mein Herz erbebte in zitternd schauernden Häuten: hier hebt's an, das Erwartete geschieht! Schon stand eine große Pulle auf dem Tisch, ich saß zwischen den beiden Geschöpfen allein in der Schenke und begann (bald der einen, bald der andern meine Hand auf den Arm legend), zu blühen selber wie ein toller Weinstock, der nach der Kelter lechzt, voll springendem Most — da trat der Patriarch lächelnd ein, stellte die Peitsche in die Ecke und nahm vor uns Platz am Tisch. Verdammt, jetzt beginnt auch dieser alte Mümmler wohl wieder zu schwätzen — und es durchzuckte mich jäh: vielleicht gehen diese Filze überhaupt nur mit und tun freundlich, um traktiert zu werden? Was schleichen sie und tauchen sie sonst hinter meinem Rükken pünktlich auf wie Schatten? Feindselig, herausfordernd fixierte ich ihn und tat eigentlich den ersten richtigen Schluck, einen großen, ärgerlichen Vollschluck — aber mein Ärger verdampfte im Nu vor dieser köstlichen Probe! Ich schämte mich bereits meines Mißtrauens — er hatte mich ja herrlich wohl beraten, ich schalt mich einen undankbaren, schoflen Patron! „Nicht wahr, das ist auch ein Weinlein —?" schmunzelte er selber mich voll Weinröte wie die aufgehende Sonne an und rieb dicke, goldene Tropfen aus dem Bart: „Aber ratet nun auch die Sorte—!" Und ich riet alle Lagen durch, die hier wuchsen und der Alte lachte immer unbändiger: „Gefehlt, vorbei, o nein —! Ihr ratet's doch nicht! Fiduzit! Skol! Pröstchen!" Aber Ehrgeiz stachelte mich jetzt dreifach, und ich sog langsamer mit überrieseltem Gaumen, durch alle Geschmackswärzlein zerpreßte ich Perlen, die Zungenspitze hub sie und rieb sie gegen Lippen und Zähne — alle Weingötter schienen in Weinkobolde verwandelt, die mich neckten, die ganze Wein-Metaphysik ging mir in die Brüche, meine Wallfahrt schien ohne Segen: ich wußt' nicht Ort noch Nam', nur daß es ausgewählteste Kreszenz Ihrer Dreieinigkeit vom Rhein war, darauf hätt' ich meinen Doktorhut verpfändet! Ach, ich merkte nicht mal, daß beide Mädchen mir aus dem Kopf geflogen waren, daß ich also selbst die Liebe vergessen hatte, ohne daß heut der Alte nur für Stimmung zu sorgen brauchte mit Kellerlichtern und Nixenerscheinungen, daß er nicht ein Wörtchen zu erzählen brauchte: denn mit der Sprache des Weins allein hatte er mich berauscht ohne Maßen! Ich hätte fast weinen mögen vor Hilflosigkeit wie Verworrenheit!



Das Rheintal beim Loreleifelsen. Zeichnung von Walter Wellenstein

Mit schwer benebelter Seele taumelte ich bald ins Bett und wollte am Morgen weder zum Rochusberg noch zum Niederwald, denn ich wußte jetzt genau, daß ein Zauberer mich verfolge in immer älterer Gestalt, der mich verleite zum Trunk, um mich vielleicht ins Unglück zu stürzen! Halbverschollene Sagen fielen mir ein — das Lied: ‚Mein Sohn, zieh' nicht an den Rhein,' gewann unheimliche Gewalt über mich — ich löste gleich ein Billett, fuhr spukhaft gepackt am Mäuseturm vorüber, zurückeilend in die große Stadt Mainz. Ich hastete stracks zum Hafen ins lauteste Getriebe — sah ich recht: wieder ein Alter? Noch älter —? Ja, der hatte einen Becher am Bändel um den Hals hängen und humpelte am Stock in plumpen Wasserstiefeln! Hier unter tausenden Menschen fürchtete ich mich nicht mehr, trat an ihn heran und höhnte ihm ins Ohr: „Heda — lahmer Meergreis, wo trinkt Ihr denn Euren leckersten Schoppen?" Er wischte, genau wie gestern der Alte, mit der Hand die Lippen und glänzte aus den Schlemmeräuglein mich listig an: „Drüben in der Budike—!" „Warum tragt Ihr denn dies Becherlein um den Hals," platzte ich frecher, „wie die Kuh die Glocke?" „Bin halt schon so vergeßlich, daß sie mir immer gleich den Becher umhängen müssen, damit ich ihn am Halse wieder mit heimbring' und jeder, so ich einschlafen sollt', unterwegs mal wo auf der Gasse, am Becherlein sieht: ‚Aha, er will zur Schenke—!' und mich also hingeleitet!" „Ihr lügt, Ihr ver-

stellt Euch, Ihr seid viel jünger, Alter — seht, wie Ihr plötzlich da vor mir Euch aufreckt!" „Bin längst, längst über 100 Jahre —" wehrte der Troll, „sah weit über 2500 Monde an den Bergen aufgehn—und ich trink' noch täglich zwölf Becher, und das hält mich wohl aberhundert Jahr gesund! Denn so wunderbar fließt dort ein Quell in jener Hasenschenke — ich komm' dir langsam nach!"

‚Ging's bisher gut, wird's nicht schlimmer werden,' dacht' ich, ‚aber diesen Wein darf ich am allerwenigsten versäumen; nur auf Hut sein, Vorsicht! Also Kourage!'

Ich stutzte — wahrhaftig: gefährliche Schenke voll Hasenroller und Dirnen. Ich drückte mich in eine Ecke — hierhin wär' ich gewiß niemals geraten — und wollte bereits umkehren, als mir aus dem Glase eine Blume in die Nasenflügel wuchs, daß mir der Kopf zu springen drohte vor Überschwang und auch mein Nebenmann warnte: „Seid vorsichtig, mein Lieber! Denn so wie einstmals die Ritter ihren Kopf im großen Helm nach allen Seiten frei bewegen sollten, weil der auf den Schultern festgeschraubt stand und der Schulterharnisch über den ganzen Leib herab wieder unten auf den Sattel sich stützte, daß der drinnen Steckende in seinem rasselnden Gehäuse pendelte und selber nicht heraus konnte, Arm wie Bein im Gitter-Scharnierkäfig brechen mußte, wenn er nicht Lug hielt und Schüttern des Gauls ausbalancierte in sicherer Reitkunst — genau so muß der geprüfte Weinkenner den Kopf in klarer Herrschaft behalten, Meister über all seine Glieder bleiben, obgleich er im Panzer des schwersten Rausches daher galoppiert auf den Phantasierossen seiner Ekstase! Dann sind Wortgefechte oft sogar gefährlicher als Turniere, die Kopfstecherei der Silben schneidender als das Pfeifen der Rapiere oder Donnern der Keulen!" Verwundert ob dieses trefflichen Vergleichs fragte ich nach der Mystik dieses Weins und vernahm, der Teufel selber solle ihn dem Vorfahr des Wirtes gepflanzt haben! Da vermochte ich die Lippe nicht mehr vom Rande zu bringen, trotz der Warnung; ein Trunk — ha, lieblicher als Asmannshäuser, blumiger als Bodentaler von Lorch, würziger als Steger von Bacharach, herziger als Enghöller von Oberwesel, feiner als Graacher, Piesporter, Erdener Treppchen, Zeltinger, Lieserer, Braunberger, Josephshofer, Bernkastler Doktor, als sämtlich die von Saar und Ruwer, als — mir gingen schon alle Merkmale der einzelnen Weine bunt durcheinander, ich wußte nur: dies hatte ich noch nie gekostet! Und achtete nimmer der furchtbaren Schlägerei, die jäh ausbrach, vergaß den wilden Aufruhr, wie ein junger Mensch in seinem Blute nach Hilfe brüllte, Polizisten mit Revolvern eindrangen, und fühlte mich nur von meinem Nachbarn — der war niemand anders als der letzte Alte!! — aufs Straßenpflaster hinausgezerrt, und ich erwachte hier und packte ihn mit beiden Fäusten um den Leib und schrie: „Wer seid Ihr, der Ihr in immer neuen Verwandlungen mich verlockt überall?"

Nun warf er seinen Bart mit einem rauschenden Gelächter wallend zurück, seine Wangen wurden dunkelgrün, seine Augen funkelten grell bernsteinfarben: „Ich bin der Stromgott selber, ich bin Rhenus — ich hab' dich zur Lektion viermal genarrt, mein Söhnchen —!"

„Wer seid Ihr —? Was tatet Ihr —?" stammelte ich, und die Kühle des Gottes wehte mich schauernd an.

„Da kam ein Dichter und wollte wieder mal mein Geheimnis ergründen und maßte sich an, mich auszukosten! Ich hab' zuerst nur ein bißchen mit dir geschwatzt beim Wein, wie gerietest du schon in Stimmung; dann zog ich mit einem alltäglichen Kellerwitz dich beim Probieren in Bann; dann ohne ein Wort, nur durch meine Gegenwart beim ersten Schluck vergaßest du selber die Liebe, und zuletzt warnt' ich gar und du verleugnest blindlings die Todesgefahr! Und hast doch in jeder Schenke nur erst denselben simplen Landwein getrunken — so unermeßlich reich bin ich! Willst du noch bessere Sorten —?"

„Gewaltiger Stromgeist — wie vermöchte ein einzelner deine ganze Fülle zu begreifen —? Ja, er müßte untergehn als ein weintoller Narr, da selbst ein Räuber zum seligen Zapfer ward!" erschütterte mich diese Erkenntnis. Er aber dröhnte aus tiefem Baß: „Und gehörst du nicht zu jenen modernen Poeten, die da eine neue Schönheit des Maschinenzeitalters verkünden und meine Burgen, meinen mondschein-funkelnden Fluß lästern frech mit Schiffen, Bunkern, Bahnen und Kranen? Hahahahahahaha! Hahahaha! Haha!"

Und schlug sich auf den vollen Weinwanst: „Und fühl' mich noch so wohl, so wonnig! Bube, meine alte Romantik mögt ihr mir rauben — die unsterbliche Romantik meines Weins raubt ihr mir nicht!"

Und den Mantel auseinanderschlagend, feist wie ein Orang-Utan, mit blitzendem Pokal warf er hoch vom Kai sich in die aufbäumende Flut und schwamm in einem Schwarm von Nixen prustend und plätschernd bei Harfenbegleitung davon.

Ich taumelte vor diesem Urbild ewiger Wein-Gottherrlichkeit...

# Kurfürst Clemens August von Köln

## Ein rheinischer Mäzen des 18. Jahrhunderts

### Von Prof. Dr. Edmund Renard

Seit den Tagen eines Roi Soleil galt auch den deutschen Kleinfürsten glänzende Hofhaltung und intensive Kunstpflege nicht allein als ein nobile officium, sondern — nach den volkswirtschaftlichen Grundsätzen des 18. Jahrhunderts — auch als wichtige Staatsaufgabe; innerhalb dieser Herrscherpflichten aber bestand ein weiter Spielraum. Als Extreme der beiden Möglichkeiten darf man wohl Clemens August von Köln und seinen scharfen politischen Gegner Friedrich den Großen gegenüberstellen; hier reiche Kunstpflege als Ausfluß eines tiefwurzelnden Pflichtbewußtseins und darum im Einklang mit Macht und Mitteln, dort bei dem Wittelsbacher



Kurfürst Clemens August beim Morgenempfang. Ausschnitt aus einem Gemälde von Joseph Vivien (Sammlung Graf Wolff-Metternich in Schloß Gracht bei Liblar)

Clemens August überwiegen des seinem Geschlechte innewohnenden künstlerischen Luxusbedürfnisses, vor dem politische und wirtschaftliche Erwägungen fast stets zurücktreten müssen, — hier wohl Einfluß französischer Lebenskunst und Kultur, der Kultur des 18. Jahrhunderts, aber vereint mit einem unbedingt deutschen Denken, dort politische Unfähigkeit und der Fürst daher stets Spielball der jeweiligen durch französisch-deutsche Reichspolitik, wie durch Habsburgisch-Wittelsbachische Hauspolitik bestimmten wechselnden Kombinationen. Der kölnische Kurfürst Clemens August ist ebensowohl ein Stück rheinischer Kunstgeschichte, wie ein Kapitel der französischen Politik des 18. Jahrhunderts in Westdeutschland.

Clemens August (1700 bis 1761) war der dritte Sohn des Kurfürsten Max Emmanuel von Bayern († 1726). Schon frühzeitig war er für den kölnischen Stuhl bestimmt, der seit der Rettung des Kurstaates Köln für den alten Glauben eine Art Sekundogenitur des bayerischen Kurhauses geworden war, und er beschließt die Reihe der fünf aufeinanderfolgenden kölnischen Kurfürsten aus Wittelsbachischem Geschlecht (1582 bis 1761). Es schien, als sollte Clemens August in der westdeutschen Politik ein bedeutender Faktor werden; schon seit 1719 Fürstbischof in Paderborn und in Münster folgt er im Jahre 1723 seinem Onkel Joseph Clemens in Kurköln, vereinigt damit im Jahre 1724 die Bischofswürde von Hildesheim, im Jahre 1728 diejenige von Osnabrück und gewinnt endlich im Jahre 1732 noch die mit reichen Einkünften verbundene Würde des Hochmeisters des Deutschordens. Die Auswertung der in solcher Ämterhäufung liegenden politischen Machtmöglichkeiten ist ihm aber nie gelungen; politische Einsicht und Energie haben dem Fürsten durchaus gefehlt, ja es scheint fast, als habe man trotz der sicheren Voraussicht solcher Würdenhäufung absichtlich die politische Erziehung des jungen Fürsten vernachlässigt, um ihn um so sicherer vor den Wagen der hochstrebenden bayerischen Hauspolitik zu spannen.



Eingang zum alten Marstall am Friedrichsplatz in Bonn (Jetzt abgebrochen)

Solange der von Anfang an dem Fürsten beigegebene Premierminister von Plettenberg-Nordkirchen die Zügel fest in der Hand hielt, hat Clemens August eine gleichmäßige reichstreue Politik getrieben; als aber im Jahre 1733 der bayerischen und französischen Partei es gelang, den Minister zu stürzen, machen die schon in jungen Jahren dem Fürsten nachgesagte Indifferenz und die mangelnde politische Befähigung ihn zum Werkzeug einer Intrigenwirtschaft mit dauernd wechselnden Subsidienverträgen, bei denen es dem Kurfürsten großenteils auf die Befriedigung seiner kostspieligen künstlerischen Neigungen ankam. Freigebigkeit war vielleicht seine stärkste Tugend — von Hause außerordentlich gutmütig und gütig, dazu von einer gewissen Herzensfrömmigkeit, die ihn in mancher Hinsicht zu einem guten Kirchenfürsten machte, auch auf die innere Wohlfahrt seiner Länder bedacht, hat er den alten Grundsatz bestätigt: „Unter dem Krummstab ist gut leben!“ Wiewohl seine wechselvolle politische Einstellung besonders in den letzten fünf Jahren seiner Regierung seinen Untertanen schlimmste Kriegsnöte gebracht hat, so liebte das Volk ihn doch ob seiner Leutseligkeit und seiner reichen Hofhaltung, und noch lange sang es unter dem Nachfolger Max Friedrich von Königsegg-Aulendorf, dessen Regierung sich durch den moralisierenden Doktrinarismus der Aufklärungszeit wenig beliebt machte, die Spottverse:

> Bei Clemens August trug man Blau und Weiß,
> Da lebte man wie im Paradeis,
> Bei Max Friedrich trug man sich Schwarz und Rot,
> Da litt man Hunger wie die schwere Not!

★

Es gibt kein Gebiet, auf das sich das Verlangen des Kurfürsten nach reichstem Lebensgenuß und dessen künstlerischen Ausprägung nicht erstreckt hätte. Theater und Musik standen schon unter dem Vorgänger Joseph Clemens in hoher Blüte am Bonner Hof; unter Clemens August erreicht die Bonner Hofkapelle, aus der der größte Genius der Musik, Beethoven, hervorgehen sollte, eine besondere Bedeutung in der italienischen Oper. Für



Grüner Saal im Südflügel des Schlosses Brühl



Schloß Brühl. Nach dem Stich von Janscha-Ziegler, um 1790

die bildenden Künste gewinnt, wie allenthalben im 18. Jahrhundert, die Baukunst auch am Bonner Hof entscheidende Bedeutung, und wenn neben der Lust an prächtig ausgestatteten Bauten das Weidwerk in allen seinen Formen im Herzen des Kurfürsten einen so breiten Raum in Anspruch nahm, so hat es anderseits auch eine künstlerische Veredlung erfahren wie kaum an anderer Stelle.

Das Schwergewicht der Bautätigkeit lag im kölnischen Kurstaat; der Kampf um Kurköln hatte i. J. 1688/89 die alten Residenzen durchweg in Asche gelegt, der Vorgänger Joseph Clemens hatte mit Enrico Zuccali, dem Meister des Schleißheimer Schlosses, den Neubau der Bonner Residenz begonnen und nach zwölfjähriger Verbannung in Frankreich seit 1714 den Bau in größerem Umfang und mit Hinzufügung des Poppelsdorfer Schlosses unter Leitung des Pariser Oberbaudirektors Robert de Cotte fortgesetzt, aber er hatte diese Riesenanlage ebensowenig vollenden wie den Wiederaufbau der Sommerresidenz Brühl ausführen können. Diese beiden Aufgaben bilden den Kernpunkt der Bautätigkeit unter Clemens August; um 1755 ist das Bonner Schloß mit seinem langen Flügel zum alten Zoll am Rhein hin abgeschlossen; er wird von dem prächtigen Coblenzer Tor durchbrochen. Landeinwärts führt die hochaufgeschüttete vierreihige Poppelsdorfer Allee zum Poppelsdorfer Schloß, das unter Clemens August vollendet, umgestaltet und reich ausgestattet wurde. Darüber thront die alte Servitenkirche in neuem prächtigem Gewande und um die prunkende Kopie der hl. Stiege in Rom erweitert. Daran vorbei erstreckt sich eine neue Landstraße durch den großen alten Kottenforst, der, in ein neues System von regelmäßigen Schneisen gebracht, mit neuen Forsthäusern versehen wird, und in dessen Mittelpunkt seit 1754 das i. J. 1807 schon wieder zerstörte große Jagdschloß Herzogsfreude erwächst. Von Bonn nach Süden und Norden führen neue stattliche Landstraßen; unmittelbar nördlich des Bonner Schlosses liegt auf hohem Uferrand das Lustschlößchen Vinea Domini, in dessen Mittelsalon eine kunstreiche Maschinerie das „Tischlein-deck-dich“ aus dem Kellergeschoß emporhob.



Das untergegangene Jagdschloß Herzogsfreude im Kottenforst bei Bonn
Stich von Janscha-Ziegler, um 1790



Kostümfest im Bonner Stadttheater. Ausschnitt aus einem Gemälde von J. F. Rousseau in Schloß Brühl



Das Coblenzer Tor zu Bonn

neben dem rheinischen Gebiet — im Stift Münster ein reiches künstlerisches Leben unter Clemens August entfaltet. Die stolze Residenz in Münster entstand freilich erst unter seinem Nachfolger, aber im Niederstift Münster, am Rande des einsamen Hümmlinggebirges und der Meppener Heide, erwuchs als „Retour de chasse" das idyllische Schlößchen Clemenswerth — ein kleiner Zentralbau auf weitem Rasenplatz mitten im Walde, umgeben von acht Pavillons für das Gefolge und wieder mit einem großen Stallgebäude für 96 Pferde, dessen Gegenstück nicht zur Ausführung kam. Das kleine Bad Sassendorf wurde mit einem kurfürstlichen Haus und Gartenanlagen ausgestattet. Wie am Rhein, so hat auch im Münsterland — in der Hauptstadt sowohl wie auf dem flachen Lande — das Beispiel des Herrschers den Adel angespornt; das von dem Premierminister von Plettenberg ausgebaute Schloß Nordkirchen ist das schönste in ganz Westfalen und der Erbdrostenhof in Münster der prächtigste der zahlreichen unter Clemens August entstandenen münsterschen Adelshöfe.

Halbwegs Köln lag am Rande des waldigen Höhenzuges der „Ville" die Ruine der mittelalterlichen Burg Brühl in einem alten Wildpark; der Neubau der Augustusburg an dieser Stelle ist die eigenste Schöpfung des Kurfürsten und hat seine ganze Regierungszeit in Anspruch genommen — die Perle des Rokokos in Westdeutschland. Darum dehnt sich ein ähnliches System von Lustbauten aus — das Chinesische Haus und das Schneckenhaus im Park selbst, das Jagdschlößchen Falkenlust, nordwärts die Eremitage mit Kapelle und kleiner Wohnung für den Kurfürsten, westwärts in einem alten Rheinarm der Entenfang. Im vulkanischen Gebiet des Laacher Sees erhält die alte kurkölnische Heilquelle Tönnisstein — eine solche durfte einer fürstlichen Hofhaltung des 18. Jahrhunderts nicht fehlen — ein neues Badhaus mit großen Terrassenanlagen und Kapelle.

Wenn die anderen Bistümer auch eine gewisse Selbständigkeit sich bewahrten, so sind doch die künstlerischen Wechselbeziehungen außerordentlich eng. So gut wie nichts hat Clemens August im Hildesheimischen und im Osnabrückischen gebaut. In dem zu Kurköln gehörigen Herzogtum Westfalen hat der Kurfürst die mittelalterliche Burg in Arnsberg und das von seinem Großonkel und Vorgänger Max Heinrich erbaute Jagdschloß Hirschberg wesentlich verschönert. Die paderbornische Residenz Neuhaus, die — am Rande der Senne gelegen — die beste Gelegenheit zum wilden Reiten hinter Wild und Meute gab, erhielt ein mächtiges Marstallgebäude für etwa 150 Pferde, moderne Zimmerausstattungen und neue große Gartenanlagen. Am stärksten aber hat sich —

Der Kirchenbau hat durch den so baueifrigen geistlichen Kurfürsten keine hervorstechende Förderung erfahren; die Rheinlande und auch Westfalen boten mit ihren reichen Schätzen mittelalterlicher Baukunst auch nur geringe Aufgaben. Immerhin ist die Zahl der von dem Fürsten in Auftrag gegebenen oder stark geförderten Kirchenbauten nicht gering gewesen; viele — so die Stiftskirche und die Kapuzinerkirche in Bonn, die Johanniskirche mit Priesterseminar an der Südseite des Kölner Domes, namentlich die meisten der soliden hübschen Dorfkirchen der Kölner Ebene — sind der Neugotik im 19. Jahrhundert schon wieder zum Opfer gefallen. Von den eignen Unternehmungen des Kurfürsten nehmen im Rheinland die Neuausstattungen der Kreuzbergkirche und der zur Hofkirche umgestalteten Franziskanerkirche in Brühl die erste Stelle ein. In Westfalen ist das münstersche Clemenshospital mit der entzückenden Rundkirche seine Stiftung, und seiner Einwirkung verdankt die letzte große westfälische Klosterkirche, diejenige der Jesuiten in Büren, ihre reiche künstlerische Gestaltung. Trotzdem bleibt es ein seltsamer Zufall, daß die beiden kunstgeschichtlich bedeutendsten Kirchenbauten des Kurfürsten Süddeutschland angehören — die Deutschordenskirche in Mergentheim und als eine der herrlichsten Raumschöpfungen des

Das Treppenhaus im Schloß Brühl

Barocks die Michaelskirche in Berg am Laim bei München, die der Kurfürst Clemens August von Köln in Erfüllung einer Stiftung seines Vorgängers Joseph Clemens, des Gründers des Michaelsordens, bauen ließ.

Der seit der Wende des 17. Jahrhunderts aus dem Handwerkerstand sich emporschwingende, praktisch und theoretisch durchgebildete Architekt hat auch am Bonner Hof die Zügel der gesamten künstlerischen Tätig-

keit fest in der Hand; die Auswahl dieser Meister zeigt aber nicht allein den Widerstreit der das 18. Jahrhundert beherrschenden künstlerischen Strömungen, sondern auch den Mangel einer tieferen künstlerischen Überzeugung bei dem Fürsten und das Überwiegen seines Pruntbedürfnisses. Zunächst fand der noch sehr jugendliche Fürst Gefallen an dem jungen Johann Konrad Schlaun (1694 bis 1773), den er im Paderbornischen vorfand und auf Studienreisen nach Italien schickte, die vor allem wohl dem Plan zu der neuen Sommerresidenz Brühl zugute kommen sollten. Darüber sind die engen Beziehungen des Vorgängers Joseph Clemens zur Pariser Hofkunst schnell erloschen; Robert de Cotte wird nicht mehr genannt, sein Bonner Vertreter, Guilleaume Hauberat, geht nach Frankfurt und von dort nach Mannheim. Nach Schlauns Plänen ist der Rohbau des Brühler Schlosses in den Jahren 1725—1728 ausgeführt worden — in ziemlich nüchternen italienischen Barockformen —, aber schon die Reise des Fürsten mit seinen Brüdern an den Pariser Hof i. J. 1725 scheint den Sieg des französischen Frührokokos eingeleitet zu haben. Schlaun ist im Hofdienst geblieben — ebensowohl als bedeutsamer Bauingenieur und Artillerieoffizier wie als Leiter des westfälischen Bauwesens in Arnsberg, Hirschberg, Sassendorf, Clemenswerth, Münster. Er war auch der bevorzugte Architekt des westfälischen Adels in Münster, Nordkirchen, Beeck usw., aber erst in verhältnismäßig späten Jahren ist er der glänzende Meister des westfälischen Barocks, der geniale Schöpfer des Erbdrostenhofes und des Schlosses in Münster geworden; darin ist sein Entwicklungsgang demjenigen des großen Würzburger Meisters Balthasar Neumann auffallend verwandt.



Rückkehr des verlorenen Sohnes
Gemälde von Rembrandt in der Ermitage zu St. Petersburg
(Früher in Bonn)

Am Rhein aber übernimmt von 1728 bis 1740 der sprühende Meister des Rokokoornamentes, der Münchener Hofbaumeister François Cuvilliés (1695—1768) die Führung. Er modernisiert die Schlaunschen Barockfassaden des Brühler Schlosses und beseitigt dessen ganz unfranzösische Ecktürme, er schafft dort die vornehmen Frührokokozimmer im Nordflügel und vor allem das entzückende Jagdschlößchen Falkenlust (1729—1738) mit seinem keuschen, zarten Ausbau. Cuvilliés gewinnt auch entscheidenden Einfluß auf den allein von der französischen Künstlerschar in Bonn zurückgebliebenen, etwas trockenen Hofbaumeister Michael Leveilly († 1762), den Meister des Rathauses und des Coblenzer Tores in Bonn. In noch nicht näher festgestelltem Umfang hat der Münchener Architekt auch bei den beiden großen süddeutschen Kirchenbauten des Kurfürsten in Mergentheim und in Berg am Laim, einer der schönsten Schöpfungen des bayerischen Kirchenbaumeisters Joh. Michael Fischer (1691—1766), mitgewirkt.

Schon um 1740 lockern sich die Beziehungen des Kurfürsten zu François Cuvilliés — nicht allein, daß das politische Verhältnis zu Kurbayern eine Trübung erfährt, sondern das französische Rokokoornament — grade darin liegt vielleicht die größte kunstgeschichtliche Bedeutung Cuvilliés' — hat seine veredelnde Verschmelzung mit dem deutsch-barocken Raumgedanken vollzogen. Das südwestdeutsche Barock tritt in dieser Gestalt seinen Siegeszug in das Rheinland an und hat die Kraft, die französischen Einflüsse auszuschalten. Der große fränkische Meister des Würzburger Schlosses und Familienarchitekt der Schönborn, Balthasar Neumann (1687—1753), erscheint unter dem Trierer Kurfürsten Franz Georg von Schönborn als der Leiter des kurtrierischen Bauwesens und wird für die Jahre 1740—1746 auch der einflußreiche Berater des kölnischen Kurfürsten. Die Kopie der hl. Stiege auf dem Kreuzberg bei Bonn mit ihren leichtbewegten Umrißlinien ist ein echtes Spätwerk des fränki-



Rehe von Hunden verfolgt. Gemälde von Jan Fyt
Jetzt München, Ältere Pinakothek

schen Meisters; vor allem verdanken wir ihm aber die entscheidende Gestaltung des Brühler Treppenhauses aus den Jahren 1743 bis 1748. Dieser prunkende Festraum von reichster schwingender himmelstrebender Bewegung und größter Lichtfülle, aufgebaut auf dem Grundmotiv des Treppenanstieges unter Zurückdrängung des Konstruktiv-Technischen und Auflösung des Raumes bis in weite Himmelsfernen bildet den Abschluß der Entwicklung des triumphalen Treppenhauses im Wien-fränkischen Barock. — Im letzten Lebensjahrzehnt des Kurfürsten macht sich der Kampf des in wilden Rokoko-Dekorationen endenden Barocks und des aus dem strengen französischen Spätrokoko erwachsenden Klassizismus auch am Bonner Hof bemerkbar. Diese strengere Richtung ist durch den Pariser Etienne Dupuis († 1772) und den Sohn des Deutschordensbaumeisters Fr. J. Roth in Mergentheim, Heinrich Roth († 1788), der 1750—1751 auf Kosten des Kurfürsten in Paris studierte, vertreten. Roth ist der Schöpfer der schönen Jesuitenkirche in Büren, des untergegangenen Jagdschlosses Herzogsfreude im Kottenforst, der zartgegliederten Salle des gardes (1754) und des schon ganz strengen Musiksaales (1763) im Brühler Schloß. Gleichzeitig aber hat jene dekorative Richtung in Brühl unter Zuhilfenahme reichster Koloristik die Zimmerfolge im Südflügel geschaffen, in denen das Rokoko sein letztes großes Bravourstück hervorzauberte und mit einem jähen Finale sein Leben beschloß (1754—1757). Der Architekt scheint hier ausgeschaltet, die künstlerische Führung hat augenscheinlich in den Händen des Kabinettsmalers Billieux und des Stukkateurs Brillie gelegen.

★

Um die Baukunst baut sich das gesamte übrige künstlerische Leben am Hof des Clemens August auf. Der Gartenbaumeister Dominique Girard († 1738), der beste in Deutschland tätige Lenôtre-Schüler und Meister der Gärten in Schleißheim und Nymphenburg wie des Wiener Belvederegartens, ist auch

Schloß Falkenlust bei Brühl

der Schöpfer des ungemein feinfühlig dem Brühler Schloß angepaßten großen Parterres — und es bleibt ein Ruhmestitel für die Gartenpflege am kurkölnischen Hof, daß zwei der bedeutendsten Landschaftsgärtner des beginnenden 19. Jahrhunderts, Peter Joseph Lenné und Maximilian Weyhe, alten Bonner Hofgärtnerfamilien entsprossen sind.

Treueste Gehilfen des Architekten waren die meist aus Oberitalien stammenden routinierten Stukkateure, die Castelli, Morsegno, Artario und Brillie; mit ihnen wirken am engsten zusammen die Kabinettsmaler und Dessinateure René Roidkin, Stephan de la Rocque, J. A. Biarelle, Jos. Billieux. Unter den Holzbildhauern, denen ein so großer Anteil an der Raumdekoration zufiel, findet man Jos. Ant. Heideloff, den Stammvater der bekannten Künstlerfamilie, Aurelius Radoux aus Lüttich, und selbst der Meister der monumentalen Barockaltäre in Köln, Joh. Franc. Helmont, hat sich nicht gescheut, an den schönen Cuvilliésschen Zimmern in Brühl mitzuarbeiten.

Demgegenüber fällt es auf, wie wenig sich die zahlreichen Figurenplastiker, die Gerardon, Defer, Perie, Ley, Derix, Jouanny, Jannart, Gatti, Kirchhoff, Manskirsch usw. über den Durchschnitt erheben; die beste Plastik in Brühl, die Bleigüsse der Schwäne und Putten im Speisezimmer, sind eine Arbeit des aus Paris nach München berufenen Antwerpeners Willem de Groff († 1742).

Die Malerei hat am Hofe des Kurfürsten eine ausgedehnte und bevorzugte Rolle gespielt, aber auch, ohne daß sich eine zielsichere Förderung feststellen ließe; kein anderer rheinischer Kurfürst hat seine Umgebung so freigebig mit seinem Bildnis bedacht wie Clemens August. Der alte geschickte Düsseldorfer Hofmaler Johann van Douven († 1727) hat seine letzten Jahre in Bonn verbracht; aus dieser Zeit stammt eines der besten Bildnisse des jugendlichen Clemens August in der Casseler Galerie; ihn löst ein auch in München tätiger glänzender französischer Porträtmaler ab, der im Jahre 1734 in Bonn verstorbene „Herr Josephus Vivien, Cabinets Mähler bey Jhro Königlich Majestät in Frankreich". Man verdankt ihm das zweimal — in Schloß Falkenlust und in Schloß Gracht — vorkommende, wohl einzige naturgetreue Bildnis des Kurfürsten — Clemens August im blau-weiß-seidenen Schlafrock und Zipfelmütze bei der Morgen-Schokolade, mit jenem müden Gesichtsausdruck, der nur zu deutlich die starken Anreize ahnen läßt, deren der Kurfürst bedurfte. Viviens Erbe in Bonn und München hat seit 1745 — zunächst durch einen fünfjährigen und später durch einen eineinhalbjährigen Aufenthalt in Bonn — der vielgewandte und zu großer Pose neigende bayrische Hofmaler Georg de Marées (1697—1776) übernommen; gute Werke seiner Hand bewahrt namentlich noch Brühl, das für Clemens August geschaffene Hauptwerk, die „Potentaten-Galerie" des Poppelsdorfer Schlosses, ist in alle Winde zerstreut.

Von den großen italienischen Monumentalmalern der Hofhaltung Johann Wilhelms in Düsseldorf († 1716) ist keiner am Rhein verblieben; Clemens August sah sich angesichts der großen, in seinen Schloßbauten sich ergebenden Aufgaben auch da auf die Hilfe seiner Heimat angewiesen. Nur die oberitalienischen und die Meister des Alpenvorlandes verfügten über den großen dekorativen Schwung, dessen die Architektur des 18. Jahrhunderts nicht entbehren konnte. So malt Nicolaus Stuber († 1749) zwei große Decken in Brühl und die Decke des Chores in der Mergentheimer Schloßkirche — Adam Schöpf aus Prag (1702—1772) als Stubers Nachfolger den Brühler Speisesaal und ebendort die beiden kleinen Kapellenräume, anderes im Poppelsdorfer Schloß und die hl. Stiege auf dem Kreuzberg. Im Zusammenhang damit stehen die prächtigen Fresken des dem Georg de Marées nahestehenden Jos. Gregor Winck (1710 bis um 1785) in der Jesuitenkirche zu Büren und im Hildesheimischen. Der Münchener J. G. Winter (1707—1770) malte im Jahre 1757 im Treppenhaus des Schlosses Herzogsfreude. Der wohl talentvollste dieser süddeutschen Meister, der Tiroler Engelbert Holzer (1708—1740), ist in Schloß Clemenswerth, wo er die Kapelle ausschmücken sollte, unmittelbar nach seiner Ankunft von einem frühen Tod ereilt worden.


Bayrischer Fayenceofen in Schloß Brühl

Von den Werken der für Clemens August tätigen italienischen Maler ist Carlo Carlones (1686—1775), des Malers von Schloß Ludwigsburg, mächtiges Treppenhaus im Bonner Schloß schon im Brande von 1777 wieder untergegangen. Im wesentlichen macht sich am Bonner Hof unter Clemens August die steigende Bedeutung der Venezianer Malerei geltend — Giov. Batt. Pia-



Hirschjagd im Kottenforst bei Bonn. Gemälde von J. F. Rousseau. Bonner Privatbesitz



Die Bischofsweihe des Kurfürsten Clemens August durch Papst Benedikt XIII. zu Viterbo (Rom) 1724
Gemälde von Francesco Imperiali in Schloß Brühl

zetta (1682—1754), der Lehrer Tiepolos, hat bei Clemens August eine besondere Wertschätzung genossen. Ein Seitenaltar der Mergentheimer Schloßkirche enthält ein gutes Bild des Meisters; eines seiner schönsten Spätwerke, die von dem Kurfürsten für den Hochaltar der Sachsenhausener Deutschordenskirche gestiftete Himmelfahrt Mariä, ist in französischer Zeit entführt worden und befindet sich — trotz aller Reklamationen — jetzt im Museum in Lille. Die Tätigkeit der beiden Venezianer Theatermaler und Architekten Pietro und Giov. Paolo Gaspari für Kurbayern und Kurköln ist nicht ganz geklärt; Pietro hat ein kleines Deckenbild in Falkenlust gemalt, rühmt sich aber in seinem Stichwerk auch der Malereien im Speisesaal und im Treppenhaus des untergegangenen Herzogsfreuder Schlosses, wiewohl jener J. G. Winter urkundlich für das Treppenhaus nachgewiesen ist. Giov. Paolo Gaspari hat jedenfalls einen viel gerühmten Theaterentwurf für Clemens August gefertigt, wohl denjenigen zu dem nie ausgeführten Brühler Schloßtheater.

Die in festem Dienstverhältnis stehenden Hofmaler in Bonn haben augenscheinlich stark unter dem Glanz der auswärtigen Meister gelitten. Der Hoftiermaler Joh. Matth. Schild († 1775), der namentlich seltene Jagdbeuten zu konterfeien hatte und die in Brühl noch erhaltenen Porträts der Lieblingsfalken des Kurfürsten malte, war sicherlich kein großes Talent. Der Landschafter und Vedutenmaler Jac. Franç. Rousseau († 1774) — angeblich ein Neffe von J. J. Rousseau — beginnt vielversprechend in seinen zarten Landschaften mit pikanter Staffage, hat sich aber in seinen späteren Arbeiten, z. B. den vier „Bönnischen Ballstück" der kurfürstlichen Galerie, von denen eines, ein Maskenball im Bonner Theater, wieder den Weg nach Brühl gefunden hat, nicht auf dieser Höhe gehalten. Das stärkste Talent unter diesen Bonner Meistern war der Stilleben- und Blumenmaler Joh. Mart. Metz (geb. 1717), der nach dem Zusammenbruch des Bonner Kunstlebens in London und zuletzt in Köln gelebt hat. Es gibt ausgezeichnete Fruchtstücke seiner Hand, gute Surporten im Benrather Schloß und wahrscheinlich sind ihm auch die ganz ausgezeichneten, nie näher untersuchten Surporten des Brühler Schlosses wenigstens z. T. zuzuschreiben. Auch an den Deckenmalereien in den späten reichen Zimmern von Brühl hat er Anteil gehabt, wie er auch die z. T. noch erhaltenen Vorlagen zu der großen Kupferstichfolge der Schlösser des Kurfürsten von Mettely geschaffen hat.

★

Die Jahre 1750—1757 hatten dem Kunstleben am kurkölnischen Hof — dank der reichen französischen Subsidien — einen letzten glänzenden Aufschwung gebracht; der scharfe Zugriff des politischen Gegners, Friedrichs d. Gr., auf die westfälischen und niederrheinischen Territorien bereitet dieser Blüte aber ein jähes Ende. Als Clemens August auf der



Das Innere der Jesuitenkirche in Büren i. W.

Reise nach München, wo er Hilfe in seiner Bedrängnis erhoffte, in der alten Ehrenbreitsteiner Philippsburg am 9. Februar 1761 von einem schnellen Tode ereilt wurde, hat er noch kurz vorher, in klarer Erkenntnis seiner Lage, testamentarisch bestimmt, daß das Erzstift die Erbschaft mit Aktiven und Passiven übernehmen und zur Deckung der Schulden nach Bedarf von dem reichen Nachlaß verkaufen solle, das Kurhaus Bayern aber solle,



Schloß Clemenswerth am Hümmling bei Meppen

da es dem Aussterben entgegengehe, leer ausgehen. Die Ausführung des Testamentes rundet — namentlich auch durch den Einblick in die Sammeltätigkeit des Clemens August — das Bild seiner üppigen Hofhaltung erst vollständig ab. Über die Gemälde, Porzellane, Uhren und Juwelen gibt es auch seltene gedruckte Auktionskataloge.

Da schleunigst Geld beschafft werden mußte, begann man schon im März 1761 mit dem Verkauf der Pferde, Hunde und Wagen. 82 Hirschhunde wurden der Darmstädter Hofjagd und einem Prinzen Conti zugeschlagen; bei den 56 Reitpferden treten u. a. der Markgraf von Ansbach-Bayreuth und der Herzog von Orleans als Käufer auf — bei den 55 Wagenpferden, darunter einem Sechserzug Mohrenköpfe und einem Achterzug Schimmelwallache, namentlich der Bruder des seligen Kurfürsten, Fürstbischof von Lüttich. Es ist nicht uninteressant, daß der reiche Mannheimer Oberbaudirektor Nicolaus von Pigage, der Baumeister des Benrather Schlosses, einen der besten Wagen um 922 Taler für sich erstand. Von den Juwelen kaufte der Nachfolger des Kurfürsten die beiden großen Pektoralkreuze für 15 500 und 42 000 Taler; die Mehrzahl der Edelsteine und Schmuckstücke aber, darunter Garnituren von Brillantknöpfen, wie sie heute nur noch im Grünen Gewölbe in Dresden zu sehen sind, erstanden Jacob Embden und Genossen in Frankfurt, aber sie zahlten mit sechs Schuldscheinen im Gesamtbetrag von 54 000 Talern. Höchst wahrscheinlich handelt es sich um Schulden, die Clemens August kontrahiert hatte, als er im Jahre 1742 in Frankfurt seinen Bruder mit ungeheurem Prachtaufwand zum deutschen Kaiser krönte und so einem heiß ersehnten Ziel der Wittelsbacher stärksten Glanz verlieh. Von diesem Prunk gibt heute wohl nur noch die später dem Kölner Dom geschenkte „Clementinische Kapelle" einen schwachen Begriff — jene goldstrotzenden liturgischen Gewänder, die Clemens August und seine Ministranten bei der Krönung des unglücklichen Kaisers trugen.

Die im Jahre 1764 verkaufte Uhrensammlung enthielt als Hauptstücke einige große kunstreiche Standuhren, die Knaust in Darmstadt für den Kurfürsten gefertigt hatte. Silber im Gewicht von 2008 Mark erbrachte rund 36 000 Taler — später noch ein Paar massivsilberner Feuerböcke aus Schloß Falkenlust allein 769 Taler. Das Silbergeschirr umfaßte vornehmlich kölnische und Augsburger Arbeiten; das Hauptstück darunter war aber ein großes Pariser Tafelgeschirr mit vollplastischen Jagddarstellungen auf den Deckeln der Terrinen, Schüsseln und Kasserollen. Wie immer überraschen uns die geringen Preise, die die 109 Nummern umfassende Sammlung japanischen, chinesischen und deutschen Porzellanes aller bekannten älteren Manufakturen erzielte; insgesamt ergab das Porzellan nur 11 606 Taler, obwohl zahlreiche Nummern große Service umschlossen.

Das stärkste Interesse darf die nahezu 800 Nummern enthaltende Auktion der Gemäldesammlung für sich in Anspruch nehmen; aber trotz älterer Inventare, des gedruckten Auktionskataloges und der genauen Verkaufsprotokolle bleibt unsere Kenntnis der Sammlung lückenhaft.. An feinerem Sammlerverständnis hat es Clemens August unzweifelhaft gefehlt; es ist nur zu verständlich, daß bei der ungeheuren Jagdleidenschaft des Kurfürsten Jagdstücke und Stilleben einen besonders breiten Raum einnehmen. Außer Hondekoeter, Snyders, Weenix, de Heem, Hamilton, dem eigenen Hoftiermaler Schild und dem Mailänder Lonini ist vor allem Jan Fyt gut vertreten gewesen. Die vier großen Tierhetzen dieses Meisters in der Münchener Pinakothek waren Hauptstücke der Bonner Sammlung; sie gingen für 1250 Taler an den Hofjuden Baruch über, werden drei Jahre später von der Stadt Solingen dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz verehrt und sind auf die Weise in die Düsseldorfer



Bildnis einer Dame des kurfürstlichen Hofes. Gemälde in Schloß Brühl

und mit dieser in die Münchener Sammlung gelangt. Daß die niederländischen Kleinmeister in der Sammlung zahlreich waren, ist für das 18. Jahrhundert selbstverständlich. Ältere deutsche Bilder haben — abgesehen von einem angeblichen Dürer und einem Schongauer — darin ganz gefehlt. Unter den zahlreichen van Dyck, Rubens und Rembrandt



Inneres der Clemenskirche zu Münster in Westfalen

zugeschriebenen Gemälden müssen sich nach den Preisen manche gute Stücke befunden haben, von denen sich das eine oder andere sicherlich noch feststellen lassen wird. Das am höchsten bewertete Bild der Sammlung war jedenfalls eines der schönsten Spätwerke Rembrandts, „Der verlorene Sohn“ in der Petersburger Ermitage. Nach den Abmessungen scheint es nicht unmöglich, daß außerdem Rembrandts Mann mit dem goldenen Helm in Berlin mit dem „Soldat à demie figure de grandeur naturelle“ der Bonner Sammlung identisch ist. Unter den zahlreichen zeitgenössischen italienischen Bildern hat Piazetta die erste Stelle eingenommen. Durch einen Zufall sind die vier Bilder von dem jüngeren Francesco Imperiali († um 1760) wieder in das Brühler Schloß gekommen, in denen er die von Papst Benedikt XIII. im Kloster Madonna della Quercia bei Viterbo am 9. November 1727 vorgenommene Bischofsweihe des Clemens August schildert.

In den Jahren 1764—1768 sind endlich noch eine kleine kostbare Waffensammlung, die gesamte Theatergarderobe und in Abständen von einigen Monaten riesige Mengen von Möbeln, Gobelins und Ausstattungsstücken allerart versteigert worden. Auch da liegen bislang nur Zufallsfeststellungen vor; so erwarb die Stadt Köln die ausgezeichneten Gobelins des Télémaque-Zimmers der Bonner Residenz, um den Muschelsaal des Kölner Rathauses damit einzurichten. Silbergerät befindet sich jetzt noch im Besitz der Grafen von Mirbach-Harff. — Was in kurfürstlichem Besitz verblieb, ist teils dem Brand des Bonner Schlosses im Jahre 1777, zum größten Teile aber der vollständigen Ausplünderung der kurfürstlichen Schlösser in französischer Zeit zum Opfer gefallen. Allein das stille Schlößchen Clemenswerth, seit 1803 im Besitz der Herzöge von Arenberg, vermag noch einen schwachen Abglanz seiner üppigen Hofhaltung hervorzuzaubern. Alte Möbel, Gobelins, prächtige Feuerböcke, ein großes Tafelservice mit Jagddarstellungen aus Straßburger Fayence„ auf sauberen Holzschildern die Vorderläufe der von Clemens August auf der Parforcejagd erlegten Hirsche, seine Büchsen und in dem Gartenhäuschen des Klosterpavillons noch die alte Drehbank, die Clemens August — selbst wie alle Wittelsbacher dem damals hoffähigen Drechselhandwerk ergeben — dem Kapuzinerprior zur Vertreibung der Langweile verehrte — dies alles träumt in der Einsamkeit des Hümmling von alten schöneren Zeiten!

Das große Schaffen eines Mäzens, wie es Clemens August war, hat keinen dauernden Bestand gehabt, weil es an der inneren Notwendigkeit, an Kraft und an Einsehen gebrach; jener große, sieben Jahre dauernde Ausverkauf ließ das farbenprächtige Bild einer der lebensfreudigsten und reichsten Hofhaltungen des 18. Jahrhunderts noch einmal aufstrahlen — gleich wie die hell zum Himmel lodernde Schlußszenerie eines großen Feuerwerkes im Dunkel der Nacht versinkt. Das Rokoko war gestorben!



Kurfürst Clemens August im Deutschmeisterornat
Gemälde von George des Marées. In Schloß Brühl



# Afrikanische Novelle. Von Frank Thieß

Mit 13 Zeichnungen von Erich Glas

Müde der europäischen Begrenzung, ersehnte ich die Luft eines weiten und großen Erdteils. Europa — das war ewige Form, Berechnung des Wahrscheinlichen, Kenntnis und Wissenschaft. Europa war nur die eine Seite des Daseins, die begreifliche. Heftiger und brennender rief in mir die andere nach Erfüllung: die unbegreifliche, formlose, nichtwissende und weise. In einer Lübecker Fabrik für Tauchergerätschaften reifte mein Überdruß. Die Frucht war, daß ich mich eines Tages aufmachte und unter Verzicht auf alle in Aussicht stehenden Vergünstigungen, Pensionen oder Beförderungen einem Mittelmeerfahrer anvertraute, der von einer englischen Tiefsee-Expedition zu ihren Zwecken samt technischem Personal gechartert worden war. An einem blühenden, in flimmernde Sonne getauchten Märzmorgen verließ ich Lübeck. Der Dampf der Schlote wölkte in den heiteren Himmel, Türme und Brücken blinkten auf, doch lauter rauschte das Wasser am Bug unseres schwarzen Schiffes. Ich drehte mich um und blickte voraus, wo schon das Meer sich öffnete.

In der Gegend von Alexandrien warfen wir Anker. Unsere Taucher machten ihre Sache gut, die Rüstungen und Erfindungen unseres Werks erwiesen sich als vorzüglich, es wurde viel gefilmt, viel gegraben, manches zutage gebracht. Die Engländer waren zufrieden, wir erhielten pünktlich unser Geld. Auch ich hätte zufrieden sein können, denn immer legte das Meer seinen dunstigen Horizont vor mein Auge, immer ging der Tag in großem Geleuchte auf, und die Unendlichkeit des Raums fiel lautlos ins laue Meer. Ich hätte zufrieden sein können. Was suchte ich noch? Nach dem Spiel der Maschinen das Spiel der Dämonen?



Wir waren knapp zehn Tage in Arbeit, da starb der Taucher Wilkes, weil er zu rasch emporgestiegen war, an Herzschlag. Eine halbe Stunde oder länger lag er auf dem Feldbett an Deck, quälte sich, stöhnte sehr und wimmerte nach der Heimat. Um ihn blinkte eine Pfütze. Salziger Geruch stand in der Luft. Große Schwärme von Seevögeln kreischten über unseren Masten. Dann starb er.

Man fragte mich, ob ich an seiner Stelle hinunter wollte.

Ich? An Wilkes' Stelle?

Nein. Warum sollte ich tagüber auf dem Meeresgrunde sitzen und später mit Gliederschmerzen und Atemnot auf der Pritsche liegen? Nein, danke bestens, nicht darum war ich ausgezogen.

Darauf hatte man eine besondere Art, an mir vorbeizusehen. Man war nicht höflich, man war nicht unhöflich, man war nichts. Ich existierte anscheinend nicht mehr, oder mußte unsichtbar geworden sein. Doch weil ich existieren wollte und gerade das Leben suchte, nicht ein Amt oder eine Ehre, hielt ich dieses geisterhafte Dasein nicht mehr aus, ließ mir meinen Lohn auszahlen und fuhr über Land nach Kairo. Diese Stadt, hinter deren bunter Wirrnis sich das geheimnisvolle Lächeln der Sphinx erhob, mußte der Schlüssel zu Harun al Raschids Reich, zur Welt des Grenzenlosen und zur Verwandlung aller Dinge sein.

In diese traumhafte Erwartung, die mich erregte wie erster Rausch, traten sichtbar, grell und gegenständlich europäische Hotels, europäische Automobile, Lichtreklame, Kinos, Cafés, Theater. Über dem afrikanischen Gesicht hing die leere Maske des zivilisierten Menschen der kühlen Zone. Wiederum engten Grenze, Form und Gesetz die Seele ein. Der englische Kellner, welcher mich in mein Zimmer führte, war glatt rasiert. Elektrisches Licht flammte auf. Wie war ich hier hineingeraten? Wo



sind die Sterne, die einst über dem Reich der Pharaonen ihre silbernen Kreise zogen?

Nachts brauste das Gelärm einer Großstadt an meine Ohren, es war das alte mechanische Gebrause. Ich kannte es. Doch wie wurde mir? Pochte nicht unter der kühlen Decke des Asphalts das heiße Blut des alten Ägypten? Wirklich, wie ein geheimes, fast unheimliches Pochen zitterte es durch die Nacht. Im Halbschlaf erlauschte ich das Schweigen der Wüste, und ein Tropfen afrikanischer Glut fiel in meine Sinne: Ich sah die Landungsbrücke eines norddeutschen Seebades, darüber den violetten Abendhimmel der Subtropen. Auf der Brücke ging Wilkes, der ertrunkene Taucher. Ich sah ihn von hinten, schwerfällig, müde, ergraut, mit gebeugtem Rücken. Neben ihm aber schritt eine verschleierte Ägypterin. Sie drehte sich um, ich erkannte ein hellbraunes Gesicht von seltener Schönheit, sah flimmerndes Lächeln und geheime Brunst, die in eine merkwürdige Gebärde floß, mit der sie an dem kostbaren Tuch ihres Kleides nestelte. Wilkes schien alles zu wissen, er wußte auch, daß sie sich nach mir umsah, doch nichts bekümmerte ihn mehr. Die Frau indessen hatte den Blick des Tieres, das noch nicht zum Bewußtsein der Welt erwacht ist. Langsam wandte sie sich ab. So endete der Traum.

Wenige Tage später hatte ich den Spalt im Gemäuer gefunden, durch den ich ins Freie sprang. Ich sah die Wüste von fern, die Silhouette der Pyramiden und im Abendrot das ewige Antlitz des großen Stroms. Nachts lag ich unweit einer Brücke auf felsigem Ufer. Lichter schaukelten über die Brücke, fremde Rufe kamen herüber, und zu meinen Häupten brach ein grenzenloser Raum in silbernem Geschmeide auf. Ganz nah zuckten und zitterten die Sterne. Neue, fremde Gebilde blinkten, und Meteore sausten durch den schwarzen Himmel.

Das war der Anfang jener großen Lust, die schon in Europa mein Fleisch geritzt hatte. Jetzt wuchs sie wie ein fressendes Feuer. Die Begier nach Erleben schoß gleich einer glühenden Garbe aus vulkanischem Gebirg in mir empor. Der schwarze, unbekannte Erdteil meldete sich: ganz deutlich pochte nun die fremde Erde unter meinen Füßen, als bewege sich ein ungefüger Riese vor dem Erwachen. Ich ging heim, mein Schritt griff unsicher aus, fast taumelnd, so erfüllt war ich von der Ahnung des Kommenden.

Doch was sollte kommen? Von welcher Seite des Horizonts würde das große Abenteuer mich überrennen? Denn irgend etwas mußte sich ereignen, ein Schicksal mußte mich packen, das in nichts den Schicksalen Europas glich. Auch Schicksale haben ihren Boden wie die Reben oder die Tiere. Die Schicksale, welche aus dieser Erde erwuchsen, mußten Süße, Hauch und Weite des nördlichen Afrikas, jenes Flimmern über sonnenglühender Fläche haben, das alle Dinge unbestimmt und fast schattenlos erscheinen läßt, ihnen Gewicht und Wert nach unserem Sinne nimmt und eine ewige Frische gibt, die sie leicht über Tod und Sünde trägt. So erfuhr ich in den ersten Tagen von einem Caféhausbesitzer des Araberviertels, daß am Abend vorher bei ihm ein junger Fellache eine Jüdin erstochen habe, die allnächtlich hier tanzte. Er habe sie erstochen, weil er sie liebte und alle sie sahen. Er konnte es nicht ertragen, daß täglich Hunderte von Blicken an ihr hingen. Nichts hatte er allein von ihr. Ihre Schönheit nicht, denn diese sahen alle. Ihre Liebe nicht, denn ihrer Liebe wäre er nie sicher gewesen. Allein hatte er nur eins: ihren Tod.



Ihren Tod hatte er allein. Warum sei das wider die Natur? Es schien dem Wirt nicht unnatürlich, daß jemand tötete, weil man ihn allein besitzen wollte. Jedes Gefühl hat sein Recht. Die große Scham und die große Qual, die große Schamlosigkeit und die verbotene Lust. Vieles hat der Prophet verboten, doch alles, was er nicht verboten hat, ist erlaubt. Übrigens, auch der Prophet ist lange tot ... Er lächelte schlau und winkte mich hinter einen Mauervorsprung. Dort zeigte er mir Bilder entkleideter Mädchen. Ob ich sie sehen wolle ... He?



Europa ... Auch ihn hatte Europa vergiftet. Gleich wittert er Verdienst und guten Braten. Ich kehrte ihm den Rücken. Dieser Weg ekelte mich; doch so war die Welt, welche ich verlassen: man konnte sich seine Lust erkaufen, aber erobern nicht. Und alle begehrten nur sie, nur die Lust allein. Niemand, der nach der geheimen Qual in ihr fragte.

Ich lief durch Gassen, Straßen, verdreckte Viertel, verirrte mich, sah in Tiefen des Elends, betrank mich in einer Schenke, wurde bestohlen. Mein Hotel hatte ich verlassen. Ein minderer Gasthof, Eigentum des Juden Kreisel, genügte mir. Außerdem war mein Geld zu einem kleinen Papierstoß zusammengeschrumpft, groß genug, um damit meine Pfeife zu stopfen.

Richtig, mein Geld ging zur Neige. Ich hatte eigentlich gar nicht daran gedacht, daß es einmal so weit sein könnte. Immer hatte ich etwas Besonderes, Unerwartetes erwartet, das mich aller Berechnungen und Kalkulationen entheben würde. Und nun erkannte ich an jenem Tage, wo ich, beim Juden Kreisel Honigwasser mit Eis trinkend, meine Barschaft überzählte, daß auch hier die Dinge ihren üblichen Verlauf nahmen und die Zeit der Märchen und verkleideten Kalife vorüber war. Jäh schlug meine Erkenntnis um: Nicht mehr Abenteuer galt es zu suchen, nicht mehr Schicksale und Erschütterungen, sondern Erwerb. Ich erkannte in mir den Deutschen, der so lange seiner Sehnsucht nachlief, bis er sich die Stirn am Gemäuer der Wirklichkeit blutig gestoßen hat.

Übrigens, mit dem Blutigstoßen hatte es noch gute Weile.

Lächelnd erhob ich mich und beschloß, nach Meadi hinunter zu gehen, wo ein Sonnenkraftwerk stand. Ein deutscher Ingenieur im Hotel hatte mir davon erzählt. So viel mir noch in Erinnerung war, sollte eine neue Dynamo aufgestellt werden. Vielleicht konnte ich hier Verwendung finden. Meine Zeugnisse waren in Ordnung, sie rühmten Verständnis für die Technik maschineller Anlagen. Auf, nach Meadi!

Zu Fuß? Freilich zu Fuß, ganz, wie mir die Beine gewachsen waren. Es ist schwerer, hier unten eine gute Meile zu gehen, als drei bei uns oben im Norden. Die Sonne schoß Pfeile ab, die senkrecht in meine Stirn trafen. Als ich in Media ankam, fiel mir das Sprechen schwer, die Zunge lag wie ein Stück trockenes Leder im Munde. Der Ingenieur, den ich anredete, betrachtete mich forschend und gab mir aus einer Feldflasche zu trinken. Ich goß den Whisky die Kehle hinab und sah die Welt wieder Ordnung nehmen. Wie war es doch gleich? Und warum war ich eigentlich hierher gekommen?

Ach, so, ja, jetzt wußte ich es wieder. Darum: also ich wollte gern wissen, ob hier vielleicht an einer Dynamo und so weiter. Ich trug mein Anliegen flüssig vor, lächelte dabei, tat guter Laune. Übrigens war ich wirklich guter Laune.

Der Ingenieur betrachtete mich ernst und teilnahmlos. Ließ mich schwatzen und bedauerte. Ich müsse mich irren. Keine Dynamo war zu reparieren. Nichts.

Wie? Ach so, nichts. Auch gut. Vergebliche Wanderung, schadet nichts. Ob vielleicht sonst für mich Verwendung? Da ich gerade einmal hier sei —

Der Ingenieur besprach sich mit einem Werkmeister.

Nein.

Nein? Danke sehr. Und guten Abend.

Heimwärts nach Kairo. Ärgere dich nicht, mein Freundchen, sagte ich mir. Du warst dumm, du hast die Dinge falsch angesehen, gewissermaßen vom deutschen Blickpunkt, Angebot — Nachfrage, Stellenbewerb — Zuverlässigkeit. Lerne daraus, daß hier die Dinge eine andere Schwere und ein anderes Licht haben. Sieh zu, wie du weiterkommst, abenteure, wenn es dir Spaß macht, aber halte das Maul, wenn du dabei krepierst.

Also dies ist die Wüste. Erste Nacht an ihrem Rande. Eine kurze Dämmerung flog wie ein ungeheurer Vogel auf und breitete die Fittiche in den Raum. Der grüne Himmel spiegelte sich in den großen Strahlensammlern des Sonnenkraftwerks. Zwei Palmen, gegen die Riesenfläche des Westens gelehnt, wuchsen seltsam zur Silhouette auf. Ein

weißes Sternbild funkelte, und im unendlichen Raum begannen verborgene Lichter zu zucken und zu flimmern.

Rüstig setzte ich meine Beine voreinander, Schritt vor Schritt. Ein Deutscher kann ja wandern, eine Meile mehr oder weniger macht ihm nichts aus. Geheizt schien die Nacht. Unbeweglich stand die Atmosphäre.

Auf halbem Wege gesellte sich ein Mann zu mir, rief mich an und fragte, ob ich nicht nach der Stadt wolle. Ich blickte auf und glaubte im ungewissen Licht Peter Wilkes zu erkennen. Wilkes, den vor Alexandrien gestorbenen Taucher. Mein Schritt wurde unsicher, ich blieb stehen. Er befand sich jetzt neben mir, die Züge seines Gesichts waren in Nacht verhüllt, doch soviel ich sah, war es Wilkes. Übrigens Unsinn, es konnte nicht Wilkes sein. Höchstens eine Halluzination.

Ich ging weiter.

„Wenn Sie nach Kairo wollen," sagte der Mann, „so bitte ich, mich anschließen zu dürfen."

Er sprach ein schlechtes Englisch. Ich witterte in ihm einen Deutschen, nickte, sagte: Ja. Er möge mitkommen. Sagte es auf deutsch.

Es schien ihm nicht angenehm, ertappt zu sein. Er blieb eine Weile schweigsam, versetzte dann abermals auf englisch: „Ich bin Mitglied einer internationalen Künstlertruppe. Wir spielen im ‚Kleinen Sternenzelt'."

Ich sah ihn an. „Sind Sie Peter Wilkes?" fragte ich.

Er antwortete mürrisch, indem er zur Seite blickte: „Nein. Mitglied einer internationalen Künstlertruppe. Ich heiße Seklif. Sie halten mich für einen Deutschen, doch ich lebe seit Jahren in den nordafrikanischen Städten. Ich bin staatenlos."

Damit schlief unser Gespräch ein. Ich schwieg ... Er sagte nichts weiter. Unsere Schritte klangen gemeinsam durch die Nacht. Es genügte mir zu wissen, daß er kein Gespenst war. Sein Beruf ließ mich kalt.

Jetzt bog ich die Straße in einen schmalen, schlecht gehaltenen Weg ein. Ein unangenehmer Weg, finster, unsicher. Seklif wollte nicht vorausgehen. Blieb stehen. „Warum wollen Sie nicht vorausgehen?"

„Bitte," sagte er mit höflicher, fast unterwürfiger Gebärde. Ich zögerte, näherte mein Gesicht dem seinen und bemerkte einen Zug, der mich lächeln machte.

Darauf ließ ich ihn stehen und ging voraus.

Jetzt wurde er gesprächig. Ich hörte nicht hin. Meine Gedanken zogen seltsame Kreise, tauchten in die flimmernde Tiefe des Himmels, stürzten zurück ins Ungewisse, flogen wie heimatlose Vögel umher. Plötzlich hörte ich aus dem gleichförmigen Geschwätz des Mannes hinter mir den Namen Faila. Faila nannte sich die Tänzerin, welche von jenem jungen Fellachen im Café erstochen worden war. Faila hieß jenes Mädchen, das mich um meine Barschaft bestohlen hatte. Wen meinte er? Seklif sprach von einer jungen Araberin, Mitglied der gepriesenen internationalen Künstlertruppe, einem herrlichen Wesen, um derentwillen das Publikum nur so ins Theater strömte. Die Vorstellungen seien ausverkauft. Alle wollten Faila sehen. Ich verriet nichts davon, daß ein Mädchen gleichen Namens mir nicht unbekannt sei, horchte aber auf seine Reden. Seklif schien über mein Interesse froh zu sein. Er bot mir von seinem Mundvorrat an, Datteln und in Öl gebackene Limonenscheiben. Ich aß und versprach ihm, ins Theater zu kommen.

Zwei folgende Tage vergingen im Staube des Straßenlaufens. Ich suchte nach einer Stellung, die mich der gröbsten Sorge überhöbe. Mit dem Rest meines Geldes bezahlte ich die Gasthausrechnung. Der Jude Kreisel verbeugte sich tief und bat um Wiederkehr. Ich nickte ihm zu und schritt geradeaus in eine x-beliebige Gasse, deren verschmutzte Buntheit in den türkisfarbenen Himmel eingestickt schien. Ihre Türme, Häuser, Basare, ihre kauernden, rufenden, bettelnden, verschleierten oder halbentkleideten Menschen dünkten mich in ihrer grellen Unwahrscheinlichkeit ein Mosaik am Fuße der Riesenkuppel zu sein, die sich strahlend über der Wüstenstadt erhob.

Ich schlenderte durchs Gewühl, verweilte hier, ohne Neugier zu spüren, bog dort ein ohne Ziel und befand mich am Ende in einer unbekannten Gasse, deren uralte Häuser aus dem verwirrten Gestein ägyptischer Königspaläste erbaut zu sein schienen. Vielleicht vor Jahrhunderten erbaut. Die Zeit stand still in diesem zerbröckelten Winkel. Ich



lehnte mich leicht ermüdet und geblendet vom starken Sonnenlicht ans Gemäuer eines schmucklosen Hauses. Ein vergittertes Fenster stand zu ebener Erde offen. Gleichzeitig blickte ich hinein: Da sah ich... Ich erschrak fast vor dem Bilde.

Auf einem flachen Tisch, der unmittelbar vom Fenster aus in die Stube ging und diese fast zur Hälfte ausfüllte, lag ein nacktes, junges Weib. Sie hatte mich schon früher bemerkt, da ihr Auge an den Schatten gewöhnt sein mußte. Ihr Antlitz war mir ohne Schrekken oder Begierde zugekehrt, offen und fast schön in der bronzenen Ruhe, die sich in diesen leopardenglatten, braunen Körper fortsetzte. Sie war mir so nah, das ich nur die Hand durch das Gitter zu strecken brauchte, um sie zu berühren. Unbeweglich lag sie und sah mich an.

Jetzt öffnete sich die Tür, ein vielleicht vierzehnjähriger Knabe betrat den Raum. Es schien, als erkenne er sie nicht, oder sei von dem starken Licht geblendet, denn seine stahlblauen Augen blickten starr geradeaus. Er machte wenige Schritte zur Seite und hob den Arm, rief ein Wort, das ich nicht verstand. Das Weib lächelte kaum merklich. Ihre Lage veränderte sie nicht. Noch einmal rief der Knabe das fremde Wort, in seiner Stimme war Furcht, Zärtlichkeit und geheime Lust. Sie blieb abermals stumm. Nur den Schmuck ließ sie durch ihre Hände klirren. Der Knabe zuckte auf, streckte leicht die Hände vor und ging zum Tisch. Seine Finger tasteten über ihren Fuß, dessen Zehen sich bewegten. Ich sah ihre metallenen Züge von einer geheimen Regung erfüllt. Haupt und Nacken hob sie langsam ihm entgegen. Doch ehe noch ihr Antlitz das seine berührte, schrak er zusammen, schrie unterdrückt, doch fast zornig auf und starrte dorthin, wo ich stand. Er rief mich an, ohne mich zu sehen. Ich fahre erschreckt zurück, denn ich erkenne an seinen Pupillen, daß er blind ist.

Gleichzeitig spüre ich, daß jemand mich beobachtet. Ich drehe mich um. Ein bärtiger Mann im schmutzigen blauen Kaftan steht kaum einen Schritt weit hinter mir. Er betrachtet mich, lächelt und murmelt ein paar Worte.

Leicht verwirrt ziehe ich mich von dem Fenster zurück.

Der Mann fragt mich etwas. Ich verstehe seine Sprache nicht. Wende mich zum Gehen. Wie er sieht, daß ich das Haus verlasse, schickt er sich an, mir nachzufolgen. Ich mache kehrt und wähle den Weg, der mich hergeführt. Er bleibt stehen, läßt mich vorüber und folgt abermals. Ich beschließe, ihn nicht zu beachten, schlendere gleichgültig durch belebte Straßen, betrachte Basare und Gewölbe, tue, als sähe ich ihn nicht. Wenn ich denke: nun ist er fort, taucht sein schmutziger langer Mantel hinter einem Mauervorsprung auf. Dabei tut er, als habe er es gar nicht auf mich abgesehen, sondern wolle angelegentlich sich auf Markt und Straßen nach eigenem Belieben umtun. Der Kerl wird mir lästig, ich weiß, daß er auf die Nacht „wartet", um leichter an mich heranzukommen. Kurz entschlossen nähere ich mich einem englischen Polizisten und weise auf meinen Nachfolger. Ehe noch der Polizist sich äußert, ist der Mann verschwunden. Zweifellos mitten in die Erde gesunken. Der Polizist verzieht keine Miene. Es erfüllt ihn mit Stolz, daß allein der Anblick seiner Person diesen Effekt erzeugt hat.

Ich selbst aber bin unzufrieden. Deutlich fühle ich, daß diese Aktion mich vor mir degradiert, als ewigen Europäer gebrandmarkt hat, das heißt als Menschen, der vor den Gebärden fremder Zonen unsicher wird und nur mit der Waffe seiner Heimat sich zu verteidigen vermag. Ich erkenne die Dürftigkeit europäischen Gehabens in fernen Kontinenten. Sehe den Grund dafür, daß der Europäer nur überwältigen, nicht überzeugen kann, in dem starren Willen seines Wesens, das jeder Verwandlung widerstrebt. Um die Schicksale eines andern Erdteils zu eigenen Schicksalen werden zu lassen, gilt es sich zu verwandeln. Es ist nötig, den Europäer in sich zu verlassen und die unentdeckten Bezirke der eigenen Seele aufzusuchen.

Jetzt weiß ich, warum meine knabenhafte Gier nach Erleben bisher zu nichts geführt hat. Es wird mir klar, daß ich mein altes Ich verlieren muß, will ich ein neues und mit ihm neue Erkenntnisse des Lebens gewinnen. Der Gedanke belebt mich, ich sehe meine Lage keineswegs mehr verzweifelt an, sondern erkenne den Sinn dieser bedenklichen Gegenwart, glaube ihn zu erkennen und beschließe

von nun an, alle Erwägungen auszuschalten, die auf heimatlichem Boden von Nutzen sein würden, und meine Aufmerksamkeit den unsichtbaren Schriftzeichen dieses seltsamen Landes zuzuwenden.

Doch weil diese Spekulation noch nicht Erwerb verbürgt, nehme ich keinen Anstand, hier auf die simpelste Weise vorzugehen. Ich entdecke bald eine Firma mit deutschem Namen, die Stahlwaren und Reiseartikel führt, trete ein und biete mein hübsches silbernes Taschenmesser zum Verkauf an.

Der Geschäftsführer prüft es nicht ohne Würde. Flüchtig überfliegt er meine Person. Dann lehnt er ab.

Ich nicke und wende mich zum Ausgang.

„— oder haben Sie es nötig?“ fragt er auf deutsch hinterher.

„Nein,“ versetzte ich auf englisch, „das Messer kann ich nicht mehr brauchen, ich habe ein wertvolleres geschenkt bekommen.“

Der Geschäftsführer bedauert darauf abermals, und ich trete ins Freie.



Vor dem Laden laufe ich fast mit Seklif zusammen. Ich erkenne ihn nicht gleich, doch wie er spricht, weiß ich, daß es der Mann ist, der mich letzte Nacht am Nil antraf. Er scheint erfreut, mich wiederzusehen. Fragt, wie es mir geht, und berichtet, ohne meine Antwort abzuwarten, daß er große Eile habe. Er müsse sofort zu einer hochstehenden Persönlichkeit, die sich für das Unternehmen seiner Direktion interessiere. Ob er übrigens heute abend auf meinen Besuch rechnen dürfe?

Ja.

Ich blicke ihm nach. Er hat den eigentümlichen Schritt derer, die lange unter Wasser gearbeitet haben. Im übrigen ist wirklich keinerlei Ähnlichkeit mit Wilkes vorhanden. Ich begreife nicht, daß ich neulich nachts dieser Meinung war.

⋆

Das „Kleine Sternenzelt“ war ein baufälliges, elendes, mit drei grellen Lampen geschmücktes Gebäude. Ich erfuhr von einem schmierigen Wirt, daß die Vorstellung im Garten stattfände. Draußen, eingezwängt in verwitterte Mauern, sah ich einen Palmenbestand, mehrere Reihen Bänke, ein Brettergerüst, eine Kette Ampeln. Das Sternenzelt schien der Himmel zu sein, welcher sich in ein juwelengesticktes Gewand gehüllt hatte. Groß und ohne Grenzen erhob er sich über diesem elenden Stück Flitter, das wie in einer Pfütze die bemalte Maske der Menschheit spiegelte. Die Zuschauer waren rar gesät, dabei kaum von erlesener Güte: Bummler, Fellachen, Fremde, Geschöpfe der Tiefe, die nach Abenteuern lungerten. Von der hochstehenden Persönlichkeit war einstweilen nichts zu bemerken.

Ein geflickter Vorhang hob sich. Dürftige Szenerie, schlecht maskierte Schauspieler. Kurzum — unter aller Würde. Ich wartete auf Faila. Sie trat verschleiert auf und sang mit monotoner Stimme eine Romanze. Der Schleier fiel, unter den Zuschauern gab es eine leichte Bewegung. Ein Gesicht von schmerzhafter Zartheit blühte auf. Sie tanzte, ihr Gewand verschob sich und enthüllte eine Sekunde lang die blinkende Brust, herb und makellos. Übrigens war es nicht jenes Mädchen, das mir den Batzen Geld gestohlen. Doch Seklif, der eine Art dummer Figur spielte, schien wieder mit Wilkes große Ähnlichkeit zu haben. Einmal stand er am Pfosten des Bühnenrahmens und blinzelte mir zu. Nase, Wangen und Kinn hatte er rot angetuscht. Die gewollte Komik wurde durch törichte und sinnlose Bewegungen unterstützt. Er reizte nicht zum Lachen, er machte traurig. Auf einmal erschien mir mein Leben sinnlos, ich sah kein Ziel, keine Sehnsucht mehr, nur ein fades Maskentanzen in ewigem Kreise.

Da betrat wieder Faila die Bühne.

Die melancholischen Farben der Welt hellten sich auf. Mir war, als vernähme ich fernher Musik.

Nichts von Musik. Um mich schwatzten, lachten, qualmten und tranken rohe Gesichter.

Doch hinter dieser Welt? Ist hinter ihr nicht die Stille verklingenden Akkords? Der Nachhall einer Harmonie? Die Lichter schwankten, Failas helle Stimme tropfte durch die violette Nacht, ich fühlte große Müdigkeit und Bereitschaft zu verborgenen Dingen.

Nach dem Schauspiel stellte ich mich dem Direktor vor. Es war Seklif. Ich bot ihm meine Dienste an. Er schien sehr erfreut, beglückwünschte mich zu diesem Entschluß.

„Hat Ihnen Faila gefallen?“ fragte er und sog heftig an einer kurzen Shagpfeife.

Ich machte eine ungewisse Bewegung.

„Sie sind schon Schauspieler gewesen?“

„Ja.“

„Gut, gut.“

Ein Vertrag erübrigte sich. Ich gehörte zur Truppe. Man betrachtete mich mit Mißtrauen, doch weil Seklif seine Gunst mir zugewandt hatte, zeigte niemand Feindschaft. Er schwatzte viel, entwickelte ungewöhnliche Pläne und sprach große Hoffnungen auf die Zukunft aus.

Plötzlich schrie er: „Faila!“

Das Mädchen erschien. Sie war erhitzt. Mit rätselhaften, heißen Augen blickte sie um sich. Seklif legte seinen Arm um ihren Nacken, schnaufte zufrieden und sah mich merkwürdig an. Seine Hand glitt über ihre Schulter, die Finger tasteten weiter. Faila lächelte weh.

„Wie?“ fragte Seklif und schielte zu mir hin.

„Ich habe nichts gesagt.“

„Aha ...“

„Nein,“ sagte ich, „nichts.“ Und wandte mich zum Gehen.

Ich trat vor die Tür des Gasthofs. Unfern stand ein Araber, dessen Gesicht ich in der Finsternis nicht erkannte. Mir fiel mein Verfolger ein. Er ist es. Er hat mich wiedergefunden. Ich wollte zu ihm gehen, ihn fragen, warum er mir seit morgens nachgeschritten, ihn bitten, daß er mich zu jenem Weibe und dem blinden Knaben führen sollte. Indem erschien Faila, tänzelte an mir vorbei und pfiff leise.

Ich rührte mich nicht.

Der Araber verschwand. Die Palme, an



der seine hohe Gestalt gelehnt, ragte wie eine aus Holz geschnittene Silhouette unbeweglich in die Nacht.

Faila pfiff wieder. Ich näherte mich ihr. Da lief sie vorüber, ihr Arm streifte den meinen, lief in die offene, trüb erhellte Tür des Hauses und war verschwunden.

*

Übel stand es mit dem Geld. Seklif dachte nicht an regelmäßige Auszahlung der Gagen. Er wußte wahrscheinlich nicht einmal, was eine feste Gage war. Man mußte zusehen, wo man Geld herbekam. Füllte sich die Kasse, stellte man Seklif zur Rede. Gab er nichts heraus, nahm man ihm alles fort. Wir aßen, was wir fanden. Ein Türke, schlau und gewalttätig, stahl viel und mit Kunst aus Gärten und Villen. Er wurde von uns beneidet und gehaßt. Wir wanderten hierhin und dorthin, spielten auf offenem Markt, zogen nilaufwärts nach Assuan, verdienten kaum, um Datteln und Brot zu haben.

Dort oben am Nilstrom geschah es, daß ein Amerikaner am Abend Faila Geld bot, falls sie mit ihm gehen wolle. Übrigens war es viel Geld, eine unnötig große Summe. Seklif trat sofort mit Eifer dazwischen und versuchte noch mehr herauszuschlagen. Faila schwieg. Sie wußte, daß ich unweit stand und alles hörte.

„Nun,“ fragte der Amerikaner, „ist zehn nicht genug?“

„Dreißig!“ erwiderte Seklif.

„Zehn, zum Donner!“

Seklif ging auf fünfzehn hinunter.

Faila schwieg. Sie hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ließ sie in merkwürdigem Spiel zu mir hin offen. Faltete sie, verschlang sie, winkte. Ich starrte die beweglichen Finger an, verstand nicht. Meine Erregung wuchs. Die Finger spielten heftiger. Ich zitterte, ohne zu begreifen.

Sie einigten sich auf fünfzehn Dollar.

Der Amerikaner nimmt Faila gleich mit. Ich schlendere dem Zelte zu, tue, als wolle ich zu meinem Schlafsack. Nach zehn Schritten sehe ich, daß Seklif mich nicht mehr bemerkt. Ich springe seitab, überquere die Straße

und befinde mich auf der anderen Seite. Drüben geht der Amerikaner. Faila folgt. Es ist eine warme, mondhelle Nacht. Der Amerikaner nähert sich einem Hause, das sich als eine Art Gasthaus anpreist. Ich bleibe stehen und warte, was geschieht.

Es geschieht folgendes: Der Amerikaner sagt einem braunen Kerl, der in der Tür lehnt, ein paar Worte. Der Kerl läuft ins Haus. Faila zögert. Der Amerikaner bleibt stehen, zündet sich eine Pfeife an und winkt ihr träge mit dieser Pfeife. Sie geht. Nach wenigen Sekunden sind beide in dem Hause verschwunden.

Jetzt hält mich nichts mehr. Ich bin unmittelbar an der Tür, trete ein, schicke mich an, die kühle, steinerne Treppe hinauf zu gehen. Deutlich höre ich den Schritt des Amerikaners im ersten Stockwerk, Failas Schritt ist unhörbar.

In dem Augenblick packt mich jemand am Arm. Ein Mann in europäischer Kleidung, verwachsen und verwittert. Ich gebe mich als Diener des Amerikaners aus, ziehe meinen Tabaksbeutel und sage, daß ich ihm Geld brächte. Viel Geld, setze ich hinzu.

Der Bucklige ist noch immer mißtrauisch.

„Ist sie schon oben?“ grinse ich.

Da läßt er mich hinauf.

Ich stehe in einem weißgetünchten Gange, der seine Helligkeit von einem offenen Fenster ohne Scheiben empfängt, durch das der volle Mond scheint. Ein milchiges Licht umgibt mich. Ich bleibe stehen, erinnere mich aber an den Buckligen und gehe sofort mit hartem Schritt weiter. Vier Türen zeigt der Gang. Ich lausche an der nächsten: Nichts. An der folgenden: Schritte. Stuhlrücken. Ich lege das Ohr ans Holz. Ja, es ist der Amerikaner. Übrigens spricht er kein Wort. Nur wie er an einen Tisch stößt, flucht er.

Ich warte einen Augenblick, überlege scharf, klopfe an.

Eine Stimme ruft unwirsch, was ich wolle.

Ich klopfe lauter. Trete gleich darauf mehrere Schritte zurück in den Schatten.

Die Tür wird geöffnet, sein Kopf erscheint. Ich schreie: „Mister, kommt gleich, man ist eingebrochen und hat Euer ganzes Geld gestohlen!“

Gleich darauf fliege ich die Treppe hinab, stelle mich unten hin, rufe noch einmal: „Die Ladies suchen Euch, kommt!“, eile ins Freie.

Es dauert nicht zehn Minuten, und der Amerikaner verläßt das Haus. Nach einer halben Stunde spaziert gemächlich Faila aus der Tür. Im Mondlicht glänzt ihr Antlitz wie edles Metall. Die Augen haben ein tiefes Leuchten. Die Augen sehen mich. Nein, sie sehen mich nicht an. Ich trete auf sie zu. Sie lächelt und geht vorüber.

„Faila ...“ rufe ich gedämpft.

Sie legt den Kopf ein wenig zur Seite, als horche sie dem Rufe nach. Ruhig geht sie und leichtfüßig wie ein Panther die Straße hinunter. Es ist als ob die Straße sich unter ihre Füße breite und die Entfernung ihr entgegenflöge.

Plötzlich fällt mir etwas ein: Habe ich nicht zehn Minuten warten müssen, ehe der Amerikaner an der Tür erschien und zu seinem Boardinghouse lief? Zehn Minuten ... Der Amerikaner ist ein Geldmann, er wird nicht umsonst fünfzehn Dollar zahlen und dann davonlaufen. Ich bin ein Tor gewesen. Dumm. Mehr als dumm. Einfach lächerlich.

Aber warum hat Faila eine halbe Stunde gebraucht, um hinunter zu kommen? Faila ist eine halbe Stunde oben geblieben, dann erschien sie an der Tür, und dann ging sie lächelnd die Straße hinunter.

Hat sie auf mich gewartet? Mein Gott ...

„Faila!“

Sie ist längst verschwunden.

⋆

Seklif hatte neue Pläne. Er wollte Schauspiele für Schönheitsfreunde im „Kleinen Sternenzelt“ arrangieren. An Bahnhöfen, auf Promenaden und in Hotels sollte ich reiche Europäer dafür fangen. Er versprach sich viel Erfolg davon. Ich überlegte, wie ich eine Gelegenheit fände, zu fliehen und Faila mitzunehmen.

Heimwärts nach Kairo. Wir rasten am Nil.

Ein warmer Abend, golden überfärbt, steigt über die Felsen, über den blauen Fluß, dampft auf in opalnem Hauch. Er atmet ruhig, bevor er sich in die Arme der übersternten Nacht legt. Am anderen Ufer dehnt sich fruchtbares Land. Ganz fern am Horizont ein roter Streifen: die Wüste. Träge fließt das Wasser, kaum ist eine Strömung zu sehen.

Ich sitze auf dem Rad einer Sakije, über mir die Gewalt des blauen Raums, in mir ein glühender Herd, zugedeckt wie ein Kohlenmeiler. Auf einem der hohen Uferfelsen steht




Die Kostprobe. Gemälde von Erich M. Simon

(Minden, Sammlung Strothmann)



Seklif und raucht. Er trägt einen weißen Burnus und einen Turban mit grünem Band durchflochten. Er raucht und schaut ins Wasser.

Den Weg zur Sakije herauf kommt Faila.. Sie ist von großer Schönheit, viel tausend Jahre alt wie die ägyptischen Prinzessinnen, von ewiger Jugend wie die große Sphinx. Leicht und sündelos ist ihr Schritt. Nichts trägt sie aus der Vergangenheit mit sich. Es gibt keine Vergangenheit, nur das funkelnde Sein. Sie setzt sich, sieht mich an und schweigt.

Ich schaue über sie hinweg auf drei Dattelpalmen, die vor einem kleinen weißen Hause stehen.

Plötzlich frage ich: „Wirst du mittun?"

Sie lächelt merkwürdig und blickt mir ruhig in die Augen.

Ich sage weiter: „Gewiß wirst du mittun. Alle tun mit, weil's was zu verdienen gibt."

Auch darauf antwortet Faila nicht. Sie erhebt sich, gleitet vorbei und streicht leise mit der Hand über mein Gesicht. Etwas Kühles berührt meine Stirn, es ist das Blatt eines Feigenbaums.

Faila geht ohne sich umzusehen den Weg hinunter, den sie gekommen.

Auf dem gelben Felsen überm Flusse steht noch immer Seklif und raucht.

*

Am nächsten Mittag waren wir in der Stadt. Seklif fragte, ob ich gut französisch spräche. Ja, warum? Er dämpfte ein wenig seine Stimme und gab mir den Auftrag, ins Hotel Imperial zu gehen und dort nach Marquis Lenotre zu fragen. Selbigem Marquis diesen verschlossenen Brief zu überreichen. Falls der Herr Fragen an mich stelle, solle ich ausweichend, bejahend, vielversprechend antworten.

„Was steht in diesem Brief?"

Seklif runzelte die Stirn, antwortete: „Ersuchen um Unterstützung unseres Unternehmens."

Ich ging.

Als ich mich einige Straßen weit fort befand, riß ich den Umschlag entzwei. Es waren Aktbilder von Faila, die Seklif aufgenommen hatte. Eine Affiche in schlechtem Französisch.

Ich bummelte einige Stunden durch die Straßen und suchte jene Gasse auf, in der ich das Weib mit dem Knaben gesehen hatte. Doch soviel ich suchte, immer geriet ich in falsche Straßen. Vergeblich.

Darauf kehrte ich zum kleinen Sternenzelt zurück.

„Nun?" fragte Seklif begierig.

Ich tat außer Atem, erregt, ja verzweifelt, nahm ihn beiseite und stieß heraus: „Die Polizei ist dir auf den Fersen! Flieh!"

Seklif begann zu zittern. Sein dickes Gesicht bekam eine tote Farbe. Ich erkannte, daß er kein Kind dieses Landes war.

„Hast du Marquis Lenotre gesprochen?"

„Lenotre ist ein Hochstapler, man hat ihn vor einer Stunde verhaftet."

„Die Bilder?"

„Hat die Polizei. So geh doch!"

Seklif zögerte. Ich redete dringlicher, erfand Gefahren, schilderte beredt die Schwierigkeiten, unter denen ich diese Kunde herbeigebracht. Währenddessen war Faila unhörbar hinzugetreten. Sie sah mich nicht, fiel Seklif plötzlich um den Hals, flehte ihn an, daß er sich retten möge.

Als er gegangen, zeigte sie mir einen Beutel: sein Geld, das sie ihm aus der Rocktasche gestohlen. Ich trat einen Schritt zurück und starrte sie an: Nein, es war nicht jenes Mädchen, das mich betrogen, doch nun begriff ich, warum ich die Gasse nicht gefunden. Die nackte Ägypterin hat sich in Faila verwandelt. Seklif ist der Verfolger. Der Verfolger ist verschwunden. Der blinde Knabe bin ich.

Ich fasse Failas Hand. Wie klein, braun und schmal diese Hand ist. Zu sagen weiß ich nichts. Auf der Straße zum Nil sehe ich im Geiste eilfertig den dicken Seklif laufen. Er ist als Europäer gestorben, doch als Afrikaner nicht auferstanden. Ein unruhiges Wesen zwischen zwei Leben ist er. Ich muß lachen.

Auch Faila lacht.

Schnell verbreitet sich die Nachricht, welche ich Seklif eingeflüstert. In einer Stunde ist die Truppe auseinandergestoben, in Winkel, Verstecke, unbekannte Orte geschlüpft. Nur der Türke geht großmäulig umher. Er tritt auf Faila zu und will sie mitnehmen. Sie dreht sich um und geht, ohne ein Wort zu erwidern. Wie er ihr nachlaufen will, stelle ich ihm unversehens ein Bein. Er schlägt um. Ich lege eine Schlinge um seinen Hals, ziehe ein Messer, lasse ihn bei Allah schwören, weder Faila noch mich anzutasten und nach dem ersten Muezzinruf außer Sicht zu sein.

Er erhebt sich, schüttelt sich wie ein Tier und geht davon.

*

Diese Nacht schlief ich mit Faila in einer verlassenen Bauhütte am Nil. Der Hauch der Wüste lag in ihrem schwarzen Haar. Und der Rausch aller Pharaonenpaläste stand um sie. Die Nacht kam glühend, die Sterne erblichen, das Morgenrot stieg empor.

Gelb funkelte die Flut des Stromes, überm Ufer erhob sich ein rötlicher Dampf. Faila stand auf zum Gebet. Danach legte sie die Kleider ab und netzte ihren Körper mit dem Wasser des ewigen Stroms.

Ich lag und sah ihr zu. Der Dämonie des

Lebens, diesem tollen Wirbel, der in den Schlund des Todes tanzt, war ich für Augenblicke ganz entrückt und hörte nur das Rauschen seliger Akkorde. Die Musik, welche ich vor einigen Wochen noch hinter dem Dasein wähnte, brach hervor in perlendem Glanz. Gegenwart war das Leben.

Ich wollte mit Faila nach Theben und in die Ruinen von Karnak. Wir mieteten Kamele und ritten südwärts. In Assuan schloß sich uns ein deutscher Graf an, der alle Dialekte sprach. Er redete Faila in einem mir fremden Idiom an. Sie blickte fast erschreckt auf und antwortete singend in derselben Sprache.



Der deutsche Graf begleitete uns in die Ruinen von Theben, zeigte die geheimen Gemächer der Fürsten und enträtselte die Mysterien. Er erzählte von Dingen, die vor Jahrtausenden groß und flammend gewesen waren. Toten Dingen. Ich schwieg.

Um die Dämmerung überredete er Faila, in den Ruinen irgendeines Palastes zu tanzen. Er holte aus seinem Gepäck ein altes Kupferbecken und gab es mir. Ich sollte das Becken schlagen, während sie tanzte. Ich widersprach. Er sah mich lächelnd an und fragte leise: „Wollen Sie den Wind einfangen und dem Licht Grenze geben? Niemand kann das Schicksal kaufen.“

„Und das Eroberte?“

„In Bereitschaft sein ist besser als besitzen. Alles flieht einmal fort und kommt verwandelt wieder.“

Da erkannte ich, daß er vor mir jenes Geheimnis gelöst hatte, um das ich mich seit Wochen mühte.

Die Trümmer der hunderttorigen Stadt flimmerten im Sonnenlicht. Kraniche in der Luft. Ferne die weißen Tupfen ländlicher Gehöfte. Dahinter fieberte der afrikanische Sand. Groß war die Glut. Der Wendekreis lief mitten über meine Brust.

Ich schlug das Becken, und Faila tanzte. Ihr Tanz war Bewegung einer Palme im Abendwind. Sie schleuderte sich nicht fort, sie flog nicht über die Erde, sie stand nur und wiegte sich hin und her. Glänzte und lächelte und hatte das Geheimnis der ewigen Lust in ihren Gliedern.

Da begriff ich die Wendung aller Dinge, legte das Becken hin und verließ sie und den Grafen. Über die Ruinen stieg ich, zwischen wildwucherndem Heckengebüsch und farblosem Strauchwerk auf eine Halde, die den Blick westlich über den Halbkreis der Erde frei ließ. Es war so still, daß ich den eintönigen Gesang des Hebewerks bis in meine Einsamkeit hörte. Plötzlich horchte ich auf. Mir ist, als habe jemand meinen Namen gerufen. Nein, es ist nichts. Wer sollte auch nach mir rufen; weiß doch niemand, wie ich heiße. — Trotzdem erhebe ich mich, um festzustellen, ob vielleicht jener Mann, der mich solange verfolgte, in meiner Nähe sei. Ich würde lächelnd mit ihm gehen. Doch er ist nicht da. Und wäre er da — auch dieses Abenteuer würde nicht besser auslaufen. Besser? Was heißt besser? Die Erde, die Winde und alle Sterne bewegen sich, niemand weiß, wohin; und du allein willst Beharrung? Nichts geht verloren, das Verlorene läßt eine Erkenntnis zurück, und „alles kehrt verwandelt wieder“.

Ich bücke mich, um ein Steinchen aus den Ruinen von Karnak mitzunehmen. Dabei fällt mir ein Briefumschlag aus der Tasche.

Ach, die Photographien von Faila.

Ich sehe sie an, eine nach der andern. Sehr raffiniert sind sie gemacht, und im Grunde gar nicht raffiniert. Es sind Bilder der schimmernden Oase und der gelben Sonne auf einem Nilfelsen. Bilder einer Palme, die sich biegt, eines Tieres, das aus afrikanischer Glut geboren ist. Eines unwahrscheinlichen, geheimnisvollen, nackten Tieres.

Es hat keinen Sinn, diese Bilder mit nach Europa zu nehmen. Sie verlören nur ihren Glanz. Ich kann ja auch den Hauch der Wüste nicht mitnehmen. So lasse ich sie aus den Händen fallen. Der Wind begräbt sie zwischen Geröll und Trümmerblöcken, und es kann sein, daß einst daraus ein Strauch mit seltsam leuchtenden Früchten wächst.



# Neues vom Büchertisch

## Romane und Novellen. Von Karl Strecker

**Alfred Döblin: Berge, Meere und Giganten** (Berlin 1925) — **Arnold Ulitz: Der verwegene Beamte** (Stuttgart 1925) — **Heinrich Vandlows Werke.** (In verschiedenen Verlagen) — **Hans Richter: Sturmflut** (Bremen 1925) — **Paul Oskar Höcker: Dicks Erziehung zum Gentleman** (Berlin 1925)

Je weiter die Verlage unserer sogenannten schönen Literatur sich in den Zeitgeschmack der kleinen Bücherreihen und Reihenbücher verstricken, je mehr wir vor dem Angriff eines schwer übersehbaren Heeres von Novellenzwergen, Erzählungsdäumlingen, Duodezausgaben, Fingerhutgeschichten, Westentaschenromanen das Fürchten lernen, je weniger man sich retten kann vor schmalbrüstigen Heftchen, vor Fabeln in Streichholzgröße, vor einem Fanatismus der Schmächtigkeit, der Zwölfminutenlektüre —: um so lieber lehnt man sich einmal an die Felsenstirn eines Berges, blickt man auf Meere hin, oder zu ragenden Giganten empor.

Berge, Meere und Giganten sind nun aber gar in einem Buch vereint. Wie sollten wir da nicht zugreifen? Der Verfasser Alfred Döblin nennt diese 588 Seiten in Lexikonformat einen Roman. In Wirklichkeit ist es ein kosmisches Epos, man kann auch sagen eine Apokalypse.

Kein Untergang des Abendlandes, wohl aber ein Untergang der Menschenwelt im dritten Jahrtausend ist der Inhalt dieses innerlich schwer zugänglichen und schwer kontrollierbaren Werks, das sich weder durch angreifende Glaubwürdigkeit noch durch tänzerische Leichtigkeit auszeichnet.

In atemlosem Tempo rast die massive Erzählung dahin; wie in einem gewöhnlichen Roman Tage und Wochen werden hier Jahrhunderte erledigt. Schon auf der 19. Seite sind wir so weit, daß „in zwei neuen Jahrhunderten" langsam der westliche Völkerkreis unter das Imperium London-Neuyork gekommen ist. Dann zermorschen die politischen Gewalten. Die Regierungen, die Heere kommen in die Hand der großen technischen, industriellen Gruppen. Allgemeine Wohlhabenheit, allgemeine Faulheit. Die Völker haben ein System von Stadtschaften, in denen sich langsam eine neue Herrenkaste herausbildet. Mathematik, Ingenieurwissenschaft, Chemie, Elektrotechnik, Biologie, Radiotechnik sind nur Ausgewählten gestattet, deren Zahl man von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verringert. Eine neue Art der Sklaverei kommt auf. Eine ganz veränderte Stellung hat die Frau. In den südlichen Landschaften Europas gehören die Frauen zu den aktivsten Elementen, denn sie sind durch die veränderten Verhältnisse stark gezüchtet.

Ist der Pazifismus nun, in vier, fünf Jahrhunderten nach uns, die wir 1914—1918 erlebten, endlich zur Herrschaft gelangt? Im Gegenteil: der größte und furchtbarste Krieg, den die Erde gesehen, bricht aus: der Uralische Krieg. Die westliche, die europäische Welt sucht ihre Entfaltung in einem gewaltigen Entscheidungskampf gegen den Osten, der mit unausdenkbaren Mitteln geführt wird. (Der Abschnitt „Der Uralische Krieg" erschien im Juni 1923 im Vorabdruck in diesen Heften.)

Natürlich haben sich um diese Zeit bereits alle Lebensverhältnisse gründlich geändert. Ein beispielloser und allgemeiner Umschwung war schon mit dem Aufkommen der „künstlichen Lebensmittelsynthese" eingetreten. Grünende Saaten, Mühlen und Bäckereien sah man wie Dinge an, von denen altassyrische Tontafeln meldeten. Auch die Apparate hatten sich völlig verändert. Aus Maschinen waren Maschinenorganismen geworden. Die Energiewirtschaft hatte zur Verkuppelung der Kraftwerke untereinander geführt, es entstehen Glasstädte, Lichtstädte, Nahrungs- und Kleidungsstädte.

Die Asiaten rufen ihre Völker auf gegen die Macht der Weißen, die mit Maschinen kommen, und wehren sich. Die furchtbarste Waffe, die Flieger, schlagen sie ihnen aus der Hand durch Wellen, welche die Motore in Unordnung bringen, und nun rücken sie mit Menschenmassen und Feuermeeren gegen die Feinde an. Die Europäer antworten mit Feuermassen. Eine Kampfszene aus diesem Stand der Dinge mag zugleich von der Form des Werkes eine Probe geben: „In die Erde metertiefe Stollen gestoßen, Stollen neben Stollen. Blöcke bohrten sich ein, rissen den Boden auseinander, die Linie vom grünen Ladogasee bis zum Toten Meer. Wie eine große Egge griff es in die Erde, hielt den Kopf gesenkt. Die Blöcke warfen unten Sprengstoffe Gase Salze vor sich aus," (Kommata liebt Döblin nicht.) „Blöcke über ihnen durchlockerten die Erde, mischten sie mit Gasen Salzen, durchdrangen sie mit Hitze. Hochgeschleudert unter Donnerschlag rauchte blutbeflammte Erde, verzehrte sich geifernd in der Luft, aufgehoben in einem wirbelnden wogenden Qualm. Hohe Flammengarben sprangen in Säulen aus dem bloßgelegten Boden, brannten hinter der qualmenden niederregnenden Masse weiß und grün steil in Riesenhöhe auf. Flamme neben Flamme wie die Blockzähne der großen Egge, über Wiesen,

Ackerboden, zwischen Dörfern Landstraßen vom Toten Meer zum Ladogasee Cherson Poltawa Mohilew Pskow Waldai. Menschen Häuser Steine Hügel Tiere Wälder restlos zerklafternd aufwerfend hochhebend verschüttend, Flußtäler zerreißend ausfüllend."

Uff! So geht sie weiter, diese epische Dampfwalze, die ohne sonderliche Hemmungen durch Interpunktion den Globus flach plättet. Man sieht: auf Orte, Menschen, Völker, Weltteile kommt es dem Verfasser nicht an, er erledigt alles im großen. Und es liegt wirkliche Größe darin: wie er hier den letzten Entscheidungskampf zwischen Menschen zugleich mit dem Entscheidungskampf menschlicher Kultur (samt allen ihren Erfindungen, Wissenschaften, Künsten), die eben auch einmal ein Ende hat, gegenüber der ewig fortwirkenden Natur schildert.

Der Mensch ist nicht klein. Ungelähmt bleibt sein Drang zu schaffen, zu erobern. Nicht mehr gegeneinander hebt er die Waffen, jetzt wendet er sich gemeinsam gegen die Natur selbst, sucht in mächtigem Vorstoß ihre Gesetze und Elemente umzuwerfen. Enteisung Grönlands heißt das Ziel.

In der Schilderung dieses gigantischen Unternehmens, das Gesetz der Natur in ihren Bann zu schlagen, erreicht auch Döblin den Gipfel seiner Darstellungskunst. Schon der Anfang, wie die großen Flotten ihre Ölwolken, von unzähligen Fliegern umschwärmt und dirigiert, über die Eisfläche hinsegeln lassen, versetzt einem den Atem. Hier strömt wirkliche Kraft. Den Einzelheiten weiter zu folgen, ist bei der überwältigenden Fülle des Stoffs nicht angängig. An der Natur ewiger Gesetzlichkeit und Zeugungskraft zergeht das Menschentum und seine kleine Geschichte. Aber hinter diesem entscheidenden Verhängnis erwacht eine neue Menschheit, der die Hybris der vorangegangenen wie ein wüster Traum erscheint. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Ährenwiegendes weites Land winkt von ihnen herüber.

Wie schon betont: kein Roman. Vor allem nicht zu verwechseln mit jenen „Zukunftsromanen", die ein Leben in späteren Jahrhunderten vorzutäuschen versuchen, ohne doch etwas anderes zu geben, als eine Verlängerung der heutigen Errungenschaften bis zu einem ausdenkbaren Gipfel, zur Verherrlichung der menschlichen „Mentalität". Hier scheitert sie gerade „letzten Endes", um diese oft mißbrauchte Redensart an der richtigen Stelle zu verwenden, scheitert an dem ruhigen und unerschütterlichen Fortwirken der Natur.

Freilich: in diesem Buch schlägt kein Herz. Kaltrechnerisch werden die Begebenheiten abgerollt, grauenvollste Qual und Vernichtung noch wird mit der Gebärde einer geschäftlichen Aufstellung vorgetragen, Ort, Land, Volk sind bestenfalls mit dem Auge des Nomaden gesehen, Menschen, an denen wir inneren Anteil nehmen, gibt es nicht, im Tanz der Jahrhunderte fehlt der ruhende Punkt. Der expressionistische Stil ist geläuterter und kraftvoller, als man es sonst bei dieser Programmkunst gewohnt ist, er verdient diesen Namen eigentlich kaum noch. Immerhin erschwert die fortwährende Häufung sinnverwandter Wörter noch dazu ohne Kommata das Lesen und stößt zeitweise geradezu ab; bald werden einzelne Zeitworte, bald Substantive so massenhaft übereinandergestapelt (an der gegebenen Probe wird man es schon erkennen), daß der Leser sich in ein verbales Warenhaus versetzt glaubt.

Es ist viel, daß man trotz alledem nicht eher von dem Wälzer loskommt, als bis man ihn aufmerksam bis zu Ende verfolgt hat. Man fühlt sich auf einen anderen Weltkörper gehoben, die Gedanken werden losgelöst von allem, was uns in unserer Zeit beschäftigt, was uns hier im Alltagsleben, im Beruf, in der Politik und Gesellschaft etwa Ärger, Sorgen und Verdruß macht. Auch das hat seinen Wert. Die kühle Temperatur des Vortrags kommt hinzu, so daß man für betuliche Hitzköpfe des Tages das Buch mit gutem Gewissen als Eisbeutel empfehlen kann.

Wenn ich am Eingang dieser Monatsbetrachtung einer heutigen Mode: den kleinen belletristischen Bücherreihen einen gelegentlichen Pritschenschlag versetzte, so geschah es in einem kleinen Ärger über das Zuviel, über den Mangel an Maß und Ziel, der, wie in so vielen Erscheinungen unserer Zeit, auch darin zutage tritt. Jedes Ding hat zwei Seiten, würde Alice Berend sagen, und ich bekenne gern, daß ich eine beträchtliche Anzahl ausgezeichneter Vertreter dieser Liliputanerrhapsodie mit Freude und Genuß gelesen habe. Dazu gehört die Erzählung Der verwegene Beamte von Arnold Ulitz, wennschon der begabte Verfasser Bedeutenderes geschrieben hat. Wie immer geht dieser Breslauer Dichter auch hier absonderliche Wege. Es ist seine Schwäche, daß er so oft das Groteske sucht, es ist seine Stärke, daß er es so oft findet, ohne daß es gesucht erscheint. Dieser Magistratsgeometer Flondersug — er heißt wirklich Flondersug, vielleicht als Umkehrung eines Ulitzschen Sondersflug-Gedankens — ist ein närrischer Kauz; daß er auch ein Taugenichts oder doch ein Taugenichtviel ist, möchte der Verfasser scheinbar nicht zugeben, aber das einzige Mittel, es mit Erfolg zu bestreiten, wäre wohl gewesen: er hätte ihn anders dargestellt.

Möglich immerhin, daß wir dann der Geschichte nicht so aufmerksam gefolgt wären. Flondersug soll „abgebaut" werden. Das ahnt er, das weiß er. Ein Vorgesetzter hat gemeint, er sähe nicht wie ein Beamter aus, und das wird wohl auch stimmen, nach allem was man von ihm hört. Sein Vater war ein alkoholbeflissener Photograph, er selber ein Waisenhauszögling, kennzeichnendes Merkmal: eine grundehrliche Abneigung vor jeglicher Arbeit. Die Vermutung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß hierin wohl immerhin auch ein kleiner Grund zu seinem Abbau gelegen haben mag und nicht nur in seiner beamten-

widrigen Nase. Flondersug, als er wirklich abgebaut ist, denkt nicht daran, sich nach irgendeinem anderen Beruf ernstlich umzusehen. Zwar gehen ihm allerhand Pläne durch den Kopf, so zum Beispiel Gastwirt zu werden (das könnte ihm passen!), aber er verwirft sie wieder und schließlich besteht die ganze „Handlung" der Erzählung in einer Beschreibung der Art, wie er die erhaltene Entschädigungssumme auf einer großen Spritztour zu Rade verjubelt, sich dann Mut antrinkt und sein Stahlroß in einen Abgrund hinabsteuert.

Aber dieser lange Totentanz zu Rade ist mit der ganzen eigenartigen Detailkunst des Erzählers Ulitz geschildert. Ein Genrebildchen, ein seltsames oder drolliges Erlebnis löst das andere ab, und es gelingt dem Verfasser, in so manchem unscheinbaren Geschichtchen ein satirisches Spiegelbild unserer Nachkriegszeit aufblitzen zu lassen.

So bekannt dieser siebenunddreißigjährige*) Erzähler schon in weiten Kreisen ist, so unbekannt ist noch ein Siebzigjähriger — freilich ganz anderen Schlages: der vorpommersche Humorist **Heinrich Bandlow**. Für die „weiten Kreise" ist sein Schaffen zu heimatlich begrenzt, es läuft, wie die Maus im Kessel, rund herum, und zwar um die Gestalten und Ereignisse einer pommerschen Kleinstadt nebst den umliegenden Dörfern und Gütern; aber wer die Menschen einer bestimmten Schicht bis in alle Einzelheiten genau kennt, der kennt **den** Menschen, und auch aus vielen kleinen Steinchen läßt sich bekanntlich ein Bild vom Rang des Taubenmosaiks herstellen.

Damit soll Bandlow nicht überschätzt werden; er wandelt in den Spuren Fritz Reuters, ohne ihn, von Einzelheiten abgesehen, zu erreichen, aber auch ohne ihm nachzuahmen. Er sieht mit eigenen Augen, die scharf genug sind, aus Hunderten von Alltagsmenschen sogleich die Originale, aber auch die charakteristischen Typen herauszukennen, und sein Formgefühl zeigt sich besonders darin, daß sich auch in seinen zahllosen humoristischen Skizzen und kleinen Erzählungen jedes Stück zu einem Bilde rundet, das fast immer eine merkwürdige Gestalt, voll beleuchtet, im Vordergrunde zeigt. Diese kleinen Geschichten sind in den Sammelbändchen „Stratenflegels", „Lustig Tügs", „Frisch Salat", „Ut min Apteik", „Dor rück an" enthalten (meist bei Reclam erschienen). Ernste Erzählungen sind „Glocken", „Fewerdrom", „De rode Fru", „Strommacht". Von den größeren Erzählungen Bandlows liegen zwei in hochdeutscher Sprache vor, **Ernst Spillbom** ist die beste von ihnen, und mit Recht erinnert Bandlows Freund und Herold D. Dr. Albrecht an die Verwandtschaft des Tons mit Thackerays Vanity fair.

*) Bei der Gelegenheit sei der Schreibfehler einer Altersangabe pflichtschuldig berichtigt. Der expressionistische Dichter Johannes R. Becher ist nicht, wie hier angegeben wurde, 43 sondern 34 Jahre alt.

Bandlows letztes und größtes Werk ist **De Ulenkraug** (Hamburg, Hermes), ein Roman, der einen Ausschnitt aus einfachem pommerschen Dorfleben gibt, aber mit großer Wirklichkeitstreue und vor auem mit einem ungesuchten behaglichen Humor geschrieben, wie er heute selten geworden ist.

Vielleicht gilt er auch als nicht mehr zeitgemäß? Wenigstens las ich kürzlich von einem sonst sehr verständigen Schriftsteller und sogar bedeutenden Epiker, anläßlich einer Betrachtung von Thomas Manns Zauberberg, daß er dem Wort Humor „kühl temperierte Heiterkeit" vorzöge, wobei er durchblicken ließ, daß ihm Jean Paul ein wenig veraltet vorkomme. Als ob das nicht eine Angelegenheit des Geblüts, der Naturanlage und Weltanschauung wäre! „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", und dieser Vater bewahrte uns davor, daß jene warme Weltliebe, jenes Lächeln durch eine verhaltene Träne, das einen Jean Paul kennzeichnet, unserer Dichtung verloren ginge. Wirklicher Humor ist in der Dichtung freilich eine seltene Frucht, aber es geht doch nicht an, diese Trauben darum sauer zu nennen, weil sie ein wenig hoch hängen. Nicht nur Jean Paul, auch Raabe, Keller, Sterne, Reuter, ja Shakespeare und Cervantes würden ihr humorvollstes Lachen lachen, wenn sie hörten, ihnen werde jetzt vom grünen Tische geraten, ihre Heiterkeit ja „kühl zu temperieren", um nicht des Humors bezichtigt zu werden ...

Von Bandlow, dem hiermit ein nachträglicher Glückwunsch zu seinem siebzigsten Geburtstag zugerufen sei, zu **Hans Richter** ist der Weg nicht weit, denn beide stammen von der Waterkant. Die Erzählung **Sturmflut** von Richter, vielleicht ein Patenkind von Storms Schimmelreiter, scheint sogar nur für jene geschrieben, von denen Zarathustra sagt: „Euch, den kühnen Suchern, Versuchern, und wer je sich mit listigen Segeln auf furchtbarem Meer einschiffte — euch bin ich Freund wie allen solchen, die weite Reisen tun und nicht ohne Gefahr leben mögen."

Freilich ist die Erzählung, die dem Buch ihren Namen gibt, von allgemeingültigem Wert, denn sie steht dichterisch weit über dem Durchschnitt. Nordweststurm in Friesland. Er treibt die Nordsee gegen die Dämme, preßt sie hinein in die Jade. Auf hohen weißen Schaumkronen reitet er dahin, peitscht die Buhnen, leckt am Deich. Sucht einen Feind.

Der Wanderer ist trotz dringender Warnung den Deich entlang gegangen. Jetzt ist es dunkel um ihn, kein Haus zu sehen. Das letzte Postschiff in Eckwarden nicht mehr zu erreichen. Als er noch schwankt, ob er zurückkehren oder weitergehen soll, trifft er eine seltsame Gestalt. Ein altes Männchen, mit wehenden weißen Haaren und steifem Bein. Es führt seltsame Reden, bringt ihn mit in sein einsam am Deich gelegenes Häuschen. Äußerlich eine ärmliche Kate. Aber innen hängen Maschinenzeichnungen

und Bilder. Schreibtisch, Schrank, Regale, keine Bauernsachen. Überall liegen Bücher, wild durcheinander. Technische alte Zeitschriften, zwanzig, dreißig Jahre alt. Der sonderbare Greis kocht ihm Tee, holt Brot und Käse aus dem Schrank. Und erzählt.

Ein verkanntes Genie? Er hatte einen gewaltigen Plan. Er wollte die Menschen freimachen von Alltagssorgen und Kleinkram. Eine Riesenstadt wollte er errichten, in der alle Gesetze und Bedingungen, die das Leben erschweren, aufgehoben sind. Alles hat er bezwungen, Sumpf und Moor mit Betonquadern gefüttert, hat Pumpwerke angelegt, die pressen das Wasser dahin, wo er es braucht. Hat die Heide getötet, das Meer unterjocht. Es treibt jetzt seine Turbinen, treibt Schaufeln, erzeugt elektrische Ströme.

Aber die Menschen waren nicht reif für seine Idee. Und ihn selber, den Friesensohn aus altem Geschlecht, hat die Scholle, die er geerbt, haben zwei blaue Frauenaugen von seinem Werk reißen wollen. Auch sind bei seinem Bau Menschen schrecklich verunglückt. Und dann kam die Sturmnacht. Die wilden Wogen stürmen auf den Brockhof zu. Da sitzt die Frau mit den schönen blauen Augen, die auf ihn wartet. Er kommt zu spät. Eine Stunde zu spät.

Ein Irrer hat diese Aufzeichnungen, die er dem Wanderer zum Lesen gibt, gemacht. Was ist wahr daran? Niemand weiß es. Er selber, der Alte, dem die Sinne verwirrt sind, findet in dieser Sturmflut seinen Frieden. Die Wellen tragen ihn dahin, die er hat bezwingen wollen, ins Grenzenlose.

Auch die übrigen Erzählungen sind lesenswert. Die Schilderung eines Sturmes auf dem Meere in der zweiten, an sich sehr kurzen Geschichte ist ein Meisterstück, ebenso das Einlaufen eines großen Passagierdampfers mit allem Drum und Dran in „den Hafen". Wie kommt es, daß man von Hans Richter noch nichts gehört hat? Im Literaturkalender ist nur e i n Schriftsteller dieses Namens verzeichnet, ein geborener Berliner. Das kann unmöglich diese ausgesprochene Wasserratte sein.

*

Nicht weil, sondern obwohl P a u l O s k a r H ö c k e r Herausgeber dieser Zeitschrift ist, muß ich unter den Neuerscheinungen der deutschen Romane sein letztes Werk hier besprechen, denn es hat neben dem schriftstellerischen auch einen kulturhistorischen Wert, der es über den Durchschnitt erhebt. Die Aufschrift D i c k s E r z i e h u n g z u m G e n t l e m a n ist mit leiser Ironie hingesetzt. Dieser Richard Zollikofer nämlich, der Neffe eines der hervorragendsten Gentry-Mitglieder Albions, ist im Grunde seines Wesens so unheilbar deutsch, daß ihn weder das in größtem Stil organisierte Luxusleben dieser Oberschicht, noch die schönen Frauen des Auslandes, mögen sie nun von südlicher Glut, oder von nordischer Kühle sein, auf die Dauer festhalten können. Er wendet sich nach vielerlei Irrungen und Wirrungen entschlossen selbstloser Arbeit und einem deutschen Mädchen zu, dessen Geige in reinem, edlem Ton ein Beethovensches Adagio erfaßt, mag auch der alte Lord Vermingham mißbilligend sagen: „Geige spielen — für Geld? Nein, das sollte man nicht." Der besondere Wert dieses Romans, der zu den bestgeschriebenen Höckers gehört, liegt in der keineswegs einseitigen, aber doch unerbittlichen Kritik des englischen Gesellschaftslebens, dieses starren Systems von Oberflächlichkeit, Heuchelei, Prüderie und innerer Unwahrheit. Paul Oskar Höcker hat persönlich die Studien zu diesen ebenso gewissenhaften, wie vielseitigen und farbigen Schilderungen gemacht, wir sind immer mit Auge und Ohr beteiligt an den Unternehmungen, den Um- und Zuständen dieses High-life, mag sich nun um Sir Felix Constable, den angesehenen Staatsmann, ein Heer von politischen Trabanten spitzohrig scharen, mag um seine stolze Gattin Florenze, das Urbild einer eleganten, scheinbar unnahbaren Lady (die es aber „hinter den Ohren hat"), sich die vornehme Lebewelt in London oder in den schottischen Jagdgefilden bewegen. Auch das Herz des jungen Richard kommt nicht zu kurz, schließlich fällt ihm sogar in verschwiegener Nachtstunde die wohltemperierte Frau Florenze um den Hals, so daß die hübsche Pointe aus Kellers „Schmied seines Glückes" (wie seinerzeit in dem Lustspiel „Der Erbsohn") auch hier wiederkehrt. Der Roman, der mit einer ungemein lebendigen Szene einsetzt, zeichnet sich im übrigen durch einen vornehmen ethischen Grundton aus, was bei der heute als Vorzug erachteten Schluderei in dieser Hinsicht auch den wohltuend berührt, der sich von jeder Zimperlichkeit meilenweit entfernt weiß. Nur die Gestalt der Barbara scheint mir in ihrer Wirkung auf den Leser vom Verfasser überschätzt und zu breit behandelt zu sein. Aber der flotte Wurf und die ungemeine Anschaulichkeit, die auch dies Werk des Erzählers auszeichnen, werden diese ohnehin nicht störende Empfindung bei den wenigsten Lesern aufkommen lassen. Es sind farben- und bewegungsfreudige Bilder, die wie ein Panorama aus der britischen Aristokratenwelt sich um den Beschauer lagern.

# Mahatma Gandhi. Von Chempakaraman Pillai

Die mannigfachen Probleme auf dem Gebiete der indischen Politik und die soziale und kulturelle Entwicklung des indischen Volkes haben in der Welt nirgends ein so großes Verständnis gefunden, wie gerade in Deutschland. Die Verwandtschaft der deutschen und indischen Geisteswelt und die Ähnlichkeit der Schicksale beider Völker rufen in

ihnen ein Gefühl von Zusammengehörigkeit hervor. Deutsche Denker und Dichter haben stets die indische Philosophie, Literatur, Philologie und Mythologie in vollem Maße gewürdigt; deutsche Sanskritisten und Gelehrte haben ihr bestes getan, um sie zu erforschen und der Welt bekannt zu geben. Ich brauche hier kaum zu erwähnen, welchen Einfluß die indische Gedankenwelt auf Schopenhauer, Nietzsche, Goethe, Herder, Rückert, Richard Wagner und Hartmann ausgeübt hat. In neuerer Zeit haben die Dichtungen Rabindranath Tagores ein so großes Interesse gefunden, daß man in ihm sogar ein Vorbild indischen Wesens sah.

Und wiederum lenkt ein neuer Name indischen Ursprungs die Blicke der Völker nach dem Indus- und Gangestale — Mohandas Karamchand Gandhi. Dieser Name gilt heute allgemein als Symbol der Auferstehung des nationalen Gedankens in Indien. Alles, was in diesem Lande nach dem großen Kriege sich abspielt, wird in der Außenwelt Gandhi zugeschrieben. Das Streben der Inder nach nationaler Selbständigkeit und der Wunsch, Fortschritt und Entwicklung des Landes der Eigenart seines Volksempfindens, Tradition und Vergangenheit anzupassen, haben ihren Ausdruck, wenigstens symbolisch, in Gandhi gefunden.

Seit etwa vier Jahren beschäftigt sich auch die gesamte europäische, asiatische und amerikanische Presse mit Wesen und Lehre dieses Mannes. Zahlreiche Broschüren und Bücher sind bereits über ihn erschienen, von denen hier nur erwähnt seien: „Mahatma Gandhi“ von Romain Rolland, „Gandhi in Südafrika“ und die unter dem Namen „Jung-Indien“ gesammelten Übersetzungen seiner Reden und Artikel.

Der Mahatma — die große Seele —, wie ihn die Inder nennen, wurde als Sohn eines Ministers des indischen Fürstentums Porbandar am 2. Oktober 1869 geboren. Er gehört einer orthodoxen Familie der Dschain, einer Abart des Hinduismus, an. Nach Beendigung seiner Studien in Indien entschloß er sich, in London Rechtswissenschaften zu studieren. Aber nur mit großen Schwierigkeiten konnte er seine fromme Mutter bewegen, ihm die Erlaubnis zur Durchquerung des Heiligen Meeres zu erteilen. Er mußte einem Dschain-Priester gegenüber sogar das Gelöbnis ablegen, während seines Aufenthaltes in England sich von Fleisch, Alkohol und Frauenverkehr zu enthalten. Nach Beendigung seines Studiums in London kehrte er nach Indien zurück, um als Anwalt am High Court in Bombay zu wirken. Einem Rufe indischer Siedler in Südafrika folgend, trat Gandhi im Jahre 1893 eine Reise nach Natal und Transvaal an, um sie in einem Prozesse zu vertreten. Hier beginnt eigentlich die erste Periode seiner Laufbahn.

Erniedrigungen, Rechtlosigkeit und Intoleranz, denen die indischen Ansiedler von seiten der weißen Kolonisten ausgesetzt waren, veranlaßten Gandhi, sich ihrer Sache anzunehmen und für ihre Gleichberechtigung in den südafrikanischen Kolonien zu kämpfen. Hier sah Gandhi zum ersten Male, daß er und seine Landsleute nicht mehr gleichberechtigte Bürger des britischen Imperiums waren, sondern als Paria betrachtet wurden. Die vielen Gesetze der südafrikanischen Union gegen die Asiaten beraubten sie jedes Rechts der freien Entwicklung in den Kolonien. Er machte es sich zur Aufgabe, sein Schicksal mit dem der indischen Ansiedler gleichzustellen. Die vielen Episoden seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete sind so zahlreich, daß es kaum möglich ist, sie hier zu schildern. Erwähnt sei nur, daß er mehrmals verhaftet und ins Gefängnis geworfen wurde und oft genug tätlichen Angriffen der weißen Bevölkerung ausgesetzt war.

Er gründete den Natal-indischen Kongreß, die Transvaal-indische Vereinigung und die Zeitung „Indian Opinion“ und errichtete die Tolstoi-Farm in Phoenix, unweit Durban, um hier eine Anzahl seiner Anhänger nach seinen Prinzipien zu erziehen. Bei all dieser Tätigkeit ging Gandhi von dem Grundsatz aus, daß er als britischer Untertan die gleichen Rechte, aber auch die gleichen Pflichten habe, wie die Engländer selbst, und, trotz seines Widerstandes gegen die Regierung der südafrikanischen Union, unternahm er Hilfsaktionen in Momenten der Gefahr. So z. B. organisierte er während des Burenkrieges ein indisches Ambulanzkorps, rüstete beim Ausbruch der Pestepidemie ein eigenes Hospital aus und bildete 1906 zur Zeit der einheimischen Revolte ein Krankenträgerkorps. Obwohl seine Tätigkeit in dieser Hinsicht von Londoner und afrikanischen Regierungsstellen voll gewürdigt wurde, blieben die indischen Ansprüche unbeachtet. Seine Deputationsreisen nach England und Indien brachten auch keine wesentliche Besserung der Verhältnisse. Im Gegenteil, die Transvaal-Regierung erließ die Draft Asiatic Law Ordinance, durch die Gandhi sich bewogen fühlte, zur passiven Resistenz überzugehen. Der Erfolg überzeugte Gandhi von der in ihr ruhenden Kraft.

Als der Weltkrieg ausbrach, war er in London und, wiederum im vollen Bewußtsein seiner Ideologie, daß die Engländer doch noch für ihre indischen Untertanen etwas übrig hätten, organisierte er ein Ambulanzkorps der indischen Freiwilligen in England. Sein Gesundheitszustand zwang ihn jedoch anfangs 1915, nach Indien zurückzukehren; er blieb bei seiner Ansicht, daß man der englischen Kriegführung keine Schwierigkeiten in Indien bereiten dürfe.

Es ist in Deutschland zur Genüge bekannt, mit welchen Mitteln die Engländer fast drei Viertel der Welt zusammenriefen, um angeblich den preußischen Militarismus zu bekämpfen. Den Indern versprachen sie

weitgehende Reformen nach Beendigung des Krieges, insbesondere verpflichteten sie sich den indischen Mohammedanern gegenüber, weder die Integrität des Ottomanischen Reiches anzutasten, noch die Rechte des Kalifen zu beschränken. Gandhi war naturgemäß im Banne dieser Versprechungen. Da aber die Engländer nicht Wort hielten und den Frieden von Sèvres diktieren wollten, entstand eine starke Empörung bei den indischen Mohammedanern. Sie gründeten das Kalifat-Komitee zur Stützung der türkischen Ansprüche und der Verteidigung der Rechte des Kalifen. Diese Tatsache und die beabsichtigte Durchführunng der Rowlatt-Gesetze seitens der britisch-indischen Regierung, die den Indern jede Spur von individueller und kollektiver Freiheit nahmen, zwang die ohnehin schon angewachsene Freiheitsbewegung unter den Hindus, gemeinsam mit den Mohammedanern unter der Führung Gandhis der britischen Bürokratie entgegenzuarbeiten. Dies bedeutet einen gewaltigen Fortschritt in der hindu-mohammedanischen Verständigung.

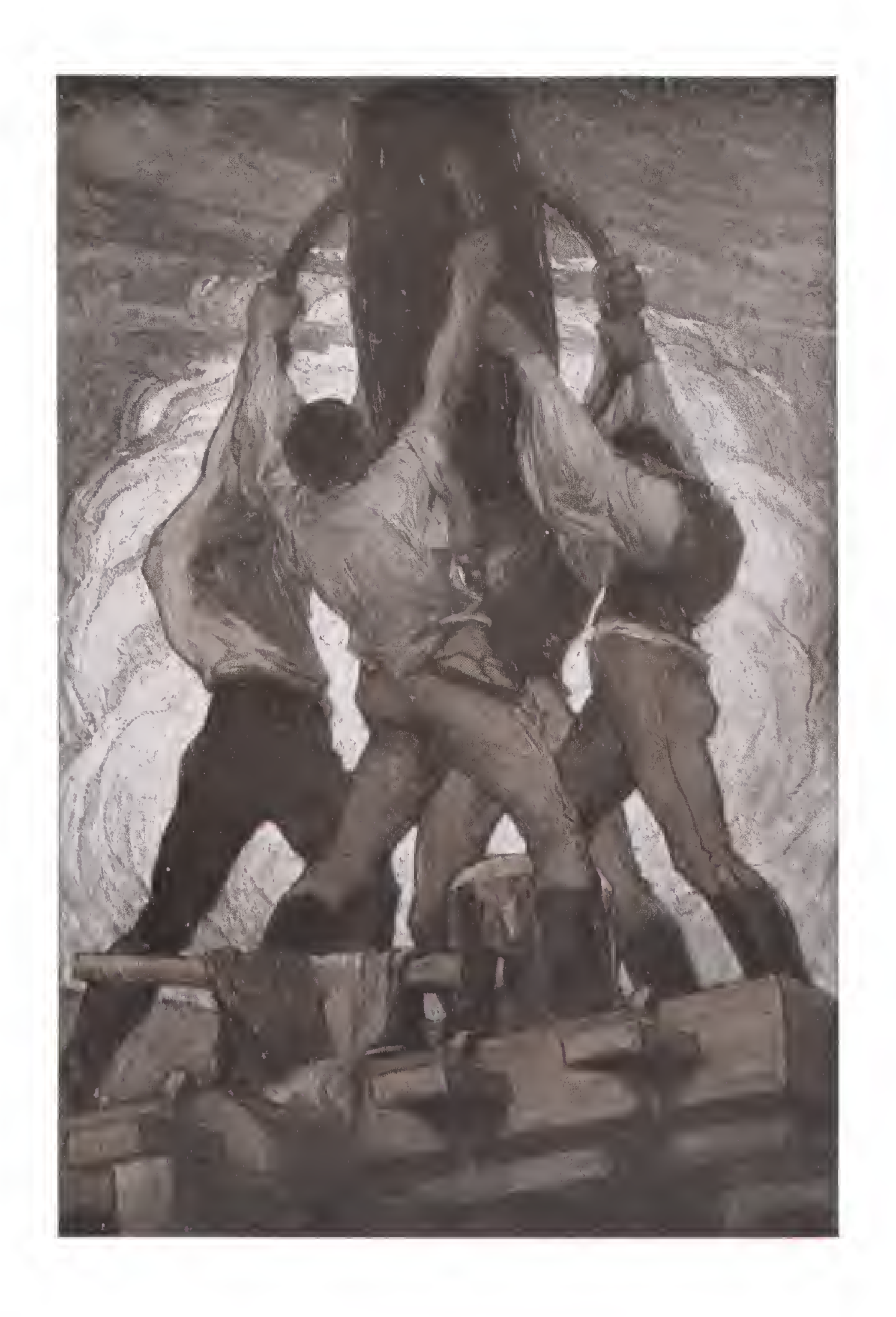
Gandhi entschloß sich, sein afrikanisches Experiment in Indien zu wiederholen. Er legte seinen Anhängern folgendes Gelöbnis auf: „Wir versprechen und verpflichten uns, daß, wenn die Rowlatt-Gesetze, welche das Prinzip der Freiheit und Gerechtigkeit negieren und die persönlichen Rechte des Bürgers zunichte machen, auf denen die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen und des Staates im besonderen beruhen, zur Wirklichkeit werden sollten, wir diesen Gesetzen nicht gehorchen und uns den Anordnungen des Komitees fügen wollen, sie getreu erfüllen und uns von jeder Gewalttätigkeit gegen Leben, Personen und Eigentum enthalten werden." — Das Prinzip dieses Gelöbnisses nennt Gandhi „non violent non-cooperation", d. h. nicht gewaltsame Nichtmitwirkung an den Regierungsmethoden der Engländer in Indien; er kleidet es in das schöne indische Wort: Satyagraha, das bedeutet, daß man von der Wahrheit nicht abweichen darf. Diese Idee hat eine gewaltige Änderung in der Denkweise der Inder gegenüber der bisher für allmächtig gehaltenen Macht Englands hervorgerufen und im Lande das englische Prestige vollständig untergraben.

Der indische National-Kongreß schloß sich Gandhis Programm an und erhob Gandhi zum Diktator. Die Bewegung wurde eingeleitet mit einem „Hartal", einer 24stündigen Arbeitsruhe und Fasten. Gewaltige Kundgebungen in allen Teilen des Landes wurden veranstaltet. Eine stattliche Anzahl hervorragender Inder legte ihre Regierungsämter nieder. Viele verzichteten auf ihre englischen Titel. Advokaten hielten sich von den Gerichten fern. Studenten verließen die Regierungsschulen. Englische Stoffe wurden demonstrativ in Unmengen verbrannt. Die Bewegung schien ein Ausmaß anzunehmen, dessen die Engländer nicht hätten Herr werden können. In seinem Enthusiasmus ging Gandhi sogar so weit, den Swaraj oder die Selbstverwaltung binnen Jahresfrist zu versprechen. Niemals hat ein Volk in einer nationalen Bewegung seinem Führer ein so unbegrenztes Vertrauen geschenkt, wie es in Indien Gandhi entgegengebracht wurde. Er war fast vergöttlicht. Die Masse betrachtete ihn als einen neuen Propheten. Sein Anblick brachte ihr Glück und Segen, und es schien, als ob die gewaltige Macht, die in den Händen des Mahatma ruhte, das indische Ideal zu verwirklichen vermochte.

Gandhi wurde verhaftet. Nach einem kurzen, sensationellen Prozeß wurde er zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt.

Swaraj kam nicht. Es entstand unter den Gandhiisten eine neue Parteirichtung, die es sich zum Programm setzte, in die nach den Montagu-Chlemsford-Reformen entstandenen Councils einzutreten und innerhalb dieser Institutionen der britischen Regierung Widerstand zu leisten. Gandhi, der einer schweren Krankheit wegen vor Abbüßung seiner Strafe entlassen worden war, stand dieser Taktik der Swarajisten anfänglich ablehnend gegenüber. Später aber wurde eine Einigung zwischen beiden Gruppen erzielt, jedoch warf ihm eine große Anzahl seiner Anhänger vor, daß er den wichtigen Programmpunkt seiner Idee, nämlich „civil disobedience", d. h. Verweigerung von Steuern, Aufforderung an die indische Polizei und Militärmacht, den Gehorsam zu verweigern, zu proklamieren ablehnte.

Gandhi wurde nunmehr als großer religiös-sozialer Reformator betrachtet. Er ist zweifellos ein großer Denker, der Vertreter einer neuen Idee, die an sich in der indischen Geisteswelt intuitiv vorhanden war. Der Wille zur Aufopferung, die Entsagung von jeglichem Egoismus und Luxus und der Verzicht auf Streben nach Macht und Ruhm sind ihm eigen; er meint, daß Indien eine Kulturmission in der Welt zu erfüllen habe. Er ist gegen den Materialismus des Okzidents, er sieht in der modernen Zivilisation ein Hindernis für wirklichen Fortschritt und er verachtet die Industrialisierung, die Häufung von Luxus und predigt für Indien das Dogma des Handspinnens und Webens. Trotz seiner hervorragenden Eigenschaften ist Gandhi kein Politiker. Niemand zweifelt an der Ehrlichkeit seines Wollens, seiner Person und seines Glaubens, aber hervorragende indische Persönlichkeiten geben offen zu, daß Gandhi mit seinen Evangelien allein den Swaraj für Indien nicht erreichen kann. Die Bewegung geht ihren Gang weiter, der hineinführt in fortwährend neue Phasen der politischen Entwicklung. Niemand vermag zu sagen, was die nächste Zukunft an Ereignissen bringen kann. So viel ist jedenfalls sicher, daß das britische Imperium eine kritische Periode seiner Geschichte durchmacht.



Die Ramme. Gemälde von Franz Marton-Budapest



# Illustrierte Rundschau

Velhagen & Klasings Schaufenster-Wettbewerb hat in allen deutschen Landen, auch jenseits der Reichsgrenze, einen außerordentlichen Erfolg gehabt. Ursprünglich war es eine Angelegenheit, die nur den Buchhandel und den Verlag anzugehen schien. Preise, die der Verlag von Velhagen & Klasing ausgesetzt hatte, sollten den Buchhändler ermuntern, einmal eine Woche lang die „Monatshefte" in besonders wirkungsvoller Weise zur Schau zu stellen. Bei den durch viele Jahrzehnte gepflegten guten Beziehungen, die der Verlag zum Sortiment unterhält, versprach er sich von diesem Preisausschreiben einen guten Erfolg. Aber er ahnte nicht, wie zahlreich die Beteiligung sein würde, und kam in starke Verlegenheit, als es galt, unter den vielen eingereichten Photographien, Zeichnungen und Beschreibungen der im Wettbewerb stehenden Schaufenster die zu benennen, die vor andern rühmenswert erschienen. Denn selbst das, was in der Abbildung nicht sonderlich reizvoll oder erfindungsreich aussah — konnte es nicht in der Wirklichkeit ganz anders wirken? Man hätte sich eigentlich durch Augenschein überzeugen müssen, aber das wäre einer wochenlang ausgedehnten Reise durch ganz Deutschland




Aus unserem Schaufenster-Wettbewerb: Schaufenster der Buchhandlung E. A. Götz (A. Lochner) in Eger




Aus unserem Schaufenster-Wettbewerb: Schaufenster der Buchhandlung Rudolf Schneider in Friedland

gleichgekommen, ein unausführbarer Gedanke! Es hieß also, auf Grund oft unzulänglicher Bilder die Entscheidung treffen.

Es ist erstaunlich, mit wieviel Liebe die ausstellenden Geschäfte gearbeitet haben, einer Liebe, die sich nicht dadurch allein erklärt, daß Preise winkten und daß sich die „Monatshefte" gut verkaufen. Der Buchhändler hat eben an dieser Zeitschrift selber seine Freude, und es ist seine ehrliche Überzeugung, wenn er sie als die schönste deutsche Monatsschrift seinen Kunden empfiehlt. Er hat an ihr das in der Geschichte des Buchhandels unerhörte Wunder eines ständigen und nie ermattenden Aufstiegs erlebt. Und er weiß: dieser Aufstieg ist einzig und allein der durch nunmehr vierzig Jahre bewährten Güte der Hefte zu danken. Als sie gegründet wurden, waren Verleger und Herausgeber sich darüber einig, nach Inhalt und Ausstattung möglichst Vollkommenes zu bieten, und streng wurde gewacht, daß dieser Grundsatz nicht verletzt wurde.

Aber ging der Schaufenster-Wettbewerb der „Monatshefte" nur die Buchhändler an? Die regste Teilnahme erwies ihm das Publikum. Die alten Freunde der Zeitschrift freuten sich, sie einmal besonders nachdrücklich und geschmackvoll empfohlen zu sehen, und nahmen die Gelegenheit wahr, den Heften neue Leser zuzuführen. In manchen namentlich kleineren Städten, wo man sich noch die Zeit nimmt und nehmen muß, über die zu geistiger Erfrischung führenden Wege sich zu unterhalten, war das Sonderfenster des Buchhändlers das Tagesgespräch unter den Gebildeten.

Wir glaubten, zu Beginn des 40. Jahrgangs einmal von uns selbst reden zu dürfen, und bilden ein paar Fenster ab, die besonders hübsch ausgefallen sind. Wie man weiß, ist die Schaufensterdekoration ein Fach des Kunstgewerbes, und man ist längst bemüht, ihre Möglichkeiten auch theoretisch zu umschreiben. Als wir aus der Fülle von Photographien einige herausgriffen, um die auf ihnen dargestellten Fenster farbig wiedergeben zu lassen, haben wir mit Absicht nicht darauf geachtet, ob die Dekorationen dem gerade geltenden kunstgewerblichen Geschmack entsprechen. Wir mußten uns vielmehr danach richten: was wirkt in der Abbildung und was sieht hübsch aus?

Die Leser sehen das Ergebnis dieser Wahl, die übrigens nicht gleichbedeutend mit der Preisverteilung ist, denn für diese sind nicht die Erwägungen des Illustrators, sondern rein künstlerische Grundsätze maßgebend gewesen. Das eine Schaufenster, das von Rudolf Schneider in Friedland in der Tschechoslowakei, ist streng sachlich gehalten. Gebundene Bände und einzelne Hefte sowie eingerahmte Kunstblätter bestimmen den Eindruck. Der farbige Gesamtton ist auf das Blau und Rot im Umschlag der Zeitschrift abgestimmt. Ein paar Vasen mit Blumen mildern angenehm

den etwas streng mathematischen Aufbau des Ganzen. In starkem Gegensatz zu diesen Fenstern stehen die der Buchhandlung E. A. Götz in Eger. Sie sind lockerer, lustiger, denn sie arbeiten mit Figuren. Damit ist nicht gesagt, daß sie sich die Aufgabe erleichtert haben. Es bestand die Gefahr, allzu niedlich oder gar läppisch zu wirken. Zum Glück hat der Aussteller diese Gefahr gemieden, und selbst ein streng sachliches Urteil wird ihm bestätigen, daß er wohl eine anmutige, aber keine süßliche Wirkung erzielt hat.

Ob es ein Zufall ist, daß die hier abgebildeten Schaufenster deutschböhmischen Buchhandlungen gehören? Wir glauben kaum. Man hat überall da, wohin sich der künstlerische Einfluß der Kaiserstadt Wien erstreckte, eine starke Begabung für Liebenswürdigkeit im Einfall und in der Gestaltung entwickeln können, und dieses Erbe einer alten Kultur ist zum Glück in den Nachfolgestaaten des alten Österreichs lebendig geblieben. Sodann: grade in einem Staat wie der Tschechoslowakei hat der deutsche Buchhändler eine ganz besondere Sendung. Hier ist er nicht bloß der Vermittler literarischer Werte, sondern der Hüter deutschen Wesens. Er zählt, in einem tieferen Sinne noch als in der Heimat, zu den Erziehern des Publikums, und weil er weiß, wie wertvolle Dienste ihm dabei ein Blatt wie unsere „Monatshefte“ leisten, hat er sich dieses Wettbewerbs mit dankenswerter Sorgfalt angenommen.

★

Die Scherenschnitte von E. M. Engert, einem Münchener Künstler, ver=




Aus unserem Schaufenster=Wettbewerb: Schaufenster der Buchhandlung E. A. Götz (A. Lochner) Eger

suchen mit Glück, dieser biedermeierischen Kunst mit modernen Mitteln beizukommen. Er hat sie aus der Gemütlichkeit oder Verträumtheit gerissen. In den stark, ja stürmisch bewegten Umrissen seiner wirklichkeitfremden, phantastischen Gestalten lebt die Unruhe eines oft fiebrig erregten Temperaments. Seine Tiere und Menschen haben alle etwas Spinnenhaftes. Man kann sich denken, daß mancher sie ablehnt. Aber niemand wird sich ihrem unheimlichen Leben entziehen können. Engert kehrt gleich so vielen Künstlern der Gegenwart gern im Orient ein. So hat er ein Märchen aus tausendundeiner Nacht mit Scherenschnitten geschmückt. Aber er versteht auch, enger an die Wirklichkeit gebunden, Bildnisse zu schneiden, und hat u. a. den Schauspieler Albert Steinrück und die Puppenkünstlerin Lotte Pritzel in seine ausdrucksstarke schwarze Kunst gebannt.



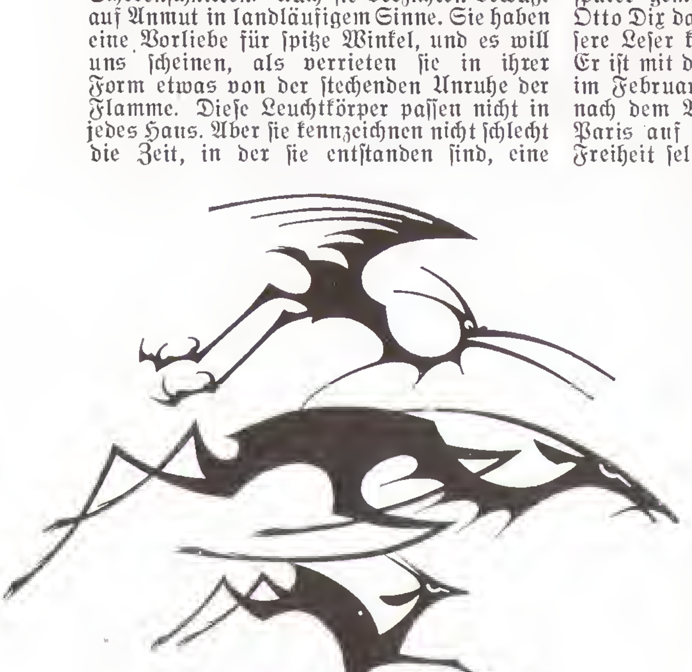
Geiger. Scherenschnitt von E. M. Engert

★

Neue Leuchterformen bieten die Werkstätten Harf & Veit in Bad Berka. Diese kunstgewerblichen Arbeiten haben eine gewisse Verwandtschaft mit den Engertschen Scherenschnitten. Auch sie verzichten bewußt auf Anmut in landläufigem Sinne. Sie haben eine Vorliebe für spitze Winkel, und es will uns scheinen, als verrieten sie in ihrer Form etwas von der stechenden Unruhe der Flamme. Diese Leuchtkörper passen nicht in jedes Haus. Aber sie kennzeichnen nicht schlecht die Zeit, in der sie entstanden sind, eine Zeit, die ihre Unruhe und Hast auch über die Schwelle des Heims dringen läßt, weil sie die Kraft zu Ruhe und Sammlung vielfach einzubüßen begonnen hat.

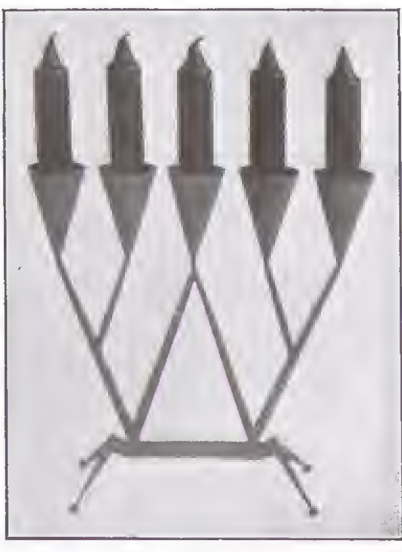
★

Zwei Elternbilder aus zwei Generationen: das Bild von Leo Freiherrn von König liegt jenseits der großen Erschütterungen von 1914, mag es auch erst zehn Jahre später gemalt worden sein; das Bild von Otto Dix dagegen ist jüngste Gegenwart. Unsere Leser kennen König seit vielen Jahren. Er ist mit dem neuen Reich geboren worden: im Februar 1871 zu Braunschweig. Er hat nach dem Besuch der Berliner Akademie in Paris auf der Akademie Julian die schöne Freiheit selbständigen Suchens und Findens genossen. Dieser Entwicklungsgang war in den achtziger und neunziger Jahren der geläufige für einen fortschrittlich gesinnten Künstler. König war es. Er schloß sich der Berliner Sezession an, der er in allen Stürmen treu geblieben ist. Er war niemals ein stürmischer Revolutionär, der die Türen und Fenster einschlug, um neue Wege und Ausblicke zu gewinnen. Er malte mit zurückhaltendem Geschmack, was sich seinen klug und scharf blickenden Augen bot, und erwarb sich namentlich als Bildnismaler einen hervorragenden Ruf. Ihn fesselte das in Licht und Luft bewegt huschende Leben. Er war, wenn man ein Schlagwort anwenden darf, Impressionist. Er ist es geblieben, obgleich er sich gewandelt hat, wie das hier wiedergegebene Bildnis seiner Eltern zeigt. Er ist breiter im Vortrag, satter in der Farbe geworden. Züge teilnehmender



Tiere. Scherenschnitt von E. M. Engert





Liebe, wie sie hier natürlich sind, werden ihm wichtiger als die Geschicklichkeit der Hand oder Probleme des Lichts.

Ganz anders Otto Dix. Er ist zwanzig Jahre jünger als König. Sein Vater war Eisenarbeiter in der Gegend von Gera. Auf diese Herkunft ist Dix sehr stolz, und sie prägt sich auch in seiner Kunst aus. Er macht sich nichts aus der Vornehmheit und aus der Bildung. Er hat in Dresden bei einem Dekorationsmaler, später bei richtigen Malprofessoren gelernt, aber das Eigentliche, was ihn unter den jungen Künstlern das bezeichnende Gepräge gibt, das hat er aus seiner Seele und aus seinem Schicksal, und fast ängstlich wehrt er sich gegen andere Einflüsse. Seine Bilder machen Krach. Sie haben etwas Rohes, Überdeutliches. Sie sind gänzlich unkultiviert. Aber sie sind klar, und man weiß, was der Künstler sagen will. Er sagt nicht immer erfreuliche Dinge. Er malt den Krieg so entsetzlich, wie er ihn erlebt hat, und man kann mit Recht fragen, ob derlei Bilder an die Öffentlichkeit gehören, denn durchschnittliche Nerven sind gar nicht fähig, sie zu ertragen. Er malt auch das Elend der Dirnenwelt mit der lauten Klage gegen die Gesellschaft, die diese Zustände duldet, malt die jämmerliche Enge des kleinen Mannes, und auf allen seinen Bildern rüttelt er an die Herzen derer, denen es gut oder besser geht.



Messing-Blaker mit Kirchenkerzen. Kugel und Schalen in Messing gehämmert, Arm und Strahlen in Eisen getrieben
Oben: Leuchter aus den Werkstätten Harf & Veit in Bad Berka

Etwas von diesem anklagenden Pathos lärmt auch in dem Bildnis seiner Eltern. Hier malt nicht der Sohn einer guten Familie die Eltern, damit sich das Gedächtnis ihrer äußeren Erscheinung auf Kinder und Enkel überliefere, im Anschluß an die ehrwürdigen Bildnisse der Großeltern und Ahnen. Dieses Arbeiterehepaar auf dem sauer verdienten Plüschsofa der guten Stube steckt noch immer in der Fron des Tages und ahnt nur am Sonntagnachmittag, was Ruhe, nicht einmal, was Leben heißt, denn die Hände, die plagegewohnten, ruhen schwer im Schoß und auf den Knien. Sie sind größer fast als die Köpfe.

Dix ist in erster Linie Zeichner, und zwar von auftrumpfender Ursprünglichkeit. Wie mit einem Messer so scharf zieht er die Konturen. Seine Farben sind kräftig, stimmen gut zusammen, aber sie geben nie eine so reiche Harmonie, wie sie



Meine Eltern. Gemälde von Otto Dix. (Mit Erlaubnis des Verlags Karl Nierendorf, Berlin W.)

etwa ein Königsches Gemälde aufweist. Im Vergleich zu Königs Polyphonie bläst Dix auf einer Kindertrompete. Aber er bläst laut, schneidend und richtig, und auf manchem seiner anklagenden Gemälde wird die Kindertrompete zu einer Posaune des Gerichts, die noch erschüttern wird, wenn die Zeit, die diese Kunst geboren hat, längst verrauscht ist.

*

Wieviel behaglicher als das Bildnis von Dix wirkt das „Duett" des Berliners Paul Nietsche. Und doch zeigen die beiden Werke eine gewisse Verwandtschaft untereinander. Auch Nietsche hat etwas Ursprüngliches, Bilderbogenmäßiges in seiner Kunst. Er macht sich lustig über die Gesellschaft von Musikfreunden und Musikenthusiasten, die er da malt. Aber kaum wird jemand die Schwermut entgehen, die über diesem Konzertsaal liegt. Dieser Künstler erkennt, daß das lächerliche Philisterium nicht bloß lächerlich ist. Die geistige und seelische Öde, in der es gedeiht und der es unter Mißbrauch von Kunst und Wissenschaft entrinnen möchte, streift ans Tragische oder doch Tragikomische, und diese Stimmung hat der Maler ausgezeichnet getroffen.

*

Zu den Kunstbeilagen einige Worte. Den neuen Jahrgang eröffnet das Gemälde „Der Dirigent" von Kuno Amiet. Der Titel, unter dem es im Berner Museum hängt, entspricht nicht im entferntesten dem starkgespannten Temperament, das es beseelt. Durch diesen schlank aufgereckten Körper rinnt eine gewaltige Energie, die in der heftigen Bewegung der den Taktstock schwingenden Hand, in den krampfhaften Zügen des Gesichts zum Ausdruck, zum Ausbruch kommt. Amiet gehört gleich Hodler zu den Bahnbrechern der modernen Kunst, die mehr anstrebt als eine Nachahmung der Wirklichkeit, und sein Werk hat sich auch in Deutschland begeisterte Freunde gewonnen.

Neu für unsere Leser ist auch die Kunst des Düsseldorfers Franz Delaforgue. Die Landschaft mit dem Bauernhaus und den Schafen (zw. S. 8 u. 9) erscheint zunächst fast altmeisterlich in ihrer ruhigen Darstellung. Aber bald sieht man doch: hier ist die alte Düsseldorfer Malerei, wie sie Eugen Dücker in so vollendeter Weise auf landschaftlichem Gebiet vertrat, von einem jungen Talent in selbständiger Freiheit fortgeführt. Delaforgue stammt aus Neuenahr und steht heute in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, noch



Meine Eltern. Gemälde von Leo Freiherrn von König. (Berlin, Ausstellung der Sezession 1925)

jung genug, um neue Wege einzuschlagen. Schon vor und namentlich nach dem Kriege strebte er nach einer leichteren Beherrschung des Technischen und großzügiger Behandlung des Vorwurfs. Die Natur in ihren lebhaften Licht- und Luftwirkungen reizt ihn zum Malen. Er bedarf des Eindruckes, der Impression, um das Erwachen seines künstlerischen Empfindens zu erleben.

Der dressierte Seelöwe des Berliner Bildhauers Georg Roch wird in der Eleganz seiner Bewegung und der genauen Wiedergabe der Natur allen Kunst- und Tierfreunden eine besondere Freude bereiten (zw. S. 16 u. 17). Emil Orlik hat Henny Porten gemalt und damit eine neue Probe seiner sicheren und dabei einschmeichelnden Charakterisierungskunst abgelegt. So wie wir sie hier vor uns sehen, hat sich die Künstlerin in das Herz aller Filmbesucher, ja man darf wohl sagen: ihres Volkes hineingespielt. Sie ist blond und schön, sie hat blaue und etwas wehmütige Augen, ihre Haltung verrät ein tiefes Gefühl und vielleicht auch Sentimentalität. Doch kann diese gretchenhafte Frau auch fröhlich sein. Alles das verrät uns Orliks Bild, und Henny Porten wird mit dieser Ausdeutung ihres Wesens durch einen so hervorragenden und liebenswürdigen Künstler zufrieden sein (zw. S. 24 u. 25).

Auf der Großen Berliner Kunstausstellung erregte der gewaltige „Siegfried" von Professor Ernst Seger Aufsehen und Bewunderung (zw. S. 32 u. 33). Wundervoll holt dieser Siegfried zum Schlage aus. Man glaubt, das Schwert durch die Luft pfeifen zu hören. Seger, geboren 1868, ist Schlesier, und einige seiner hervorragendsten Werke sind ein Schmuck seiner Heimat geworden. So erfreut sich Glatz eines Wilhelm-Denkmals von seiner Hand. In Breslau stehen ein Diana- und ein Bismarckbrunnen, Denkmäler für Kaiser Friedrich und Moltke hat er für Neisse und Schweidnitz geschaffen. Häufig hat ihn der nackte männliche Körper beschäftigt, und sein Siegfried ist wohl die ihm am besten gelungene Schöpfung dieser Art.

Wer noch vom vorigen Dezember her den Aufsatz über Hermann Groeber in Erinnerung hat, weiß, daß ein Bild wie sein „Michelkonzern" nicht vereinzelt in seinem Schaffen steht (zw. S. 64 u. 65). Schon als er sich mit seiner Malschule porträtierte, reizte es ihn gleich manchen anderen neuern Meister, mit den Regentenstücken der alten Holländer in Wettbewerb zu treten, d. h. zu



Das Duett. Aquarell von Paul Nietsche-Berlin. (Ausstellung der Sezession 1925, Berlin)

versuchen, mit modernen Mitteln auf einer Tafel eine ganze Reihe von Bildnissen in einem geschlossenen Gruppenbilde zu vereinigen. Man weiß, wie schwer es ist, den rechten Weg für eine solche Darstellung zu finden. Sie soll alle Beteiligten gut und treffend wiedergeben, und doch soll aus so vielen verschiedenen Persönlichkeiten so etwas wie eine Gesamtpersönlichkeit in Gestalt eines Gemäldes werden. Man darf wohl sagen, daß Groeber in diesem Konzernbilde die schwere Aufgabe glücklich gemeistert hat.

Erich Simon (zw. S. 104 u. 105) ist unseren Lesern längst ein guter und lieber Freund geworden. Er wird manchmal traurig sein, daß er hundert Jahre zu spät auf der Welt ist, denn er hält zweifellos das Biedermeier für bedeutend angenehmer als unsere Gegenwart. Aber wir freuen uns, daß uns die Zeit unserer Groß- und Urgroßväter in der Kunst dieses ihres Spätlings noch einmal lebendig wird, daß er uns immer wieder malt, wie nett und gemütlich es auf der Welt sein kann, wenn man sich zum Rauchen und Trinken wie zu allen andern angenehmen Dingen des Lebens nur Zeit läßt. In ihm lebt ein beschaulicher Humor, der an allen möglichen Kleinigkeiten seine herzliche, seine gefühlvolle Freude hat, so auch an dieser „Kostprobe“, die der Wirt, „standhaft und treu“, seinen geehrten Gästen kredenzt, während sein Töchterlein aus dem Fenster guckt.

Solange Österreich-Ungarn in der Doppelmonarchie vereinigt waren, haben sie sich oft gezankt. Nur in künstlerischen Dingen hat zu allen Zeiten ein friedfertiges Geben und Nehmen bestanden, und diese Überlieferung hat eine in Wien im Künstlerhause veranstaltete ungarische Ausstellung wieder aufgenommen. Aus ihr stammt das wirkungsvolle Bild der „Kammer“ von dem Budapester Franz Marton (zw. S. 112 u. 113).

★

Wie kommt man zu den Originalen der Kunstwerke, die in diesen Heften abgebildet sind? Oft werden wir danach gefragt, so erst kürzlich wieder nach den farbigen Skizzen, die den Aufsatz über das Deutsche Museum in München (Juniheft) schmückten. Es ist selbstverständlich, daß wir mit großer Freude und uneigennützig die Verbindung zwischen dem kauflustigen Leser und dem Künstler herstellen. Gehört doch diese Tätigkeit in den Rahmen dessen, was unserer Zeitschrift seit vierzig Jahren am Herzen liegt: die Kunst volkstümlich, das Publikum mit dem Wirken des Künstlers vertraut zu machen und die Schranken zu beseitigen, die sich zum Schaden unserer Kultur zwischen Schaffenden und Genießenden aufgerichtet haben. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 —  Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

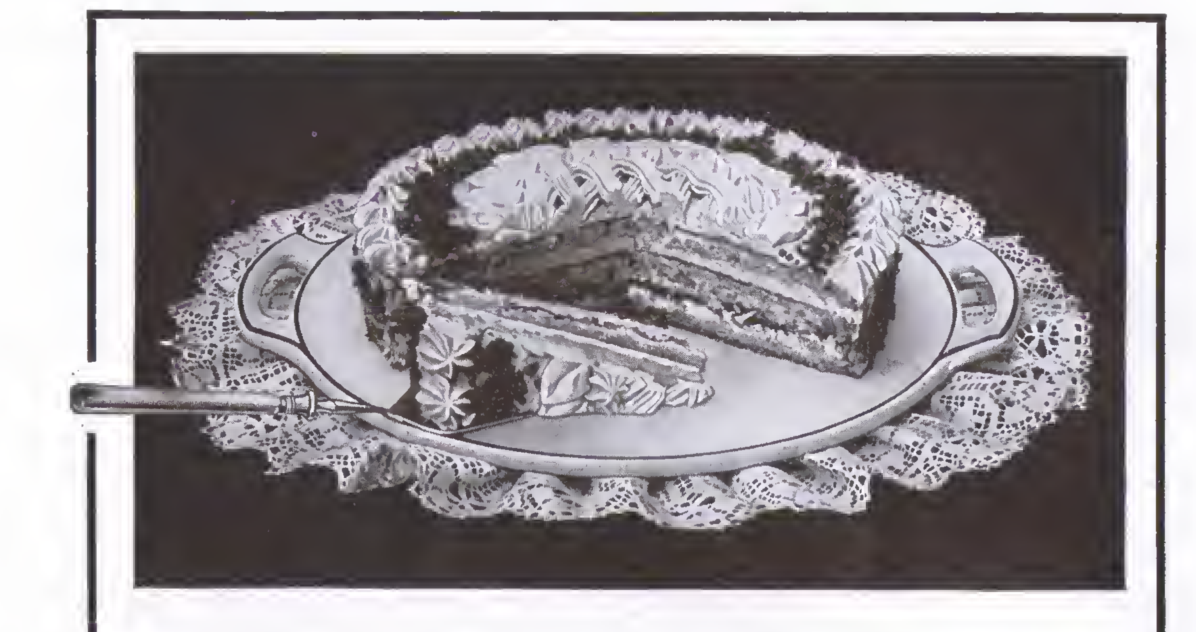
Halt!
Hier bleiben wir – denn hier steht sie ja schon

Vasenol-
Wund- u. Kinder-
Puder
und
Paste

Vasenol-
Puder

Vasenol-Paste

So



# Buttercreme-Torte, hochfein

Gebacken mit Dr. Oetker's Backpulver „Backin“ und Dr. Oetker's feinem Stärkepuder „Gustin“ nach folgendem Oetker-Rezept:

Wie billig sich die Torte stellt, kann jede Hausfrau selbst sehr leicht berechnen.

## Zutaten:

**Teig:** 100 g Weizenmehl,
100 g Dr. Oetker's Gustin,
200 g Zucker,
3 Eier, 4 Esslöffel Wasser,
$^1/_2$ Päckch. Dr. Oetker's Backpulver Backin,
das Abgeriebene und
1 Esslöffel Saft einer Zitrone.

**Creme:** $^1/_2$ Liter Milch,
1 Päckchen Dr. Oetker's Vanille-Puddingpulver,
150 g Zucker,
175 g Butter oder Margarine,
30 g Palmin,
25 g geriebene Mandeln.

Zubereitung: 3 Eigelb werden mit dem Zucker, 4 Esslöffel Wasser, dem Abgeriebenen und dem Saft der Zitrone schaumig gerührt. Nach und nach gibt man das mit dem Backin gemischte Mehl und Gustin hinzu, verrührt alles glatt und zieht zuletzt den steif geschlagenen Schnee unter den Teig, gibt ihn in eine gefette Form und backt bei gelinder Hitze.

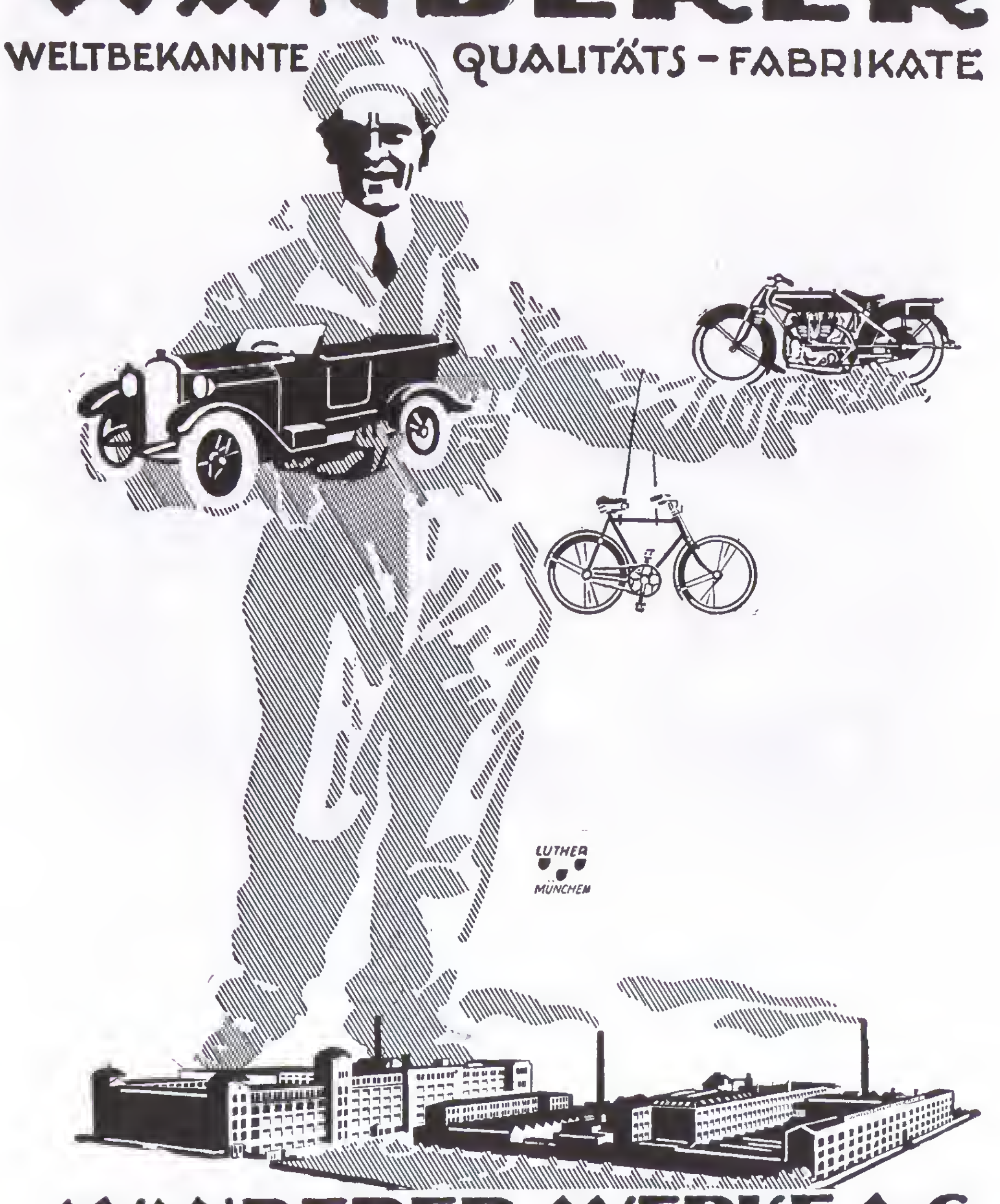
Creme: Von $^1/_2$ Liter Milch, 150 g Zucker, 1 Päckchen Vanille-Puddingpulver kocht man nach angegebener Vorschrift einen Pudding, den man bis zum Erkalten rührt. Danach schlägt man 175 g Butter und 30 g Palmin schaumig und rührt löffelweise die Creme darunter. Den erkalteten Tortenboden schneidet man in 3 Scheiben, bestreicht jedes Teil mit der Creme und setzt sie aufeinander. Die Oberfläche und die Seiten bestreicht man ebenfalls mit der Creme und garniert die Oberfläche mit dem Spritzbeutel. Die Torte bestreut man mit den geriebenen Mandeln, die vorher in etwas Zucker und Butter braun geröstet sind.

Verlangen Sie vollständige Rezeptbücher kostenlos in den Geschäften, wenn vergriffen, umsonst und portofrei von:

**DR. A. OETKER, BIELEFELD**

WANDERER

WELTBEKANNTE QUALITÄTS-FABRIKATE




WANDERER-WERKE A.-G.

SCHÖNAU BEI CHEMNITZ.




KHASANA DAS UNVERGÄNGLICHE

*Parfüm . M 3.–, 5.– 7.– usw.*
*Taschenpuder M 1.–, 1.25 usw.*
*Puderpapier . . M –.50, –.75*
*Talkpuder M 1.– / Seife M 2.–*
*Hautcrème . . M 1.– und 2.50*

*Kopfwasser M 2.50, 4.50 usw.*
*Toilettewasser M 3.50, 6.50 usw.*
*Eau de Calogne M 3.50, 6.50 usw.*
*Brillantine . . M 1.–, 1.25, 2.50*
*Badesalz . . . M 2.25, 4.–. 7.50*

*Wer Mund- und Zahnpflege zu einer täglichen Freude gestalten will – der verwende Dr. Albersheim's Salugen-Mundwasser. Kleinste Flasche M 1.25 – d. h. jede Anwendung kastet nur 1 Pfennig.*

*NEUHEITEN: Khasona-Lippenrot M 1.– / Khasana-Shampoa M 0.35*

# Steckenpferd-Seife




Goldina
KAKAO
Überragend an Güte und Wohlgeschmack
SCHOKOLADE
PRALINEN
HANS SAEBENS


Den zartesten Spitzengeweben wie den frohfarbenen
Stickereien ihres traulichen Teetisches gibt jede Dame
vollendete Gepflegtheit durch die Wäsche mit LUX.
LUX ist das reinigungskräftigste und schonendste
Mittel zur Pflege empfindlicher Gewebe und Farben.
M. G.
LUX
SEIFENFLOCKEN
der
Sunlicht Gesellschaft A.G.

# Der Beobachter

## Was ein altes Lexikon erzählt

Sie sind alle wieder da, die großen und die kleinen. Sie sind nicht mehr so bändereich wie in der Vorkriegszeit, denn wer hat heute das Geld, sie zu bezahlen, und den Raum, sie unterzubringen? Aber lange hält es der Deutsche ohne sein Konversationslexikon nicht aus. Er muß wieder die Beruhigung haben, daß er sich mit einem Handgriff ins Bücherbort über alles unterrichten kann, was ihm beim Lesen oder bei der Unterhaltung und wohl auch gelegentlich beim eigenen Nachdenken fraglich erscheint. Und so kommen sie denn angetrollt, groß, klein und mittelgroß, Brockhaus, Meyer, Herder, strahlend in ihren neuen Einbänden und aller frischen Weisheit voll, und verstoßen ihre Vorgänger vom Katheder der Gelehrsamkeit. Denn wenn man sich belehren will, so will man aus den frischesten Quellen schöpfen. Das ist sicherlich ein praktischer Grundsatz, und man tut gut daran, nach ihm zu lernen, selbst wenn einem dabei die Erkenntnis aufdämmern sollte, daß wir gewiß nicht weiser und kaum klüger als unsere Vorfahren werden und daß unsere Erkenntnis ewig verdammt sein wird, mit einem Kienspan in die Nacht der Problematik unseres Daseins zu leuchten.

Über den Wert eines alten Konversationslexikons wird sich niemand verstiegenen Vorstellungen hingeben. Der pedantische Wißbegierige wird es aus seiner Bücherei verbannen, auf daß es nicht ein Anlaß zu Irrtümern werde. Aber wer sich für die Geschichte der Bildung und des Geschmacks interessiert, dem bietet es einen ergiebigen Anlaß zu allerlei unterhaltenden und erheiternden Beobachtungen, wie sie Dr. Ernst v. Klarwill an einem fast hundertjährigen Brockhaus angestellt hat. Dieser Brockhaus umfaßt zwölf Bände von je 1000 Seiten und hat fünfzehn Taler gekostet, eine Menge Geld für die damalige sparsame Zeit.

Hören wir zunächst, was das Lexikon über Berlin zu melden weiß. Die Hauptstadt des preußischen Königreichs wird als eine der größten und schönsten Städte Europas bezeichnet. Dann heißt es weiter: „Berlin zählt 133 Straßen, 91 Gassen, 22 Plätze, 15 Tore, 27 Pfarrkirchen, 37 Brücken. Im Jahre 1817 umfaßte es 7133 Häuser mit Einschluß der Kirchen, der öffentlichen und Fabrikgebäude — letztere waren 61 an der Zahl — sowie der Ställe und Scheunen; solcher wurden nicht weniger als 483 gezählt." Die Einwohner werden im Jahre 1825 mit 222 000 Seelen angegeben (einschließlich des Militärs). Nunmehr werden die fünf „Städte" und fünf Vorstädte namhaft gemacht, in die das alte Berlin zerfiel und deren wichtigste Gebäude und öffentliche Anstalten kurz geschildert. Der Tiergarten wird ausführlich beschrieben, wobei jedoch mit leisem Tadel bemerkt wird, daß „auf dessen einer Seite hauptsächlich Juden Grundstücke erworben haben, weshalb man diesen Teil Neu-Jerusalem zu nennen pflege" (übrigens eine Bezeichnung, die sogar noch bei Theodor Fontane auftaucht). An Bildungsanstalten zählt das Buch auf: 100 öffentliche und 50 Privatschulen für den ersten Unterricht der Kinder; an Bürger- oder Mittelschulen 10 öffentliche, 60 Privat- und 13 Spezialschulen;

an höheren Bildungsanstalten 5 gelehrte Schulen, 7 höhere Spezialschulen und die Universität. Dazu kommt noch eine große Zahl verschiedener Akademien und gelehrter Gesellschaften, die einer ausführlichen Besprechung gewürdigt werden. Gerühmt wird die ausgebreitete charitative Tätigkeit in der Stadt, „da ungefähr 12 000 Arme ohne Hilfe nicht bestehen können". Die wohltätigste Anstalt dieser Art ist das vom Kriegsrat Kranz im Jahre 1794 errichtete Bürgerrettungsinstitut, das verarmte Bürger, um ihnen emporzuhelfen, bedeutend unterstützt und bereits mehrere seiner ehemaligen Pfleglinge unter seinen Mitgliedern zählt. Schließlich sei noch bemerkt, daß an der Universität damals 90 Lehrer wirkten und 1640 Jünglinge, darunter 400 Ausländer, studierten.

*

## Das Scheusal

Bettina von Arnim, die Frau von Achim von Arnim und Schwester Clemens Brentanos, soll nach Erzählungen ihrer Bekannten ein großes enfant terrible gewesen sein. Wie burschikos sie sein konnte, davon gab sie einst im Hause von J. F. Reichardt, dem bekannten Musikschriftsteller und Hofkapellmeister Friedrichs des Großen, eine Probe.

Sie war mit mehreren Bekannten bei Reichardt zum Tee, als unerwartet ein auswärtiger Freund Reichardts zu Besuch kam. Bettina, die sich durch seine Anwesenheit nicht im geringsten stören ließ, benahm sich unbekümmert in dem vertrauten Kreise, wie sie es sich unter ihren guten Bekannten erlauben durfte.

Dazu gehörte zum Beispiel auch ihre Gewohnheit, sich auf den Teetisch zu setzen und mit baumelnden Beinen an der Unterhaltung teilzunehmen.

Der Freund Reichardts, der auf Anstand und gute Sitten großen Wert legte und Bettina weiter nicht kannte, fragte beim Abschied ganz entrüstet, wer dies „Scheusal" sei. Dies sprach er so laut zu Reichardt, daß es Bettina, die ihm mit den Augen gefolgt war, hören konnte. Kaum hat sie das Wort vernommen, da springt sie vom Tisch, eilt nach der Türe und ruft dem Fremden nach: „Ja, und denken Sie sich, dieses Scheusal hat neun lebendige Junge." A. Heller.

*

## Von den Preisen der Kunstwerke

Ein großes Klagen geht durch die Künstlerschaft: niemand kauft Kunstwerke, der Markt liegt danieder, und auf Auktionen müssen oft ausgezeichnete Kunstwerke von denen, die sie versteigern lassen wollten, zurückgezogen werden, weil keine oder beschämend niedrige Angebote darauf gemacht wurden. Geht aber auf einer Ausstellung oder aus der Werkstätte des Künstlers ein Werk weg, so wird es heute zumeist viel zu niedrig bezahlt, wenigstens wenn man den Preis nach jenen Preisen mißt, die vor dem Kriege üblich waren. Für den Wert eines Kunstwerkes gibt es keine feste Normen, hier sprechen

Liebhaberei und Seltenheit die entscheidenden Worte, das Gesetz von Angebot und Nachfrage reguliert den Preis; zuletzt geben immer die Summen, die auf Auktionen gezahlt wurden, den Ausschlag. Man darf an den Fall des Greco erinnern. Vor zwanzig Jahren, ehe die Kunstwissenschaft den Greco „entdeckte“ und inthronisierte, konnte man nicht nur in der spanischen Provinz, sondern auch in Paris die eigenartigsten Grecos um einige tausend Franken kaufen, während nach der großen Vente Nemes die Preise für Greco schon in die Hunderttausende gingen. Ähnlich verhielt es sich mit Magnasco, obzwar es nicht gelang, die Preise für diesen Italiener in ähnliche schwindelerregende Höhen hinaufzuschrauben. Bei neueren Meistern ereignete sich das gleiche mit dem Wiener Karl Schuch, dem hervorragenden Stillebenmaler aus dem Leibl-Kreis. Man brauchte vor 15 Jahren noch keine 500 Mark für ein Bild Schuchs anzulegen, man konnte Schuch-Bilder noch billiger kaufen, bis um das Jahr 1910 die sämtlichen im freien Handel und bei den Erben befindlichen Gemälde Schuchs in einer einzigen kunsthändlerischen Hand vereinigt waren: nun aber begann die Schuch-Hausse. Bei der Auktion Schmeil im Jahre 1916 ging das sog. „Matteo-Stilleben“ Schuchs um 40 000 Mark weg und die Münchener Neue Pinakothek schätzte sich sehr glücklich, daß sie das „Spargelbündel“ ebendort um 17 500 Mark erwerben konnte. Ähnlich haben sich im Laufe weniger Jahrzehnte die Preise für figürliches Porzellan unerhört gesteigert. Bevor Hirth, Pannwitz, Darmstädter usw. ihre großen Porzellansammlungen zusammenbrachten, war Porzellanplastik sehr billig zu kaufen, und auch die genannten Sammler haben ihre Kollektionen um sehr wenig Geld erworben. Die Preissteigerung von der ersten Hirth-Auktion bis zu der etwa sechs Jahre später stattgehabten Pannwitz-Auktion betrug schon in manchen Fällen das Sechsfache. Besonders stieg das Meißner Porzellan und bei diesem wieder stiegen die Kändler-Modelle. Im März 1925 wurde für eine kleine Kändlersche Krinolinen-Dame (Auktion Darmstädter) 35 000 Mark gezahlt und ebendort eine Doppelgruppe des Nymphenburger Meistermodelleurs Bustelli um 27 000 Mark gefordert! Enorme Summen in dieser geldarmen Zeit! Die ganze Auktion Darmstädter brachte für 606 Nummern den ansehnlichen Betrag von 845 470 Mark.

Interessant ist es, dem gegenüberzuhalten, wie unsere alten Meister zu ihrer Zeit bezahlt wurden. Es sind uns einige alte Künstlerhonorare bekannt. Albrecht Dürer nahm, als er 1506 nach Venedig ging, sechs „Täfele“ mit, von denen er fünf um insgesamt 48 Dukaten verkaufte (der Dukaten muß zu 25 Goldmark gerechnet werden); doch hatte das Geld damals eine ganz andere Kaufkraft als heute, etwa das Vier- bis Fünffache, so daß man annehmen kann, nach heutigem Wert und Geldstand hätte Dürer etwa 1000 Mark für ein „Täfele“ bekommen. Für ein Madonnenbild zahlte ihm 1508 der Bischof Johann Thurzo von Breslau 72 Gulden rheinischer Währung (der Gulden ist mit 5,36 Mark Goldwert zu berechnen). 200 Gulden erhielt Dürer für das große, später verbrannte Hellersche Altarblatt, an dem er 13 Monate arbeitete und für das er allein um 25 Gulden Ultramarin vermalte, 280 Gulden für die „Marter der zehntausend Christen“. Demgegenüber ist interessant, daß Dürer, als er das Haus am Tiergärtnertor kaufte, dafür 275 Gulden „bar in Gold“ zu zahlen hatte. Dürers Lehrer Wohlgemuth war ein besserer Geschäftsmann, er bekam für den Schwabacher Altar

600 Gulden, dazu erhielt seine Frau ein „Trinkgeld“ von zehn Gulden. Dieses „Trinkgeld“ an die Künstlerfrauen bei Verkäufen oder Auftragserfüllungen war übrigens allgemeine Sitte; auch Dürers Frau und die Frau des Rogier van der Weyden erhielten es in verbürgten Fällen.

Nach dem Tod des Rubens erwarb Kardinal Richelieu des Meisters „Bad der Diana“ aus dem Nachlaß um 3000 Taler, im Jahre 1910 ging das Bild aus deutschem Besitz um den Betrag von 200 000 Dollar nach Amerika. Die Gemälde des Frans Hals wurden zu ihrer Zeit kaum geschätzt, und noch um das Jahr 1800 standen seine Hauptwerke unbeachtet im Keller des Haarlemer Rathauses. Eine Auktion im Jahre 1772 brachte auch einen Hals, er wurde mit ganzen — 25 Mark bezahlt; 1786 wurde in Berlin ein Porträt des Hals sogar um — fünf Mark, 1800 der schöne Hals der Liechtenstein-Galerie um 85 Mark verkauft, während um 1905 die Londoner National-Galerie für ein Familienbildnis des Meisters nicht weniger als eine halbe Million Mark anlegen mußte!

Daß die meisten der großen französischen Impressionisten, Manet an der Spitze, bei Lebzeiten hart um ihre Existenz ringen mußten, ist bekannt, und doch zahlte eine deutsche Galerie vor etwa 15 Jahren für ein nicht einmal besonders gutes Frühwerk Manets den Betrag von 100 000 Mark — eine Summe, die nicht sehr hoch erscheint, wenn man weiß, daß in der Yerkes-Auktion in Neuyork im April 1910 für ein Bild Turners 527 320 Mark und für einen Corot 328 450 Mark gegeben wurden.

Karl Spitzweg verschenkte die meisten seiner Bilder: heute werden sie mit 20 000 Mark und höher bewertet. Der Münchner Karl Haider hatte es sein Leben lang schlecht, er malte wenig und verkaufte billig, dafür stieg aber sein Bild „Der neue Stutzen“ bei der Auktion Schmeil im Jahre 1916 bis auf 20 000 Mark. Adolf Stäbli hungerte buchstäblich und war froh, wenn er 100 Mark für eine seiner Landschaften erhielt, heute werden 10 000 bis 12 000 Mark für mittlere Werke von seiner Hand gefordert. Um 1870 porträtierte Wilhelm Leibl Freunde und Kollegen und freute sich, wenn 100 Mark dafür gezahlt wurden, 1912 aber wurde sein Bildnis der Frau Gedon aus Paris um 154 000 Franken nach München zurückgeholt. Leibls „Dorfpolitiker“ wurden 1878 um 15 000 Franken nach Philadelphia verkauft, 1898 kamen sie nach Deutschland zurück, aber es mußten 81 000 Mark dafür aufgewandt werden. Im Jahre 1902 ging Leibls Bild mit den drei Frauen in der Kirche um den Preis von 112 000 Mark an die Hamburger Kunsthalle über.

Auch solche Bilder gibt es, die bei Lebzeiten des Künstlers überzahlt wurden: später sanken und sanken die Preise, beispielsweise für die Bilder von Knaus. Aber es steht außer Frage, daß auch ihre Zeit wieder kommt, wie manches der Kunstwerke, das heute zu einem viel zu niedrigen Preis weggeht, durch seine Qualität Gewähr dafür leistet, daß es in künftigen Tagen das Vielfache des heutigen Kaufpreises wert sein wird.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.




Hier abtrennen!

Postkarte

Mit
5 Pfg.
frankieren!

Herrn **Robert Lederer**

**Leipzig**

**Wintergartenstraße 4**
**(Am Hauptbahnhof)**

# Das sind offensichtliche Vorteile, die auch Sie beachten müssen!

Innerhalb fünf Monaten gelangen bei nur 130000 Losen

# 58500 Gewinne

die von Einkommensteuer befreit sind, im Gesamtbetrage von reichlich über

# 12 Millionen RM.

zur Ausspielung und Auszahlung. An der Spitze stehen

**500000, 300000, 200000**
**150000, 100000, 2×50000**

**Reichsmark**

## Fast jedes zweite Los gewinnt!

In Preußen, Großthüringen und Braunschweig zu spielen erlaubt.
Nach Bayern, Baden und Württemberg werden Lose nicht versendet.

**Der Einsatz** ist, der wirtschaftlichen Lage angepaßt, **gering.**

Zu jeder der fünf Klassen kostet

| 1/10 | 1/5 | 1/2 | 1/1 | Los nur |
|---|---|---|---|---|
| **3.-** | **6.-** | **15.-** | **30.-** | RM. |

**Die Ziehung** 1. Klasse der 189. Sächsischen Landes-Lotterie findet am

**19. und 20. Mai 1926**

statt. Jeden weiteren Monat bis zum September ist **eine Ziehung.** Amtlicher Plan folgt mit Lossendung. Gewinnliste zehn Tage nach Ziehung mit dem Erneuerungslos. Bestellungen sofort durch anhängende Postkarte erbeten. Gewissenhafte, diskrete Bedienung ist meine vornehmste Aufgabe.

**Robert Lederer, Leipzig**
**Amtliche Staatslotterie-Einnahme**
**Wintergartenstraße 4, am Hauptbahnhof**
Postscheckkonto 51171 · Fernsprecher 21583*
**Seit 1893 bestehend**



C. SCHRÖTER, LEIPZIG

Hier abtrennen!

## BESTELLKARTE

Senden Sie mir sofort mit amtlichem Plan:

......./10 Los zum Preise von je 3 Reichsmark für jede der fünf Klassen
......./5 „ „ „ „ „ 6 „ „ „ „ „ „
......./2 „ „ „ „ „ 15 „ „ „ „ „ „
......./1 „ „ „ „ „ 30 „ „ „ „ „ „

Betrag sende nach Erhalt der Lose ein, aber vor Beginn der Ziehung.
Zu jeder Ziehung amtliche Liste erbeten.

Name und Stand: ..............................

Ort: ..............................

Straße: ..............................

Adresse bitte vollständig und recht deutlich schreiben!